

OLGA KOBYLANSKA



VALSE MÉLANCOLIQUE

Ausgewählte Prosa

Meridian des Herzens



Das zentrale Thema der ersten Erzählungen sowie des ganzen Prosawerkes von Kobylanska manifestiert sich im Konflikt der Frauenstärke und der Schwäche der Männer. Ihre Heldinnen sind moralisch, psychologisch, intellektuell stark [...]. Sie sind außerordentlich emotionell und mit einer unstillbaren Sexualität ausgestattet. Ihnen ist das emotionale Erleben der intellektuellen Erfahrung eigen, besonders was die Frauenproblematik betrifft.

Solomija Pavlytschko

Віст...
неотмає по...
В пати...
OLGA KOBYLANSKA

VAISE MELANCOLIQUE

Ausgewählte Prosa

Handwritten text in Cyrillic script, likely a manuscript or a collection of prose, serving as a background for the title page. The text is dense and covers most of the page.

Bibliothek der deutschsprachigen Literatur
Бібліотека німецькомовної літератури

Меридіан серця

Meridian des Herzens

OLGA KOBYLANSKA

**VALE
MÉLANCOLIQUE**

Ausgewählte Prosa

Herausgegeben und mit einem Nachwort
von Petro Rychlo



Czernowitz
Knyhy – XXI
2013

ББК 84(4укр)

K 55

Kobylanska Olga

Valse mélancolique. Ausgewählte Prosa / Herausgegeben und mit einem Nachwort von Petro Rychlo. – Czernowitz: Knyhy – XXI, 2013. – 292 S.

ISBN 978-617-614-038-2

Olga Kobylanska (1863-1942) gilt in der ukrainischen Literatur als eine der wichtigsten Repräsentantinnen der Moderne des fin de siècle. Mit ihrem literarischen Prosawerk hat sie neue Stoffe, Themen und Figuren in die ukrainische Literatur eingeführt, die auf feministische Problematik, philosophische Weltauffassung und psychologische Tiefe der Darstellung hin zielten. Von Kindheit an war sie durch deutsche Sprache und Kultur geprägt und begann schon früh auf Deutsch zu schreiben. Und obwohl sie später zum Ukrainischen übergang und in dieser Sprache ihre wichtigsten Romane und Erzählungen verfasste, bleibt der deutschsprachige Teil ihres Werkes bis heute souverän und relevant. Der Band enthält Erzählungen, Skizzen und einen Essay von Olga Kobylanska, die seinerzeit in verschiedenen deutschsprachigen Druckorganen publiziert wurden, doch heutzutage beinahe unzugänglich sind. Zum erstenmal seit 1901, als ihr Band «Kleinrussische Novellen» in Deutschland erschienen war, sind nun diese Texte wieder in Buchform zu lesen. Die Ausgabe erscheint zum 150. Geburtstag der Dichterin.

Gefördert von Ludmila und Sergij Osatschuk (Czernowitz) und dem Österreichischen Austauschdienst GmbH

ŒAD[®] - Kooperationsstelle Lemberg

Bei der Ausstattung des Buches wurde das Bild von Natalia Jarmoltschuk «Dein Spiegel» (Aquarell, 1998, Künstlermuseum Czernowitz) verwendet.

Verlag «Knyhy – XXI» Czernowitz, Ukraine, 58000, a/c 418

tel.: +38(0372)586021

e-mail: booksxxi@gmail.com

www.books-xxi.com.ua

© Petro Rychlo, Herausgabe, Nachwort

© Verlag «Knyhy – XXI»; Czernowitz, 2013

INHALTSVERZEICHNIS

Novellen und Erzählungen

Natur	9
Eine Schlacht	43
Eine Unzivilisierte	69
Über den Hotar	124
Valse mélancolique	144
Die Waldmutter	203

Skizzen

Die Bauernbank	223
Fantaisie Impromptu	228
Demut	236
Die Bettlerin	241
Rosen	245
Dichter	248
Übers Meer	255

Essays

Über Tolstoj	263
--------------	-----

Anmerkungen	273
-------------	-----

Nachwort	277
----------	-----

Novellen und Erzählungen

NATUR

Sie war über die Zwanzig und groß.

«Kleinrussisch» vom Scheitel bis zur Sohle, hatte sie nur rötliches Haar, welches bei den Kleinrussen zur Seltenheit gehört, aber die Züge hatten Rasse, und die fast melancholische Trauer, die sich auf allem ausprägt, was an diese unglückliche Nation gemahnt, war auch bei ihr ein Grundzug des Charakters. Ihre Augen, groß, etwas unbeweglich und von feuchtem, schimmerndem Glanze, blieben auch dann traurig, wenn der Mund lächelte.

Um dieser ihrer Augen willen nannte man sie «die russische Madonna». In Einsamkeit und in einem fast üppigen Glanze aufgewachsen, kannte sie weder das Leben, noch wusste sie etwas von seinen düsteren Seiten. Sie kannte es bloß aus Büchern, aus welchen sie sich bis zum Überdruß voll las.

Tolstoj war ihr Gott, und Schewtschenko¹ kannte sie fast auswendig. Träge wie ihr Volk, empfand sie nicht viel Bedürfnis nach Arbeit, und in ihrer Lebensweise glich sie jenen exotischen Pflanzen in den Treibhäusern, die von den Stürmen außer ihrer Umgebung nur träumen. Und sie hatte viel zusammengeträumt.

Ihre Phantasie entfaltete sich zu einer Blüte, auf deren Kosten alle anderen Triebe erstickten und nie an

¹Ukrainischer Nationaldichter.

das Sonnenlicht gelangten. Obwohl gefühlvoll bis zur Krankhaftigkeit, verspottete sie ein bloßes «Züchten von Gefühlen und Gedanken».

Über alles liebte sie die Natur.

Sie streifte im Gebirge umher, ohne Begleitung oder Waffe, wie ein Mann. Die ganze gebirgige Umgegend der kleinen Stadt, in der sie lebte, war ihr bekannt wie ihr Gemach, und eine der schönsten und wildesten Partien bildete den ganzen Sommer hindurch das Ziel ihrer Spaziergänge.

Ihr von Natur aus kraftvoll angelegtes Wesen verlangte mehr als «Zimmerschönheit» und ein ruhiges, verweichlichtes Leben. Instinktiv fühlte sie das Dasein der Stürme, und es gab Momente, in denen sich ihre Seele voll leidenschaftlichen Ansturmes danach sehnte. Sie liebte den Kampf, wie man prächtige farbenreiche Gemälde und eine berauschte Musik liebt, und ebenso hatte sie ihn in ihrer Vorstellung. Eine undeutliche Begier nach dem Gefühle von Sieg machte sich zeitweise bei ihr geltend; allein im Nichtsthun aufgewachsen, nie angespornt und gekräftigt, sondern verzärtelt, verfeinert, schlief ihre Kraft und verkümmerte und ging über in eine krankhafte, unmotivierte Sehnsucht.

So war sie.

Sie träumte von einem Glücke, dessen bunte Fülle ersticken müßte.

Sie erwartete es täglich, lebte beständig in Erwartung von etwas Neuem, Fernem. Gleich einer Sonnenblume stand ihr Gemüt einem unbekanntem Etwas offen. –

Im Walde lag sie im Moose langgestreckt und suchte zwischen den Wipfeln der Tannen den Himmel. Das war schön.

Mitunter verfolgte sie den Flug des Adlers oder einen Weih, wie der seine stillen Kreise zog und gleich einem

schwarzen Punkte in den Lüften hing.

Gierig verschlang sie die Laute des Wassers und bildete sie um zum Lachen. Klang vielleicht nicht das Fallen eines Baches über Fels und Stein wie halblautes Lachen? Wenn man sich hineinhörte...

Ein andermal vertiefte sie sich ganz in das Rauschen des Waldes, und das Antlitz verhüllt, bildete sie sich ein, sie läge am Meeresstrande.

So müssten die Meereswellen rauschen, so wie der Fichtenwald, genau so... nur vielleicht etwas lauter.

Es war ihr Lieblingswunsch, aufs Meer hinauszukommen, es einmal bei Sturm zu sehen oder bei Sonnenaufgang oder bei Mondlicht. Das musste eine andere Art Schönheit sein, als das Gebirge; unruhig und voller Abwechslung, verlockend und prächtig. Das Gebirge in seiner stoischen, düsteren Ruhe stimmte schwermütig und weckte immer mehr ein Schönheitsverlangen, als dass es ein solches zu stillen vermochte.

So träumte sie auch von den Fjorden da oben im Nordland... Hie und da klang durch den Wald die trauervolle Dumka² eines einsam reitenden Huzulen³, und das bereitete ihr stets einen Hochgenuss.

In den Schluchten zwischen steilen Felswänden erklang das Echo. Und sie stellte es sich vor als einen großen Vogel, der im unachtsamen Fluge an harte Felswände schlug und endlich ermattet zu Boden niedersänke. – Darauf folgte dann die Stille.

Manchmal weinte sie vor Trauer.

Über die Tannen raste der Sturm und schüttelte und bog sie und machte sie um so kräftiger. Um so stolzer hoben sie ihre Wipfel am nächsten Morgen und ließen sie

² Ukrainisches Volkslied.

³ Ukrainische Gebirgsbewohner in den Karpaten.

vom Sonnenlicht vergolden. Das alles gab ein Recht, sich bis in die Wolken zu erheben und stolz zu sein.

Auch sie liebte die Kraft, und doch!

Einmal brachte man ihrem Vater ein Gebirgspferd zum Ansehen.

Es war ein prachtvoller, langgestreckter Hengst, schwarz wie eine Kohle, mit einem Halse wie ein Bogen, großen Nüstern und hervorstehenden, funkelnden Augen; der reiche Schweif fegte fast den Boden.

Sie stand beim Fenster und sah zu, wie es in seiner Wildheit sich bäumte und unbändig schien. Ein junger und schöner Huzule, den sie schon öfters in ihres Vaters Kanzlei gehen sah, hielt das Tier und gab sich alle Mühe, es zum Stillstehen zu zwingen, um auf Wunsch seine Hufe auch von unten betrachten zu lassen.

Es schien ihm das nicht zu gelingen.

Eine plötzliche, unwiderstehliche Lust überkam sie, das Tier zu bändigen. Ihre Blicke glommen auf, und die feinen Nasenflügel erzitterten. Es regte sich etwas in ihr, was an Thatenlust gemahnte, und trieb sie hinaus.

Sie lief so, wie sie im Zimmer stand, mit bloßem Kopfe, auf den Hof. Als sie jedoch fünf Schritte vor dem Tiere stand und es sich just in diesem Momente bäumte, erschrak sie derart, dass die Kniee unter ihr erzitterten und sie erblasste.

Einige Minuten später lag sie im Lehnstuhl, und ihre schönen, blassen, beringten Hände lagen müde im Schoße und hoben sich vornehm und unbeweglich von dem schwarzen Spitzenkleide ab...

Bah! – was war ihr?

Das war ein lächerliches Auflodern, eine unzeitgemäße Regung plebejischer Instinkte, die aber dank ihrer feinen Lebensweise keine Zukunft hatten. Sie hatte sich vor der Dienerschaft blamiert. Ihre Lippen krümmten

sich in Selbstironie. Sollte die Natur thatsächlich ununterdrückbar sein?

Ihre Großmutter väterlicherseits war nämlich eine Huzulin. Schön, aber dennoch Bäuerin! Da pflegt es immer unbewachte Augenblicke zu geben, in denen die Instinkte emporschwellen und keinen Damm kennen.

Aber ihre Mutter war eine vornehme Dame von gewählten Formen und strengen Sitten, und die Schönheit war bei ihr kein bloßer Zufall. Sie war erarbeitet und «das Schlussergebnis einer Arbeit von Geschlechtern». – Sie hatte entschieden die Natur ihrer Mutter; sollten aber bei ihr Nachklänge großmütterlicher Regungen vorhanden sein, dann konnten es nur Dissonanzen sein.

Es war ihr übrigens nicht so sehr um das Pferd zu thun. Sie wollte auch einen Blick auf den Menschen werfen, der daneben stand. Einmal kam ihr der Gedanke in den Sinn, ihn zu malen. Er hatte rein slavische Züge; überhaupt – er hatte etwas Eigenes an sich. Etwas Anziehendes, Zwingendes, etwas, das ihre Aufmerksamkeit erweckt hatte. Gewöhnlich sah sie ihn nur an ihrem Fenster vorbeigehen – d. h. zu ihrem Vater gehen. Aber sie hätte einmal seine Augen und seinen Mund aus der Nähe sehen mögen. ... Nur einmal – dann hätte sie weiter aus dem Gedächtnisse gemalt.

Ja, es gab Augenblicke, in denen sie fähig war, Großes zu leisten, gespannt war wie ein Bogen, der Pfeile absenden soll in weite Ferne. Aber das dauerte nie lange. Sie schrumpfte in sich zusammen und ward träge. Das Warten machte sie matt und verstimmte sie. In solchen Momenten suchte sie die Natur auf.

Dort holte sie sich Kraft und Ausdauer. Dort feierte sie ihre goldenen Stunden des Sieges – z. B. wenn sie eine hohe, gefährliche Spitze erklommen, einen steilen Fels, wenn sie einen Adler aus der Nähe betrachtete,

seine schwarzen, funkelnden, feindseligen Augen, seine lauernde, vornüber gebeugte Haltung.

Ganz besonders liebte sie den Herbst.

Aber nicht jenen, der nur feuchte, dämmerige Tage, gelbes Laub und kalte Stürme bringt, sondern jenen, der an Schönheit dem Frühling gleichzustellen ist. Der helle, warme Tage aufweist und einen klaren, blauen Himmel. Im Gebirge ist der Herbst stets wunderbar.

Die wilden Karpathen! – sie kannte ihre stolze, verschlossene Schönheit, und auch ihre eigenartigen Bewohner, die Huzulen. Kannte alle Geheimnisse des Waldes. ...

Im September ziehen sich von Baum zu Baum Spinnengewebe, fast endlos, und leuchten in der Sonne; und im Walde ist es still – still. ... Die Bäche rieseln ernst und eilig zu Thal, und ihr Wasser ist kühl, und an ihren Ufern blühen keine Blumen mehr.

Im Thale ist es etwas anders.

Dort scheint die Luft voll von Astergeruch, und auf allem liegt leichte Schwermut. Das ist die Melancholie alles Fertigen, die allem ihr Gepräge aufdrückt.

Dies ist die Schönheit, in der sie schwelgt, in der sie ihre Seele badet, und die sich in ihren großen, erwartungsvollen Augen spiegelt. ...

Es war nach einem Gewitter.

Die Sonne war im Untergehen und der Himmel wolkig und nur im Westen hell gerötet.

Die Berge, von Nebelmassen phantastisch umzogen, stachen scharf und blaudunkel vom Himmel ab.

Auf einem dieser bewaldeten Berge stand eine neue Huzulenhütte.

Stämmige Fichten breiteten ihre Arme über ihr aus; sie schüttelten unmutig die stolzen Wipfel, und einzelne,

große Regentropfen fielen lautlos ins Moos.

Ringsum Stille; nur wie gedämpftes Meeresrauschen scholl es durch die unabsehbaren Wälder.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne drangen hie und da in das Dickicht des Waldes und spielten für kurze Augenblicke als goldig zitternde Schatten auf den Zweigen; und dann ward es im Walde völlig dunkel.

Die Thüre der Hütte öffnete sich, und heraus trat, etwas gebeugt, ein junger Huzule, eine Axt nachlässig über der Schulter haltend, und sah sinnend in die Ferne.

Er war schlank, elastisch und überaus kraftvoll gebaut, wie alle seine Stammesgenossen, und sein Antlitz von eigenartiger Schönheit. Düster sinnend, um den Mund fein und in der oberen Partie slavisch, d. h. etwas breit, ohne der Schönheit Abbruch zu thun.

Sein schwarzes Haar war der Sitte gemäß bis zu den Brauen geschnitten und verdeckte die Stirn.

Seine Tracht hob die Schönheit seines Körpers: Blutrote Beinkleider und ein schneeweißes, um Hals und Ärmel gesticktes Hemd, dessen weite Ärmel die Kraft der sehnigen Arme unverhohlen zeigten. Brust, Hals und Handgelenk waren mit Silber- und Messingketten und Kreuzen geschmückt, und am breiten, buntfarbigen Ledergürtel hingen kleine Fingerhüte und Münzen, staken eine Pfeife und einige Waffen.

Forschend blickte er in die vor ihm liegende Schlucht, aus der weißliche Nebelmassen empordampften, die wie zerrissene Schleier die Baumwipfel umhüllten.

Er mochte immerhin blicken und forschen: das, woran er dachte, tauchte aus jener grünen Tiefe nicht auf. Schleier um Schleier zog langsam über die Schlucht, und dann versanken auch die letzten Sonnenstrahlen hinter den Bergen. ... Unmutig spuckte er durch die Zähne, schritt zu einer neben der Hütte gestürzten großen Tanne

und schlug, weit und kräftig ausholend, die Axt in sie ein. Dann setzte er sich auf diese, die Arme auf die Kniee stützend, und vergrub das Gesicht in die Hände.

Etwas Böses hatte sich seiner bemächtigt.

Und dieses Böse, das war sie, die wunderschöne rothaarige Hexe, der er im Walde begegnete. ... Hexe? ... Er hatte ihr ja gesagt, dass sie dem Bilde der Mutter Gottes, welches in der Dorfkirche hänge, gleiche; und doch! ... und doch war sie keine Mutter Gottes. ...

Die Mutter Gottes hat kein rotes Haar, die Mutter Gottes hält niemanden zum Narren, nachdem sie einen so sehr gefesselt wie sie ihn, die Mutter ist heilig, während sie ... ach!!

Vor drei Tagen war das alles vorgefallen, und seit der Zeit ist er wie wahnsinnig.

Sogar im Traume sieht er sie. Sein Blut kreist ihm wie toll durch die Adern, in den Schläfen hämmert es, und vor den Augen hat er Funken. ...

Sie ist keine Mutter Gottes, diese Hexe! Diese wunderschöne, berückende rothaarige Hexe!

Wie er sie liebt, wie er sich nach ihr sehnt! Er ist vor Sehnsucht krank, er möchte weinen wie ein Knabe und möchte sie totschiagen vor Zorn, weil er sie nicht hat! Warum begegnete er ihr nirgends? Warum?

Es hatte so traurig begonnen und so herrlich geendet. ...

Es war so.

Zuerst hatte ihn der Aufseher «wegen Übertretung des Forstgesetzes» unten in der Stadt bei den Herren angeklagt, und zwar, weil er eine Tanne (dieses beinahe morsche Zeug da, auf dem er saß) eigenmächtig umgehackt hatte. Die hatten ihn dafür Strafe zahlen lassen und, wie sie sagten, wegen ungebührlichen Betragens vor Gericht achtundvierzig Stunden lang festgehalten.

Lebhaft stand alles vor seiner Seele.

Es hatte nichts geholfen, als er ihnen auch den Beweggrund jener Handlung vorhielt. Er brauchte einfach Holz für seine Koliba⁴, in der er mit seiner Mutter den Sommer über wohnte und Aufsicht hielt über seine Schaf- und Pferdeherden. Da ihm das «Klafterholz» ausgegangen war, und er unumgänglich nötig welches brauchte, hatte er die Axt an jenen Baum gelegt ... an einen einzigen Baum in jenem Urwalde. ...

Natürlich war er aufgebraust, als die Herren seine Entschuldigung ruhig und teilnahmslos verwarfen und nur auf das zu antworten erlaubten, was man ihn frage. Dann wollte er die doppelte Strafe zahlen, auf dass sie ihn nur nicht aufhalten sollten. – Die Mutter wäre daheim am Waldberge mit den Hunderten von Schafen und den zahllosen Pferden allein und könne sich auch nicht in Stücke reißen und noch weniger das alles zum Flusse jagen und tränken. Sie könne auch nicht mehr reiten wie in jungen Tagen, und am allerwenigsten seinen Hengst, dem allein alle übrigen Pferde folgten. Sie sei schon eine alte Frau und koche ihm nur Essen und spinne. Das sollten sie verstehen!

Die Herren hatten einander nur angelächelt. Als er seine Bitte wiederholte, und zwar heftig, und, sie trotzig und herausfordernd ansehend, mit dem Fuße stampfte, da ging der Teufel los.

Sie nannten ihn einen übermütigen Vogel, der den Käfig brauche ... einen, der das, was der Kaiser gebot, mit Füßen trat ... und der bald auch an Gott nicht glauben werde ... weil er Hunderte von Schafen und Pferden besitze. ...

Er knirschte mit den Zähnen vor Zorn.

⁴ Bezeichnung der Huzulen für ihre Berghütte.

Sogar den Kaiser haben sie hineingemenget! – und den Herrgott! – Wer ritt jeden Sonntag in die Kirche, wenn nicht er? – Und was den Kaiser anbelangt, so war der ja weit und sah nicht, was hier um eines einzigen Baumes willen geschah. ... Bettelvolk! ... alle diese Herren ... Knechte, die dienten ... sie wollten ihn ... den einzigen Sohn des reichen Huzulen ... besudeln. ...

Das hatte er ihnen alles gesagt und dann seine achtundvierzig Stunden abgesessen...

Ihre ihm vorgelegte Kost wollte er nicht anrühren ... die könnten sie sich selber behalten, meinte er; von der seien sie auch so spindeldürr und blass und hässlich.

Aber dann wurde er freigelassen... Herrgott! ...

Aber das war nicht die Hauptsache, und an das wollte er ja auch gar nicht denken.

Er hatte nach alledem die Stadt, in der es heiß und staubig war und die voller Menschen wimmelte, im Sturmschritt durchheilt, und als er den ersten Weg betrat, der ihn zu seinem Heim führte, und die gewohnte Waldkühle seine Glieder umfloss, war all sein Groll gegen die «unten» verschwunden. Er brauchte nicht mehr zu eilen; es schritt niemand hinter ihm, der ihn zur Umkehr zwingen konnte! ...

Links von dem Bergwege, den er ging, gähnte eine bewaldete Schlucht, rechts zog sich ein felsiger Waldberg, einer Wand gleich, steil hoch. Einige hundert Schritte vor ihm lag dicht am Schluchtrande ein Felsblock, der sich von dem felsigen Waldberge in einer wilden Frühjahrsnacht abgelöst hatte und nun dalag – gleichsam ein Ruheplatz für Wanderer.

Dort wollte er sich einen Augenblick niedersetzen und seine Pfeife anzünden.

Er saß nicht lange. Aus der Schlucht, und just in der Nähe des Felsblockes, stieg ein Mädchen herauf. Es

erfasste mit kräftiger Hand die bei dem Steine wachsenden Farne, schwang sich herauf und blieb dann stehen.

Es war nicht vom Bauernstande, das hatte er auf den ersten Blick erkannt. Sein Kopf war in ein rotes Seidentuch gehüllt, dessen Enden von rückwärts zusammengebunden waren und das Gesicht und Hals freiließen. Das Gesicht war perlmutterweiß ... und schön ... und die Augen groß und glänzend und unendlich traurig. ...

Schweigend starrten sie sich einen Moment an. ...

«Wünsch' gute Gesundheit, Frau!» grüßte er endlich zaghaft und erhob sich.

«Gott grüße dich!» hatte sie in etwas ermüdetem Tone geantwortet und ihm zugenickt wie eine Bekannte. ... Dann zog sie das Seidentuch vom Kopfe, wischte sich damit die leichtverschwitzte Stirn, umging ihn langsam und schritt weiter auf dem steilen Bergweg.

Er folgte ihr.

Sie war von hohem, geschmeidigem Wuchs und wiegte sich im Gehen leicht in den Hüften.

Rotblonde, dicke Flechten; gegen das Ende zu aufgelöst, hingen ihr über den Rücken.

«Mein Gott, rotes Haar,» dachte er sich. «Wie eine Hexe – ein solches hat kein einziges Mädchen bei uns im Dorfe – alle sind schwarz. Was sie sich nur nach mir sehnen werden ... bin ja schon einen ganzen Monat vom Dorfe fort, und hier herauf kommt keine!»

Er lachte mutwillig auf.

Die vor ihm Schreitende sah sich erschrocken um. «Wohin gehst du?» fragte er und trat an ihre Seite. «Hinein in den Wald.»

Ihr Blick streifte ihn von der Seite; sie öffnete die Lippen, um noch etwas zu sagen, schwieg aber, während ein kaum merkliches Lächeln ihr melancholisches Gesicht erhellte. Er musterte sie eine Weile scheu, dann

sah er wieder in einer ihm eigenen Weise, halb düster, halb sinnend, vor sich hin und fragte:

«Du bist von unten aus der Stadt?»

«Ja.»

«Dort giebt es eine Menge schöner Häuser, aber auch viel Menschen. Die Stadt ist groß. Bei uns im Dorfe wohnt nur der Herr Pfarrer in einem großen Hause; wir brauchen sie nicht.»

«Warum solltet ihr nicht auch größere Wohnungen brauchen?» fragte sie.

«Wozu? Sind wir denn Herren? Die unten – sind Herren!»

«Die Stadt da unten ist sehr klein,» meinte sie belehrend, «es giebt hundert und abermals hundertmal größere Städte!»

Er pfiff vor Erstaunen auf und schüttelte bedächtig mit dem Kopfe.

«Frau!»

«Sage zu mir nicht Frau; ich bin nicht verheiratet.»

«Du hast keinen Herrn?»

Sie schüttelte mit dem Kopfe, während ihre großen Augen ernst an seinen Lippen hingen.

«Kannst ja einen Herrn aus der Stadt nehmen, sind ja ihrer viele wie Drohnen. Nimm einen Herrn vom Amte!»

Sie schüttelte abermals mit dem Haupte, während ein kaum merkliches Lächeln ihre Mundwinkel verzog.

«Nicht? Freilich, wenn du ihm nicht folgst oder das sprichst, was er nicht mag, kann er dich auch auf achtundvierzig Stunden einsperren. Das verstehen sie gut, diese – Herren! Ich komme eben von ihnen.»

Und ohne eine Antwort abzuwarten, erzählte er ihr in empörtem Tone sein Erlebnis.

Sie betrachtete ihn die ganze Zeit hindurch aufmerksam. Als er zu erzählen aufgehört und nach einer

kurzen Pause den «Herren» unten noch einen Fluch nachmurmelte, lachte sie leise auf.

«Warum lachst du? Es ist gar nicht zum Lachen!»

«Man muss die Dinge verstehen, Mensch», sprach sie nun ernsthaft.

«Bin ich denn auf den Kopf gefallen, oder hab' ich Giftschwämme gegessen? Doch eher die unten!» antwortete er.

«Weder die unten, noch Du oben. Du hast sie aber nicht verstanden. Deine Gedanken sind Herz, ihre Gedanken sind Kopf. Sie denken nach Gesetzen und werden dir haarklein beweisen, dass du unrecht gehandelt hast, jene Tanne abzuhacken, trotz des mächtigen Waldes. Bei dir, siehst du, ist es anders. Man muss stets zum Kopfe um Rat gehen.»

Er spuckte weit vor sich durch die Zähne.

«Der Teufel mag sie holen! Sie sind alle Verdreher; alle diese hungernden Böcklinge. — Gott hat doch für alle Menschen den Wald erschaffen; das können sie nicht leugnen und werden es mir auch nicht weismachen, und mögen sie hundertmal Herren sein und schreiben und lesen können. Dass mich das Unglück traf, ertappt worden zu sein – na – das habe ich nur der unglücklichen Stunde zu verdanken, in der ich die Tanne abhackte!»

«Es giebt keine glücklichen oder unglücklichen Stunden», meinte sie.

«Oho!» protestierte er.

«Glaube mir. Wenn du studiert hättest, würdest du derlei Unsinn nicht reden!»

Seine Augen funkelten auf.

«Du glaubst, wenn man lesen und schreiben kann, hat man schon den Herrgott beim Fuße erwischt? Auch die Heiligen sind noch da. Ich sage ja nicht – gescheidt sind ja die Leute, die lernen; aber sie sind auch schlecht!»

«Mitunter ja; aber glaube nicht, dass Unwissenheit besser macht.»

«Was weiß ich?» sprach er. «Wie Gott einen erschafft, so ist man; wie einem das Schicksal beschieden wird, so lebt man; wenn einem die Zeit ausgeht, so stirbt man. Ich kann gescheidt sein, wie ich will: wenn Gott es will, so kann ich doch sterben!»

«Gewiss – dagegen lässt sich nichts thun.»

«Siehst du? – Und wenn sie, die Gescheidten, so gut sind, weshalb nimmst du nicht einen zum Herrn?»

Er sah sie schadenfroh an.

«Das ist etwas anderes. Das ist etwas, was ich wollen oder nicht wollen kann. Es gefällt mir keiner sehr gut. Ich bin sehr reich; ich hab' sie alle in der Hand.»

«Gerade wie ich die Mädchen im Dorfe», sprach er flüchtig stolz und mehr wie zu sich selber. «Ich bin auch reich; unsere Leute sagen, der Reichste. Die Mädchen sterben alle nach mir.»

Sie lachte.

Er faltete verletzt die Stirn.

«Was lachst du immer?»

«Ich lache nicht über dich.»

Er beruhigte sich.

«Es ist wahr», sprach er dann, «wenn man reich ist, kann man schon über alle lachen. Ich lache ja auch über alle. Ich kümmere mich um niemanden.»

«Über mich möchtest du auch lachen?» fragte sie übermütig und wie infolge innerer Eingebung und sah ihm voll ins Gesicht.

«Über dich?» Er blickte sie beinahe erschrocken an; dann lächelte er leicht errötend. «Eh – das geht nicht so», meinte er.

«Weshalb nicht?»

«Ich weiß nicht – aber du bist so – so – »

«Wie bin ich?» fragte sie ernst.

«So – ich weiß nicht – so wie das Bild der Mutter Gottes in unserer Kirche...»

Sie lachte wieder; nicht sehr herzlich, aber doch; dann verstummten beide.

Schweigend schritten sie eine Zeit lang weiter.

Er war schön und kräftig gebaut, und sie bewunderte ihn heute wie schon früher.

Einmal kam ihr der Gedanke in den Sinn, wie er wohl wäre, wenn er ein Mädchen liebte, und weiterhin fiel ihr, sie wusste selber nicht weshalb, der Satz ein: «Von starkem Arme geborgen zu sein...»

Sie hielt viel auf physische Kraft und körperliche Schönheit, und wengleich sie selten «liebte», so empfand sie immer Wohlgefallen an schönen, kräftigen Menschen. Wenn sie sich müde fühlte, so empfand sie oft eine wehmütige Sehnsucht, ein Bedürfnis, sich an der Brust irgend jemandes auszuruhen. Dieser jemand hätte aber kräftig und kühn sein müssen. Vor allem – kühn.

Sie mäßigte ihre Schritte.

Sie waren lange und schnell gegangen. Nach den tiefen Atemzügen und der Röte, die sich auf ihre Wangen legte, schloss er, dass sie müde war.

«Du bist müde geworden», sprach er, «kannst nicht mit mir Schritt halten. Ich bin zu schnell gegangen.»

«Ja», klang es ermüdet zurück.

Er ging plötzlich langsam.

«Du sprichst unsere Sprache so schön», fing er dann an.

«Ich bin dasselbe, was du bist – auch eine Kleinrussin. Warte ein wenig; ich bin müde. Wenn ich zu angestrengt gehe, schlägt mir das Herz zu stark und vor den Augen flimmern tausend Funken.» Sie presste beide Hände an die Schläfen.

Er war vor ihr stehen geblieben.

Einen Moment lang sahen sie einander an; es war, als züngelten plötzlich Flammen aus beider Augen und vereinigten sich zu einem Feuer. Sie senkten die Blicke. – Sie sah sich scheu um. War das dieselbe, ihr so wohl bekannte Gegend?

Doch. Dieselbe dunkelgrüne Schlucht, derselbe felsige Berg da rechts mit seinen kerzengeraden Tannen, dazwischen hinein zarte Weißbirken ... üppige Farne wucherten aus diesem Moose, und hier und da schlanke Glockenblumen. ...Leise, eintönig rauschte der Wald.

Schattige Kühle legte sich um ihre Glieder. Irgend ein Waldvogel hatte in ihrer Nähe aufgekreischt; sie war ängstlich zusammengefahren.

«Du fürchtest dich?» fragte er beklommen.

«Nur heute. Sonst niemals.»

«Du bist also täglich hier? Und weshalb fürchtest du dich heute?»

«Ich weiß nicht ... ich fühle mich weniger einsam, wenn ich ganz allein im Walde bin.»

«Wie kommt das?»

«Ich weiß nicht ... ich weiß – wirklich nicht. ...»

«Was thust du hier?»

«Nichts. Ich komme nur so hierher. Ja – manchmal male ich die Tannen ... gewöhnlich höre ich zu, wie die Bäume rauschen. Sie rauschen wie das Meer, nur um vieles schwächer. Du weißt nicht, wie das Meer rauscht ... gehört habe ich es auch nicht, aber ich weiß, wie es rauscht ... horch!»

Beide horchten mit angehaltenem Atem.

Hörbar schlug jedem einzelnen das Herz.

Sie sah sich abermals ängstlich um ... so wild und einsam schien es ihr noch nie wie heute; das reiche Waldgrün schien sie geradezu zu ersticken.

«Fürchte dich nicht ... ich bin ja hier im Walde ... schau' nicht hinter dich ... es ist nicht gut ...», meinte er in seltsam gepresstem Tone.

Schweigend und geradezu eilig schritten sie den steilen Weg hinauf.

Um ihre Lippen lag ein Zug wahnwitziger Entschlossenheit, und die Augenlider waren gesenkt. Ihre langen, dunklen Wimpern stachen von den schneeweißen Wangen seltsam ab.

«Bald geht die Sonne hinter die Berge», unterbrach er erregt die Stille und strich sich sein Stirnhaar hastig zur Seite. Es wurde ihm heiß.

«Als ich fort, das heißt hierher in den Wald ging, schlug es drei. Zusammen gehen wir gute zwei Stunden; in der Stadt kann es fünf sein.»

Bei diesen Worten, die sie fast mit zuckenden Lippen gesprochen, zog sie eine kleine Uhraus ihrem Seitengürtel, blieb stehen und sah mit großer Aufmerksamkeit auf dieselbe.

«Ah! Du hast eine Uhr? Von Gold? Zeige sie mir!»

Er trat dicht an sie heran. Beide sahen mit Spannung auf das kleine, goldene Ding.

«Das geht, als ob es eine Seele hätte», sprach er. «Was für gescheidte Leute es doch auf der Welt giebt, die so etwas machen können ... mein Gott, mein Gott! ... Du mußt wirklich reich sein, weil du eine solche Uhr hast. Ist dein Vater ein großer Herr? – Wer bist du?»

Sie lächelte wieder.

«Du weißt nicht, wer ich bin?»

«Nein.»

«Aber du hast mich ja doch gesehen ... erinnere dich!»

«Ich habe dich niemals gesehen.»

«Erinnere dich!»

«Aber wenn ich es dir sage!»

«Also ... als du dein schönes Pferd in den Advokatenhof brachtest ... und es zum Stehen zwangst ... kam ich heraus ... erinnerst du dich?» Er sann eine Weile nach.

«Ich weiß nicht ...», sprach er gedehnt und erstaunt, «aber ich habe dich nicht gesehen... es kam jemand heraus... das weiß ich... aber es war jemand in schwarzer Kleidung... an dein Gesicht erinnere ich mich nicht.»

Sie blickte von ihm fort und lächelte.

«Wenn du nicht weißt, wer ich bin, so thut es auch nicht viel zur Sache. Ich habe dich oft gesehen, oft genug!»

«Du lachst wieder über mich!»

«Nein!»

«Also wer bist du?»

«Was kümmert das dich? Übrigens», fügte sie plötzlich mit einem melancholischen Lächeln hinzu, «bin ich eine, die kein Glück hat ... weißt du ... in manchen Dingen.»

«Reich und kein Glück?» sagte er ungläubig und lachte auf. «Schau, vielleicht hat es dir jemand abwendig gemacht, das kommt vor. ... Aber du bist jung...», fuhr er fort und trat noch dichter an sie heran, währenddem er, ohne zu wollen, mit seiner Hutkrempe ihr Stirnhaar berührte.

Sie sah auf, und in demselben Augenblick ergoss sich eine tiefe Röte über ihr Gesicht.

«Ja ... ich bin jung ... und wieviel Jahre zählst du?»

«Zu Demetrius werde ich sechsundzwanzig. Ich...» Plötzlich hielt er inne. Wie Feuerflammen schlug auch ihm eine glühende Röte ins Gesicht, bis in die Stirn hinauf, und mit funkelnden Augen starrten sie einander an.

«Du!» stieß er bebend aus.

«Was ist?» klang es kaum hörbar zurück. Sie hatte die Blicke gesenkt.

«Du bist schön», sprach er in verändertem, klanglosem Ton.

Leichtes Zittern überfiel ihre Gestalt.

Sie sah wieder auf. Sein Gesicht ward weiß, als ob der letzte Blutstropfen daraus fortgewichen wäre, und zeigte Spuren tiefster Erregung. Die Augen schienen Funken zu sprühen.

Ein erzwungenes Lächeln erschien auf ihren Lippen, dann erstarb es. Sie konnte seinen Bück nicht ertragen. Sie fühlte sich plötzlich von einem ihr bisher völlig fremden Gefühl erfasst... und Thränen traten ihr in die Augen. Sie schritt weit von ihm bis an den Rand der Schlucht und meinte eilig, ohne sich zu besinnen: «Gehen wir weiter!»

Und weiter schritten sie auch in den Wald, der immer stiller und stiller ward und in dem sich höchstens Laute eines rieselnden Baches durchbrachen. Rasch glitt sie am Schluchtrande dahin, sich leicht unter den über den Weg hängenden Tannenzweigen neigend, während er erregt fragte:

«Es gefällt dir also im Walde?»

«Ja.»

«Warum? Man sieht ja nichts.»

«Eben weil ich nicht sehe, was ich sonst sehe.»

«Nun, so komm' mit auf meinen Berg; dort wird es dir noch besser gefallen; dort kommt kein Mensch hinauf, nur manchmal an Feiertagen mein Vater. Dort wohne ich mit meiner Mutter seit fast zwei Monaten und es besuchte uns kaum ein Mensch. – Willst du?»

«Du bist der einzige bei deinen Eltern?» fragte sie, ohne auf seine Worte zu achten.

«Ja – aber kommst du?»

«Das geht doch nicht!»

«Und warum nicht?»

«Weil es nicht geht.»

«Weil du nicht willst?»

Sie schwieg.

«Weil du nicht willst? – Du hörst?»

«Ach – was dir einfällt!»

Sie lächelte gezwungen, während ihre Augen vor Aufregung fast unheimlich leuchteten.

«Sieh' doch, wie dicht hier die Bäume wachsen, die Luft wird geradezu feucht; man sieht den Himmel beinah' gar nicht ... o Gott!»

«Du fürchtest dich doch!»

Sie schüttelte das Haupt, die Augen voll seltsamen Glanzes nach ihm gerichtet. Zurück wollte sie noch immer nicht; sie wusste nicht, weshalb. Sie war auch weit davon entfernt, mit ihm bleiben zu wollen ... sie fühlte mit einem Male, dass der Wille nie wahrhaft frei ist. ... Narr, der sie noch vor zwei Stunden war!

«Geh' nicht so dicht an den Rand – du wirst fallen!»

Sie gab keine Antwort.

«Hörst du? Ach! Du fürchtest dich vor mir! Ich thue dir nichts. Deine Uhr brauche ich ja nicht. Komm doch näher an mich; meine Brustkette da mit den Kreuzen ist mehr wert, als deine Uhr. Komm, ich schenke sie dir! ... und mehr noch könnte ich dir schenken ... auch meinen schwarzen Hengst mit dem geschnitzten Sattel. ... Komm nur!»

Es war, als hörte sie ihn nicht.

Eilig, mit geröteten Wangen und fieberhaft glänzenden Augen, schritt sie mühsam empor. Immer dichter und dunkler wurde der Wald, immer wilder. – Der Weg, steiler und schmaler, führte bis zu einer Wiese. Bis dorthin wollte sie noch. Bis dorthin auf jeden Fall, um jeden Preis, und erst dann zurück.

Atemlos – schien es – in höchster Spannung schritt er wortlos neben ihr.

Nun standen sie oben.

Ihren Blicken bot sich eine wunderbare Aussicht.

Gewaltige bewaldete Berggipfel, blau-dunkle Schluchten, Urwälder, grasreiche Wiesen, alles gleichsam in Bläue gehüllt. – Und das alles lag nicht in der Ferne; nein, in nächster Nähe türmte sich Berg an Berg, getrennt nur durch Tiefen; darüber ein reiner, wunderbar reiner blauer Himmel.

Alles das von überwältigender Schönheit. All dieser farbenprächtige Raum, dieses überreiche, intensive, fast dunkelblaue Grün. ...

Ringsum stille Einsamkeit und Rauschen der Wälder.

Ein weithin reichendes, eintöniges Rauschen.

Einen Moment lang stand sie überwältigt von dieser üppigen Schönheit; sie schien seine Nähe vergessen zu haben. Er saß neben ihr auf dem Boden.

Er schien die Schönheit der Umgebung gar nicht zu bemerken oder zu fühlen; er sah nur sie.

Sie stand so hoch und geschmeidig da und war so wunderbar schön!

Ihr prachtvoller Körper schien ihm im Sonnenglanz durch die leichte, lichte Kleidung entgegenzuschimmern. Er sah genau alle seine Formen und Umrisse, fühlte sie so, wie man die Nähe einer starkduftenden, betäubenden Pflanze fühlt. – Das Blut kreiste ihm wie toll durch die Adern.

Plötzlich wandte sie den Kopf um und richtete ihre schimmernden, weitgeöffneten Augen nach ihm. Was verhielt er sich so still?

«Es ist so schön hier», meinte sie und sah sich halb verlegen, halb ängstlich um.

«Ja, aber setz dich!»

«Ach nein, ich muss schon fort.»

«Fort? Weswegen?» Er sprach das wie ohne Bewusstsein.

«Ja!»

«Wozu?»

«Ich muss doch...»

«Setz dich ein wenig!»

«Ich will nicht!»

«Warum nicht?»

«Weil...»

«Aber setz dich!»

Das klang wie befehlend.

Eine Art Übermut, die das Gefühl der Furcht gar nicht kennen will, regte sich in ihr, und sie lächelte und flüsterte: «Wenn ich es aber nicht will?» Ein eisig kalter Ernst legte sich auf seine Züge.

Er hob sich auf ein Knie, legte beide Arme um ihre schlanke Gestalt und zog sie an sich.

«Du bist so schön... so schön!» sprach er in erstickenden Tönen.

Bei seiner Berührung ward ihr, als ob ein unerklärliches Etwas wie ein elektrischer Strom von ihm auf sie überginge und tausend Flammen nach ihr züngelten. Aber sie wollte sich wehren.

«Was fällt dir ein? Was willst du?»

«Nichts.»

«Dann lasse mich.»

«Du bist so schön, so schön!»

Eine wilde Aufregung bemächtigte sich ihrer. In tiefen Zügen hob sich ihre Brust, und das Herz schien seine Hülle sprengen zu wollen. Sie fühlte, wie etwas ihre Widerstandskraft unterwühlte, wenn er sie an sich zog.

«Mensch, lasse mich!»

Einen kurzen Moment rang sie mit ihm, stumm und fast automatenhaft. Seine Augen glühten, und er war leichenblass. Er ließ sie nicht los.

«Wenn ich dich aber bitte... siehst du... bitte...»

murmelte er immer von neuem. «Du bist so schön... so schön...»

Ihr schwindelte und sie vermochte nicht mehr zu reden.

Knieend hing er sich um ihre Hüften, und seine Arme umklammerten sie geradezu eisern. Das Antlitz barg er mit leidenschaftlicher Gebärde in die Falten ihres Rockes, und langsam, aber kräftig zog er sie herab. Sie verlor all ihren Willen.

Ein Lächeln, flüchtig, unbestimmt, überflog ihr Gesicht, das schneeweiß sich tief und tiefer neigte, und, der Gewalt einer unbekanntten Macht unterliegend, glitt sie langsam, gleich einer gebrochenen Palme, und fast ohne Besinnung zu Boden...

Blendend und wie siegestrunken flammte die Sonne im Westen in überreicher Goldfülle auf, und das zärtliche Gewölke verwandelte sich in glühende Röte rings um sie...

So war also das Ganze!

Und jetzt sitzt er da wie vergiftet, wie zum Hohne und Gelächter, und muss sich zu Tode nach ihr sehnen!

Er, der Reichste, der Schönste, er, nach dem im Dorfe alle Mädchen sterben – er sehnt sich vergeblich!

Das ist ihm nie passiert.

Er knirscht mit den Zähnen und schlägt mit der Faust auf den Stamm. Wie schön, wie wunderbar schön ist sie!

Während des kurzen Schlafes vorhin hat er von ihr geträumt. An alles weiß er sich nicht genau zu erinnern, nur an das, dass sie sich dicht an ihn geschmiegt hat und es ihm bei ihrer Berührung in den Gliedern wie eine Sonne aufgestrahlt hat. Dabei hat sie so leise aufgelacht wie damals, als er ihr gesagt, dass nach ihm alle Mädchen 'sterben'. Auch hat sie ihn aufgefordert, mit ihr auf eine Höhe zu steigen, wo es einem schon schwindelt.

«Du musst mich suchen», hatte sie ihm auch unter anderem gesagt, und diese Worte hatte er sich ganz genau gemerkt; sogar den Tonfall ihrer Stimme. Heute Morgen hatte er sich auf seinen wilden Hengst gesetzt und war wie toll den Weg geritten, den er mit ihr zurückgelegt.

Vielleicht saß sie dort irgendwo und malte die Tannen und hörte zu, wie der Wald rauscht?

Aber er hatte sie nicht gefunden.

Einmal schien es ihm, als ob etwas Menschenähnliches durch den Wald ginge, und er horchte mit angehaltenem Atem nach allen Seiten, stand regungslos wie ein Tiger auf der Lauer. ...aber es war ein Hirsch, und das Pferd wäre ihm fast vor Schreck in den Abgrund gesprungen. ... Das hatte er von jenem Ritt.

Damals war alles so schön, so wie eine Sonne, wenn sie am höchsten steht. Er will, dass es wieder so schön wird. Er liebt sie ja... ja, jetzt ist die Reihe an ihn gekommen, zu sterben!

Er lacht, während sein Herz voller Zornesthränen ist.

Damals ging sie mit Blicken fort, als sei die Welt für sie mit einem Male anders geworden, als sei sie ein anderer Mensch geworden. – Sie war schneeweiß, und ihre großen, traurigen Augen glänzten so seltsam. ... Herr Gott! –

«Liebst du mich?» hatte er sie gefragt.

Sie antwortete nicht gleich, sagte aber nach kurzem Besinnen mit einem matten Lächeln: «Nein.»

«O, du liebst mich!»

«Vielleicht!»

«Warum vielleicht?»

«Weil... weil das etwas anderes ist.»

Foppte sie ihn, dass sie nicht mehr erschien? Würde sie tatsächlich niemals mehr kommen?

Das war unmöglich.

Die Mädchen im Dorfe kamen unzählige Male, wenn

sie einen liebten, zum Beispiel ihn! Voller stolzer Ungeduld schüttelte er den prächtigen Kopf, und ein gedämpfter Wutschrei entrang sich seinen Lippen. – Ja, er war wild.

Er fühlte, wie seine Seele gleichsam zertragen war und nicht mehr ineinander passte. Kaum, dass er sich um seine Pferde kümmerte und sie zum Tränken jagte. –

Was thun? – Was thun, um sie zu sehen und abermals zu haben?

Aber wenn er sie noch einmal in seine Hände bekommt, dann muss sie hinauf zu ihm; gutwillig oder nicht. Sie muss. Er will es.

Er wird mit ihr ganz allein oben wohnen. Sie ist ja gern allein. Hier kann sie vom Morgen bis zum Abend dem Rauschen der Wälder zuhören – niemand wird sie stören. Er wird zu ihr kommen dürfen, denn sie ist dann sein, aber Fremde...

Er faltete drohend die Stirn.

Das sollte nur einer wagen! Der würde mit zerschmettertem Haupte hinunter in irgend einen Abgrund fliegen, dass ihn auch die Geier nicht fänden.

Mit Huzulen ist in der Liebe nicht ratsam zu spaßen. Aber sie würde es gut haben bei ihm.

Alle Teppiche, die seine Mutter daheim, unten, in der Truhe für ihn aufbewahrte, würde er hinauftragen. Alle die bunten Seidentücher, Seidenstoffe, die Silbermünzen, die buntfarbigen, prächtigen Wollgürtel, alle die reichgestickten, schneeweißen Hemden, die Felle von Bären, die er selber erlegt, alle gestickten Pelze, alles das würde er ihr hinaufbringen und sie damit umgeben. – Seinen schwarzen Hengst mit dem silbergeschmückten und geschnitzten Sattel, den er noch von seinem Großvater erhalten, würde sie auch bekommen, denn zu Fuß dürfte sie selbstverständlich nicht gehen. Ein echtes Huzulenweib thut das nicht.

Nur sollte es ihm nicht einfallen, sich unter ihr zu bäumen, wie er das mit Vorliebe bei jeder Brücke that, denn dann wäre das gleich sein letzter Augenblick. Er würde ihn sofort niederschließen; so wie die goldhaarige Stute, die irgend ein Herr einmal zu ihm auf die Weide gegeben. Er wollte ihr eine Wunde am Fuße reinigen, und sie schlug ihn dafür mit den Hinterfüßen in die Seite, dass er fast zwei Wochen wie ein Krüppel im Hause hocken musste. Er hatte sie dann bezahlt, vielleicht auch überzahlt, aber sie hatte auch das Ihrige bekommen! ...

Ja, er ist gut, wenn er gut ist ... aber wenn er böse ist ... Er wühlt im Haar und reibt sich die Stirn und brütet unaufhörlich, wie er sie bekommen könnte. Er wird schon etwas herausdenken.

Ihr rotes Seidentuch hat er ja bei sich, das ihr aus dem Gürtel herausgefallen war und das sie vergessen hatte, mitzunehmen. Wie das duftete! Weiß Gott, zwischen welchen Kräutern es gelegen! Damit kann er ja auch zur alten Huzulenwahrsagerin gehen. Die hilft bestimmt, und wenn sonst nichts hilft. Aber vorläufig will er mit Weibern nichts zu thun haben. Will selbst etwas ausdenken.

Die Thüre der Hütte öffnete sich und seine Mutter kam heraus und rief ihn zum Abendmahl.

«Ich mag nichts essen», antwortete er missmutig, ohne den Kopf zu erheben.

«Gott sei mit dir, mein Sohn», antwortete sie ernst, «aber ich merke, dass sich eine Krankheit an dich machen will. Christus mag sie fernhalten... die guten Heiligen mögen sie schlagen.»

Mit bekümmertem Gesicht befühlte sie seine Stirn und versuchte, ihm in die Augen zu schauen.

Er wich ihren ängstlich forschenden Blicken aus.

«Siehst du?» rief sie in triumphierender Bitterkeit, «sie haben dich dort unten verdorben. Gott lohne es ihnen.

Lass mich deiner Stirn das Unreine aussaugen.» Und küssend sog sie den bösen Blick aus seiner Stirn heraus.

«So, jetzt wird es besser werden; und später will ich wieder Kohlen löschen und die Hütte mit Kräutern räuchern. Ach», jammerte sie, «unglücklich die Stunde, in der du den Baum abgehackt. Krank bist du mir heimgekehrt und mit gesenktem Kopfe. Die Flöte rührst du nicht an und halb ißest du nur. Die Heiligen werden das Böse schlagen, werden es auf deine Feinde werfen. Nun, komm herein... was willst du da mit der Axt?»

«Hinein in den Wald.»

«Wozu?»

«Ich will noch eine Fichte fällen.»

«Bist du wahnsinnig geworden? Gott soll dich bewahren!» rief sie entsetzt aus. «Zum zweiten Male willst du verhaftet werden – und erkranken? Lass ab, Duschko⁵, laß ab. Noch klebt die Folge der bösen Stunde an dir, noch bist du nicht ganz rein.»

«Ich werde gehen, Mutter, ich muss gehen», antwortete er düster und senkte das Haupt, das Angesicht mit beiden Händen verhüllend.

«Ich», fuhr er fort, «will noch eine Umzäunung hier bei der Koliba für die Schafe machen. Es könnten welche erkranken, und da magst du sie gleich unter den Augen haben, während ich draußen im Walde bei den anderen oder bei den Pferden bin. Das thue ich, Mutter. Diesmal aber steige ich den Berg bis zum Flusse hinab, wo ich Forellen fange, und will dort eine Fichte aushacken. Dort ist der Wald dichter, als überall, und die Stimme der Axt wird sich verlieren. Ich hacke den Baum bis zum Erdboden aus und verdecke den Stumpf mit Moos. Dort bereite ich mir die Pflöcke und werfe die Späne

⁵ Seelchen, Herzchen.

ins Wasser; mögen sie mich dann unten anzeigen! Ich fürchte mich nicht!»

Die letzten Worte sprach er mit finsterner Entschlossenheit und erhob sich.

«Und jetzt gehe ich, Mutter; bleibt gesund und harret nicht vor Mitternacht auf mich.»

«Wenn es durchaus sein muss, dann gehe», sprach verstimmt die Alte; «aber besser wäre es, du bliebest daheim. Auch das Gewitter kann noch umkehren; es hat heute nicht ganz ausgetobt.»

«Nein. Es kehrt heute nicht zum zweiten Male ein; dort blinkt bereits der Abendstern, auch haben wir heute Vollmond!»

«Dann geh' mit Gott. Das Abendmahl hebe ich dir auf und will bis zu deiner Ankunft spinnen und für dich beten....»

Rasch schritt er den bekannten bewaldeten Berg hinab, ungeduldig trockene Zweige oder Holzstücke, die im Wege lagen, mit dem Fuße von sich stoßend. Tiefe Stille herrschte im Walde, und nur sein kräftiger Tritt oder hier und da ein ausgestoßener Fluch, wenn er schlecht getreten, unterbrachen sie.

«Und ich bekomme sie doch!» dachte er mit unheimlicher Freude. «Ich steige hinunter zum Flusse und hacke, wo just der Wald gelichtet ist und besucht wird, die gesündeste Tanne aus. Dann geht einer und meldet mich unten bei den Herren an; die werden mich abermals achtundvierzig Stunden festhalten wollen; ich aber gehe zum Advokaten und drehe mich dort so lange, bis sie kommt!»

Vielleicht ist sie seine Tochter? ... Aber nein, sie scherzte nur, als sie sagte, dass sie ihn dort oft genug gesehen habe! Weshalb hatte er sie nicht gesehen? Und weshalb hatte er seine Frau gesehen? Diese strenge, schreckliche Frau, die

stets nur ihre Augen auf seine Füße gerichtet hielt, wenn sie in die Kanzlei kam und er dort anwesend war. Das kann nicht ihre Mutter sein ... sie kann dorthin nicht gehören, sie muss jemand anderer sein. ... Sie spricht kleinrussisch, während ihre Mutter weiß Gott was für eine schreckliche Sprache gesprochen. Er hasst sie.

Er weiß nur das eine: Er bleibt dort beim Advokaten so lange, bis sie irgendwo zum Vorschein kommt; und dann geht er ihr nach ... und dann wird sie schon sein werden müssen.

Alles andere kümmert ihn nicht, und an alles andere will er gar nicht denken.

Immer rascher und eiliger wird sein Schritt. Er hat nicht mehr weit zum Ziele. Durch den sich bereits lichtenden Wald blinken Fluten des Gebirgsflusses im Mondschein auf. Nur noch einige Schritte und er befindet sich an Ort und Stelle.

Dicht vor ihm am Fuße des Berges floss der Fluss; heute durch das Gewitter angeschwollen, bewegte er sich in großen, schäumenden Wellen, die, schmutzigmatt, im Mondlicht unheimlich schimmerten.

Er blieb, an eine Fichte gelehnt, stehen und sah weit vor sich in die Ferne. Schöner und sehnsuchtweckender denn je lag eine ganze Gebirgskette vor seinen Blicken. Vom magischen Mondlicht, von Millionen flimmernder Sterne beleuchtet, war sie von märchenhafter Schönheit.

Ob er das großartige Schöne in der Natur merkte oder fühlte? Er war den prächtigen Anblick, den das Gebirge bot, von Kindheit an gewöhnt, taghelle, lautlos schweigende Sommernächte waren ihm bekannt, denn er hatte mehr als eine wachend bei seiner Pferdeherde zugebracht;- und doch! – und doch wurde sein Herz, als sein Blick über die in blaue Nebel gehüllten Gipfel schweifte, von tiefer und unerklärlicher Sehnsucht erfasst!

Und da zu seinen Füßen wogten und murmelten die Wellen etwas Trauriges; ihre Laute weckten in seinem Herzen ... Thränen. Ja, es ward ihm schwer und einsam, und er wusste selber nicht, wie es kam, dass er zu singen begann. ... Ein echtes Kind seines Volkes, suchte er Erleichterung im Gesange. Er sang in langgezogenen Tönen eine jener trauervollen kleinrussischen Weisen, «Dumka» genannt, welche der Ausfluss aller Trauer und allen Schmerzes dieser unglücklichen Nation sind:

Wer ein Elend überstanden,
Dem zehn andre sich gleich fanden!
Ich vergesse alle Leiden,
In der Dumka find' ich Freuden!

Lass dir, lieber Freund, es sagen,
Übers Los darfst du nicht klagen;
Will ins Aug' die Thrän' dir dringen,
Musst du dir die Dumka singen.

Meine Dumka, meine liebe,
Wie weckst du so neue Triebe!
Klingst du traurig, so auch freust du
Dennoch! und den Mut erneust du!

Dumka, Dumka, die Kleinrussen
Dich aus alter Zeit noch kennen,
Denn vom Dnjepr bis zum Sane
schwingst du deine goldne Fahne!

Wie in Freude, so im Leide,
Im Gebirge, auf dem Felde,
Dumka – dich nur hör' ich klingen,
Dich, nur dich will jeder singen!

Ob im Zwilchrock, ob im Fracke,
Bei der Feder, bei der Hacke:
Jeder Russe singt dich gerne,
Hältst du doch den Schmerz ihm ferne!⁶

Er schleuderte seinen Hut vom Kopfe zur Erde, als steckten alle traurigen Gedanken darin.

Ihr rotes Seidentuch hatte er im Hierhergehen um den Hals geschlungen. Der starke Duft, der demselben entströmte, und der ihm überhaupt an ihr aufgefallen war, bewirkte, dass sie nur noch lebendiger vor seiner Seele stand. Sehnsucht und ein heftiges Begehren nach ihr erwachte noch wilder als bisher in seinem Herzen.

Er wandte sich mit dem Rücken zum Flusse.

Die dem Ufer am nächsten stehende Tanne hatte den ersten Schlag erhalten. Anfangs kamen die Schläge langsam, gleichmäßig; später rascher, wuchtiger. So hackte er über eine Stunde und gönnte sich keinen Moment der Ruhe. Eine Art Fieber hatte sich seiner bemächtigt. Unaufhörlich dachte er an sie. Sie stand so lebendig vor seiner Seele in ihrer ganzen hinreißenden Schönheit und mit all ihren Worten und ihrem Lächeln. Er lebte gleichsam noch einmal alles durch mit ihr.

Wie schön, wie wunderbar schön war sie!

Und dann der Traum!

Er lag ihm noch in den Gliedern. Noch fühlte er schier ihr Anschmiegen, fühlte ihre weichen, warmen Glieder. ...

«Du musst mich suchen!» hörte er plötzlich dicht in seiner Nähe rufen. Er fuhr zusammen und hielt im Hacken inne. Fast in demselben Momente wiederholten sich die Worte: «Du musst mich suchen!»

⁶ Dies ist ein echtes Volkslied, übersetzt von Ludwig Adolf Simiginowitsch-Staufe.

Ja, das war ihre Stimme... ihre Stimme!

Ehe er sich fassen konnte, krachte und schwankte die Tanne und hätte ihn im Stürzen fast niedergerissen, wenn er nicht rechtzeitig zur Seite gesprungen wäre. Er erschrak wie nie im Leben, und alles Haar stieg ihm zu Berge. – Was bedeutete das?

Er sah sich um und starrte nach dem Wasser... von dorthier hatte es geklungen, so laut und so deutlich. ... Aber nichts regte sich. Welle um Welle, nicht allzurasch und auch nicht langsamer, kamen immer von neuem, und die Tanne – die ins Wasser gestürzt war – umspülend, nahmen sie sie langsam und majestätisch auf ihren Rücken. ...

Alles andere verhielt sich so still, so erwartungsvoll still. ... Die Bäume da am Rande, ja, der ganze Wald – alles, als ob es sein müsste, um irgendetwas wahrzunehmen.

Die Fluten funkelten im Mondlicht unheimlich, und über ihnen zogen bläuliche Nebelgestalten, nein, sie waren überall, sie hatten sich angesammelt, als wollten sie alles ersticken und überwältigen.

Er fröstelt vor wahnwitziger Angst und möchte wie ein Tier aufbrüllen, aber plötzlich denkt er an Gott. Er bekreuzigt sich einmal, zweimal, dreimal – mehreremal – hernach reißt er wie infolge einer plötzlichen inneren Eingebung das Seidentuch vom Halse und schleudert es geballt ins Wasser.

Mit einem Male ward ihm alles klar.

«Sie ist eine Hexe – eine Hexe!! o heilige Mutter Gottes... o alle Heiligen!» – Wohin war er da geraten? Mit wem hatte er sich zu schaffen gemacht? Er denkt mit der größten Feindseligkeit an sie.

Er möchte sie totschiagen, auf der Stelle, zermalmen, zertreten wie einen Hund, wie einen Wurm... und ein Rätsel nach dem anderen löst er nunmehr mit Blitzesschnelle. ...

Nicht vergeblich hatte sie rotes Haar. Nicht vergeblich roch sie nach Kräutern. Nicht vergeblich war sie so wunderschön, glich sie der Mutter Gottes, denn nur dadurch konnte sie fesseln!

Nicht vergeblich strich sie im Walde umher. Welcher Christenmensch geht in den Wald, um zuzuhören, wie er rauscht?

Und weswegen wollte sie nicht sagen, wer sie sei? Und weswegen sollte sie damals am Hofe gewesen sein, da er sich an ihr Gesicht nicht erinnern konnte? Und dann: sie hatte kein Glück! Nur die von Gott gänzlich Verstoßenen haben es nicht... etwas Glück giebt Gott stets einem jeden mit. Sie wollte ihm das seinige abwendig machen. Ha, ha, ha!

«Du musst mich suchen!» hatte sie im Traume gezischelt. «Ja suchen!» damit er hierherkam, ihrem Rufe, weiß Gott wohin, folgte, irre gehe und in die Klauen ihrer Sippschaft falle und sein Glück auf sie übergehe! Weswegen fragte sie, ob er der einzige Sohn sei? Nur die einzigen Söhne haben besonderes Glück.

Und weswegen versprach sie nicht damals, wiederzukommen, wenn sie thatsächlich ein Mädchen und ein christliches Menschenkind war? Weshalb fürchtete sie sich nicht im Walde, wenn sie ganz allein war? Und vor ihm that sie, als ob sie sich fürchtete! Er war doch kein Dobusch⁷!

Als er ihr sagte, dass man im Walde nichts sehe, sagte sie, dass sie im Walde sehe, was sie sonst nicht sehe. Und immerfort hatte sie ihn mit ihren großen, schimmernden Hexenaugen angestarrt; ja, so lange, bis er toll geworden! Der Blitz möge sie treffen!

⁷ Berühmter huzulischer Räuberhäuptling.

Er möge sie treffen und jede Spur von ihr von der Erdoberfläche vertilgen. Oder sie soll versteinern oder lebendig von wilden Pferden zertragen werden oder in die Erde versinken; ja, von irgend einem Felsen soll sie stürzen und in die Erde versinken! –

Er ist fast ganz beruhigt. Er schreitet nach Hause und ist so nüchtern, so ganz «der Alte», dass er fast lachen möchte. Ihm ist auch noch ein anderes Licht aufgegangen. Alles das musste ihm begegnen, denn er hatte seine neue Hütte da oben bezogen, ohne sie vorher weihen zu lassen!...

Aber gleich morgen geht er zum Popen.

EINE SCHLACHT

Die Karpathen Bukowinas.

Berg an Berg reiht sich in stummer Größe, bekleidet mit Nadelwäldungen.

Pyramidenartig und kugelförmig, so stehen sie da, unerschütterlich, jedes vor ihren Blicken vorgehenden Wechsels spottend, schwelgend in der eigenen Schönheit und siegesbewusst ihrer Dauer...

Viele parallel laufende Bergketten des Bezirkes Kimpolung sind noch mit Urwäldern bedeckt. – Als blauesdunkles Grün schimmern sie in der Entfernung, und von nachbarlichen Höhen aus betrachtet, scheinen sie in grünlich blauen Nebeln vornehm und unzugänglich. In der Gegend von Russmoldawitza hatten sich zwei Reihen jener Ketten so dicht genähert, dass ihr Thalraum nur ein bequemer Tummelplatz für einen übermütigen Bach sein konnte. Wo er sich erweiterte oder schmal wurde, wo er endete – wusste niemand genau anzugeben. Er zog sich in Windungen hin, rechts und links von bewaldeten Höhen geschützt, und verlor sich mit dem lustig laufenden Bache zwischen felsigen Vorsprüngen. Da waltete überall eine beängstigende Stille.

Und eine Üppigkeit in der Vegetation, eine Farbenpracht der Flora und auf den Bergen ein Reichtum von Grün von fast erdrückender Gewalt!

Kniehohes, braungrünes Moos wucherte dort unberührt in sanften Wellen aus dem halbfeuchten Boden

der Urwaldungen. Daraus hervor – nicht allzudicht – stiegen Tannen, deren Alter hätte erraten werden können, deren Umfang und Schönheit aber stumm machte. Ihre stattlichen Kronen wurden vom Gewölke gestreift und duldeten über sich nur den Goldglanz des Sonnenlichtes...

Hie und da lagen am Boden Riesenbäume, vom Alter unterwühlt, gespalten vom Blitz und vom Sturm zu Boden geworfen. Von außen moosüberzogen und umwuchert von Gräsern, waren sie inwendig hohl und morsch.

Neben ihnen schossen junge Bäumchen empor, breitästig angelegt und gegen die Höhe zu überschlang und voller jugendlicher Biagsamkeit.

Vogelsang – kaum hie und da.

Öfters ein lautes, in der kirchenartigen Stille deutlich vernehmbares Knistern und Rascheln, gleichwie das Brechen und Aneinanderreihen völlig verdorrter Zweige – und fast immer ein schwermütiges, weithin hallendes Rauschen...

Selten, dass der Wind stark die Zweige hob.

Kaum, dass beim stärksten Sturm die Kronen sich wiegten... Es schien, als käme das Rauschen aus weiter Ebene dahergerast, verfinge sich in den Zweigen, verteilte sich als schweres Seufzen im Walde und kämpfte zwischen dem dichten Geäste wieder um Ausgang...

Als der gellende Pfiff der Lokomotive das erste Mal die Luft jenes Thalraumes durchschnitt, – fuhr es den hundertjährigen Bäumen jäh wie ein Blitz durch Mark und Bein.

Mit ihr erschien ein Haufe Menschen.

Der wagte sich kaum über den fast unzugänglichen Waldsaum in die Tiefe des Waldes, denn alltäglich sah es hier nicht aus. Ringsum waltete tiefste Stille.

Die Luft war kühl, durchdrungen vom Geruch des

Harzes, das in dicken, weißlichen Tropfen aus der geborstenen Rinde herausquoll und an der Luft sich verdichtete, und hohes Moos hemmte überall den Gang. Armdicke Baumwurzeln wie Schlangen quollen aus dem Moose, hart und trotzig, und, verflochten ineinander, bahnten sie sich in tollem Ringen den Weg zur weiteren Tiefe, die, in grünes Dunkel geborgen, unheimlich gähnte.

Einer von den Ankömmlingen schlug mit einem eisernen, axtartigen Stabe an einen alten Fichtenbaum, an dessen Stamme Schwämme wuchsen gleich riesigen Schwalbennestern.

Der zuckte zusammen.

Seit er lebte, hatte er an sich keine Axt gefühlt.

Der Schlag rief ein Echo im ganzen Walde hervor, dass alle Bäume stutzten.

Der Schlag wiederholte sich – die Bäume hielten den Atem an, eine lautlose, erwartungsvolle Stille verbreitete sich, und eine Stimme sprach langsam und deutlich ein Wort aus: «Abholzen!»

Wie durch eine Kirche lief es: «Abholzen»...

«Abholzen!» erklang es deutlich in der nächsten Nähe und fast zugleich in der Ferne. Es hallte wie erwachte Rufe wieder, erfüllte den ganzen Wald, lief ängstlich in alle Ecken und Enden und wollte nicht verstummen...

«Abholzen!» Es ging in ein Säuseln über. Daraus ward ein beklommenes Flüstern, ein Seufzen, endlich erhob sich ein Rauschen, wie vom Sturm hervorgerufen... erfüllte weithin die Luft, wie ein Meereswogen, dass es unheimlich ward... schlug bis an die Wolken hinauf, und zuletzt beschwor es ein Gewitter herab.

Schwarzgrau färbte sich der Himmel, und dann kam es. Schwere Regentropfen fielen herab.

Zuerst einzeln und so wuchtig, dass die Blätter unter

ihrer Last erzitterten und raschelten; dann dichter und endlich in schrägen Strömen.

Blitze fuhren in die Tannen, spalteten erbarmungslos die prächtigsten Stämme, und der Donner versuchte die Berge zu sprengen.

Mit rollendem Gekrach und Getöse erschütterte er sie, als wollte er sie aus ihrer unbeweglichen Ruhe zwingen. Es schien, als rollten durch sie der Reihe nach Riesenkugeln, herausgefordert von Zeit zu Zeit von goldig zuckenden Blitzen...

Dann ward es still, und der Regen fiel ungestört. Laut und schluchzend fiel er...

Im Walde ward es dunkel.

Bewegungslos, mit angehaltenem Atem dem Vorgange um sich lauschend, standen die alten Bäume, während die jungen in leichtes Schwanken gerieten.

Von den am Waldessaume wachsenden Sträuchern tropften emsig übergroße Regentropfen ins Moos, und der hochangeschwollene Bach unten im Thalraume stürmte in schmutzig-plumpen Wellen über Stock und Stein fort, laut schäumend, alles mitreißend. Blumen, Forellen, trockene Äste, hie und da abgelöste Erdstücke, in völlig unbeherrschter, wahnwitziger, nie gesehener Erregung.

An einem nebelgrauen Morgen begann die Schlacht.

Auf dem durch den engen Thalraum gebauten Bahnwege, dessen Schienen sich wie Silberschlangen in koketten Krümmungen um den dicht neben ihnen laufenden Bach wanden – kam die Rollbahn gefahren.

Ein feindseliges Gezisch, ein gellendes, durchdringendes Pfeifen kündigte ihre Ankunft an. Nicht weit

vom Ende dieses Weges hielt sie unter Schnauben an, zornige, schwarze Dampfringe pfeilschnell in die Höhe stoßend...

Sie hatte den Feind gebracht.

Er stieg aus.

Mit rohen Gesichtern, in zerrissenen, schmierigen Arbeitskitteln. Mit plumpen, von schwerer Arbeit unförmigen Händen; bewaffnet mit blitzenden Hacken, mit schweren, schwarzen Eisenketten – ein hässlicher, missratener Anblick – : so kam er daher.

Ein Adler, der in nächster Nähe auf einem spitzen Felsen gesessen und mit gestäubten Federn hinabgelauert – breitete plötzlich seine Flügel weit aus, schlug beleidigt und voller Zorn um sich und schwang sich dann jäh in die Höhe.

Er kreiste lange wie in tiefer Erregung über jener Gegend, dann schoss er wie infolge einer inneren Eingebung blitzschnell in schräger Richtung hinab ins Thal, verweilte daselbst eine Weile, hob sich dann abermals, jedoch diesmal ganz langsam, empor und verschwand im grauen Gewölke gleichsam für immer... Unsägliche Traurigkeit breitete sich aus, eine Art – Todesstimmung.

Man wartete.

Die Bäume regten sich nicht; die ältesten standen gewappnet in Stolz und Unnahbarkeit und glaubten gar nicht an die Möglichkeit eines Angriffes.

So viele Jahrzehnte hatten sie dagestanden, ganze Jahrhunderte! So vieles hatten sie wachsen und sterben sehen! So viele Frühlinge und Winter durchlebt, so oft die Sonne aufgehen sehen! Die prächtige, goldblendende Sonne, die sie des Morgens in ihrem glutroten Lichte baden ließ und des Abends segnete! – So vielen verheerenden Stürmen getrotzt! Jetzt sollten sie eines

anderen Todes sterben, als den ihre Vorfahren gestorben: als den des Alters oder den des Blitzes?

Lächerlich!

Sie wollten sich gar nicht regen. Nicht einmal durch das geringste Rauschen ihre Verwunderung bezeugen. Nur die jungen – wenn nur die nicht so leicht ins Schwanken gerieten!

Der Angriff begann.

Mit einem wilden Hurrageschrei führten ihn die Söldlinge aus. Sie kletterten mit katzenartiger Gewandtheit auf den ersten Berg, als wollte einer dem anderen zuvorkommen oder als wäre es eine Heldenthat fürs ganze Leben, derjenige zu sein, dessen Hand die Axt an den Urwald anlegte! – Aber sie trafen auf Widerstand. Das trügerische, braungrüne Moos gab unter ihren plündernden Händen nach, und sie rutschten herab. Die kieselige Erde bröckelte unter ihren Füßen, und sie rissen sich die Hände wund, wenn sie sich festhalten wollten.

Aus dem in Fetzen herausgerissenen, an der Wurzel feuchten Moose krochen allerlei das Sonnenlicht meidende Insekten und liefen ihnen über die Hände. Als sie einen fest liegenden morschen Baum in wilder Kampfeslust hinunterrollen wollten und es ihnen nur gelang, ihn ins Schwanken zu bringen, wanden sich aufgeschreckte Schlangen hervor und zischten sie an. Viele der Söldner, die nur leichte Sandalen trugen, wurden gebissen.

Stachelige Heckenrosenbüsche, deren Zweige in großen Ruten bogenförmig aufgewuchert waren, verflochten mit anderen Sträuchern und unzerreißbaren, epheuartigen Pflanzen und Disteln, bildeten undurchdringliche Wände. Üppige, hellgrüne Farren spreizten sich fächerartig in schwellender Schönheit in die Breite und Höhe, und Giftschwämme von schreiend roter Farbe drängten sich vor.

Junge Fichten wuchsen so dicht nebeneinander, streckten ihre Zweige so abwehrend von sich, dass an ein Fortkommen nur mit Mühe gedacht werden konnte. Sie zerstachen das Antlitz, zerrissen das Haar und zerzten an der Kleidung. Unförmige, buckelige Spinnen hatten Netze von Baum zu Baum gezogen, und diese legten sich gleich Schleiern vor die Augen – während Ameisenhaufen, aus trockenen, rötlichen Fichtennadeln aufgebaut, sich wie kleine Hügel vom Boden erhoben, und der Fuß wie an Glasglocken herabglitt.

Aber sie drangen unermüdlich weiter vor.

Tief im Walde, wo sich der Boden eine Zeit lang eben hinzog, blinkte ihnen etwas Leuchtendes aus dem Gründunkel des Waldbodens entgegen.

Es war umsäumt von stämmigen Fichten, von deren Zweigen langes, graugrünes Moos schleierartig in steifer Vornehmheit fast bis zur Erde hing, – von üppigen, rundblättrigen Sumpfpflanzen und vom breiten Schilfgras.

Es war ein Meerauge.

So wie ein Spiegel, umgeben vom überreichen Grün der Pflanzen, lag es unbeweglich, träumerisch da – mit klarer, glatter Fläche – bodenlos – ein ewiger Spiegel des Himmels und der Baumwipfel; ein Stück unberührtster Schönheit.

Quer darüber lag ein Tannenbaum.

Stellenweise mit kurzem Moos überwachsen und zur Hälfte im Wasser, bildete er einen Steg für leichtfüßige Waldtiere und einen Sammelplatz für Eidechsen und für Libellen, die ihre blauweißen, durchsichtigen Flügel im Wasser netzten und es im blitzartigen Tanz unermüdlich umkreisten...

«Hurra!»

– Also doch!

«Hier wird der Urwald eingenommen!»

Es wiederhallte: «Ein-genommen!»

«Hier – einbauen!»

Ein gellender Schrei des Entsetzens lief durch den Wald: «Ein-hauen!» Das Eisen der Äxte blitzte im Halblicht, und wie in Schlag ging es los. – «Ängstlich verwirrt flatterten die in der Nähe weilenden Vögel auf, und zum ersten Male spiegelte die bewegungslose Fläche des Meerauges andere Erscheinungen wieder als Baumwipfel und Himmel...

Zuerst kamen die Jungen daran.

Es wurde Maß an die Hoffnungsreichen gelegt.

Die, welche gleich hoch, gleich gesund und gleich schlank waren, wurden ihrer grünen Kleidung beraubt und niedergehauen.

Als sie alle, an beiden Enden gleich, abgesägt waren – wurde aus ihnen ein Weg hergestellt, der zwischen den Bergen im Thalraume und fast über den Bach entlang führte. Dort, wo der Bahnweg nicht weiter fortgesetzt werden konnte, mussten sie als Pfad dienen. Ein Stamm wurde dicht neben den anderen gelegt.

Solchergestalt bereitete man eine Straße für die übrigen Truppen vor, und die zog sich in Windungen lang zwischen den zwei Bergreihen und bot einen traurigen Anblick. Auf diesem Wege sollten dann die hundertjährigen Riesen überführt werden. – Als man sie auf der Erde dicht aneinander reihte, erhielten sie wuchtige Axthiebe in den Kopf und in die Füße, dass

aus ihnen Blut rann. Der Bach, der dicht neben ihnen dahineilte, presste sich von unten herein, rieselte sanft zwischen ihnen hervor, wusch sie ab und trank ihr Blut auf. – Stellenweise, wo die Sonnenstrahlen am längsten verweilten, setzte es sich an Gestein fest und färbte es für immer rot.

Bis diese gemieteten Söldner mit allem fertig geworden, verging eine lange Zeit, und sie wurden fast wild darüber.

Sie gingen nie ins Thal, bekamen nie ein Weib zu Gesichte, ihre Kleidung war in Teer getaucht, Haar und Bart wuchs ihnen lang und verlieh ihnen ein wildes Aussehen.

Mittelst der Rollbahn erhielten sie jede Woche Lebensmittel, vor Ungewitter und Kälte schützten sie Hütten aus abgehackten Tannenzweigen, welche in massenhafter Fülle umherlagen. Die von Harz durchdrungenen Baumrinden, die gleich riesigen braunen Papierrollen an der Sonne trockneten – wurden des Abends auf den Höhen rechts und links in großen Haufen angezündet und loderten in roten, gierigen Flammenzungen als Lebenszeichen der Söldner empor.

So stärkten sich diese zum Kampfe mit den Hundertjährigen. Endlich kam die Reihe auch an diese.

Eine Nacht zuvor – es war eine lichttrunkene Nacht – hatte sich der Mond zu einer großen, mattroten Scheibe erweitert.

In der Stille, die mit dem Dunkel gewachsen war, schien das Gebirge mit seinen unabsehbaren, dunklen Waldungen von stoischer Ruhe. Das Mondlicht durchschimmerte die zartbläulichen Nachtnebel, erleuchtete die Ferne mit klarem Licht und schien sich den auf den höchsten Gipfeln stehenden Wipfeln der Bäume mitzuteilen. Sie waren von seinem Schein wie verklärt und lösten sich darin gleichsam auf.

Flehentlich blickten sie empor.

Sie nur allein?

So viele ihrer da waren – und ihre Anzahl war so groß, dass niemand im Stande war, sie anzugeben – sie blickten alle zur Höhe und flehten um ihr Leben! Selbst die Luft war geschwängert von Sehnsucht nach Leben. Sie roch nach Üppigkeit, nach unersättlichem Dürsten und schien der Atem Tausender und abermals Tausender lebensgieriger Wesen zu sein.

Ein Duft, der an berauschte Leidenschaft gemahnte, an vollendete, begehrende Reife, strömte aus der Tiefe des Waldes und riss auch die mit sich fort, die seither nur in keuschverstecktem Erwarten dastanden, den Wunsch, voll zu leben als schamhaftes Geheimnis im Herzen bergend.

Die Farne lösten ihre prophetischen Zungen.

Die Kelche der keuschesten Blumen wurden zu vollendeten Blüten. Die Angst, dass sie morgen zu leben aufhören könnten, erweckte in ihnen die Gier, nebeneinander zum letzten Male in vollster Pracht zu prangen. Morgen würden sie vielleicht schon zertreten daliegen, ihre Kronen entblättert und gebrochen werden. Morgen würde vielleicht niemand mehr wissen, dass sie waren und voll Schönheit waren. Der Waldboden belebte sich mit Johanniskäfern, die wie Lichttropfen im Moose glänzten; Grillen in erstaunlicher Menge riefen sich an und antworteten und wollten gar nicht verstummen. Es herrschte in ihnen die Stimmung, aus sich selbst herauszutreten, Verlangen nach Schwelgereien, nach rückhaltlos entfesselten Gefühlen, welche nur die vornehme Stille der Nacht dämpfte.

Lachen nie gekanntes Entzückens, vermischt mit schweren Schmerzenstränen, ließ sich hören, und eine Sehnsucht, weich wie ein Sammetmantel, lag auf allem

und rief immer mehr Wünsche und Liebe zum Leben hervor...

Seltsam waren die Laute um die Stille dieser Nacht... zärtlicher als Musik. Mehr ein Geflüster, vereint mit dem weichen Dunkel der Nacht – oder wie das Fallen von Wassertropfen von Blatt zu Blatt nach ersehntem, mitten im Sonnenschein gefallenem Regen...

Eine lange, kampfesvolle Zeit, – und die Hundertjährigen waren gefallen.

Starre, steife Majestät, so lagen sie gebettet im eigenen Grün. Ihre zurückgebliebenen Stümpfe mit den runden, an die Oberfläche der Erde herausgewucherten Wurzeln klafften verstümmelt aus dem Grase.

Noch lagen sie auf den Höhen – jedoch nicht mehr vereinzelt.

Besät waren die Berge mit ihren Leichen, rechts und links, schräg und quer und wagerecht. Dicht nebeneinander Kopf an Kopf, gruppenweise oder auch übereinander oder wie es sonst im Stürzen der Zufall gewollt. – Aus der Ferne sah man nur abgemähte Waldungen!

Bis zur Nacktheit ihres Schmuckes entblößt, der sich Jahrzehnte Sommer und Winter hindurch in seiner schwellenden Schönheit unverändert gehalten – starrten die Berge beschämt gegen den Himmel, vergeblich bemüht, mit den Überresten der einstmaligen Kleidung die unförmigen Glieder zu verhüllen.

Verratene Adler und verwaiste Habichte flogen schwermütig umher, und während die Adler, von Zeit

zu Zeit nach ruhelosem Fluge ausruhend, zornig ihre Gefieder sträubten, die schwarzen, feindselig funkelnden Augen spähend in das Thal gerichtet – zogen die Habichte stille, langsame Kreise über den Gefallenen...

Als man die Gestürzten von ihrer Höhe zog, gab es einen Kampf auf Leben und Tod.

Viele Söldner büßten ihr Leben ein, viele wurden für immer zu Krüppeln, und andere lagen schwerverletzt monatelang im Thale.

Größen zu stürzen!

Solche, die ihre Plätze Hunderte von Jahren behauptet hatten! Deren Wurzeln in das Innerste der Berge ihre Fasern erstreckt und sich mit denen anderer Gewächse für immer verkettet hatten! Zu stürzen, ohne sich zu beschädigen, ohne den jungen Nachwuchs zu vernichten und ohne die nähere Umgebung zu verwüsten! Gleich nie ermüdeten Käfern krochen die Söldner auf die unzugänglichsten Orte, bewaffnet mit Ketten und allerlei Werkzeugen.

Zuerst wurden die Gefallenen ihrer Rinde beraubt.

Dies gab viel zu schaffen.

Festgewachsen an das Fleisch, war sie hart und spröde und ließ die Äxte von sich abprallen. Erst nach langem Hacken sprang sie in Splittern auseinander und fiel auf die reiche Fülle elastischer Zweige, die, abgetrennt vom Körper, nunmehr im Grase verdorrten. Dann wälzten kraftvolle Hände mit Todesverachtung die schweren Riesen vorwärts.

Unter öden, gleichzeitig ausgestoßenen Aneiferungsrufen, die mehr den Schreien wilder Vögel glichen, als harmonischen Menschenlauten – verrichteten die

Schlächter diese Arbeit, während helle Schweißtropfen ihnen über die Stirnen rannen und Blut aus den verletzten Händen floss. – Der Aufenthalt in der Einsamkeit und die Verwilderung stimmte sie bei solchen Unternehmungen tollkühn, und die Aussicht auf einen hohen Lohn entzündete in ihren Augen das Gefunkel des Sieges.

Herab bis zum Bergfuße zerrten sie die Kolosse. Dort wurden dann schrägfallende Brücken aus runden Balken gebaut, – und über diese hinrollend, wurden die Großen dann dicht nacheinander dröhnend zur ebenen Erde fallen gelassen.

Sie blieben nicht lange liegen.

Große Eisenhaken wurden ihnen in das Haupt getrieben; Pferde wurden vorgespannt, und über den Weg, der aus den Jungen hergestellt wurde, zogen sie die Riesen hinunter, langsamen Schrittes und gesenkten Kopfes.

Hellrotes Siegesfeuer prasselte nach solcher Überwindung in die helle Nacht hinein, während die Helden, im Kreise lang ausgestreckt, ihre Pfeifen rauchten und die Widerstandskraft des Urwalds besprachen.

Unten harrte der Besiegten die Rollbahn.

Sie bestand aus vielen aneinandergeschlossenen Wagen und einer ungeduldig schnaubenden Lokomotive.

Auf jeden Wagen wurden fünf bis sechs Stämme geladen und mit armdicken Ketten zusammen befestigt. Und zwar mit solcher Enge, dass sich das Eisen in ihr von der Rinde entblößtes Fleisch einschnitt und stellenweise Blut herausquoll. Das sammelte man auf, knetete es zu einem Ballen, und, in glühende Kohlen getaucht, dass es Feuer fange, wurde es in nebeligen Herbstnächten als Fackel bei der Überführung benutzt. – So gefesselt, jagte die Bahn mit ihnen hinunter ins Thal, von Zeit zu Zeit einen gellenden Siegespfeiff ausstoßend...

Im letzten Wagen saß ein Aufseher.

Seine Wärterhacke in die Brust des Obenaufliegenden eingehackt, saß er mit verschränkten Armen und stumpfen Blicken da.

So oft hatte sein Blick auf den Kämmen dieser Berge geruht, so oft war er den Krümmungen der Bahn gefolgt – dass er nunmehr ermüdet den Blick zurückwandte. Die, über welche er die Aufsicht hatte, verhielten sich ja still. Sie grüßten die Gegend, durch die sie fuhren, und nahmen von ihr Abschied... Rechts und links erhoben sich Berge; die waren noch mit Nadelholz bekleidet. – Das waren Genossen, Jahrzehnte lang, und von diesen schied man für immer.

Niemals mehr sollten sie ihr eigenes Rauschen vernehmen... Und sie suchten zu erraten, wohin sie geführt würden.

Dass es hinunterging in ein weites Thal, wo die Berge zurücktreten mussten, wo anstatt eines Baches schon ein Fluss wogen mochte – wussten sie. Die Bahn jagte rasend dahin und wand sich durch die Engen wie eine Schlange; ob es aber zu den Menschen ging?

Sie dachten an die Zeit der Stille, wo sie stolz gestanden, und ihre Kronen nur stolze Adler berührt.

Jetzt lagen diese Kronen tief unten...

Und dann... wie alles über sie hereingebrochen, und sie auch ohne Kronen fielen...

Ging es also zu denen, die ihr Schicksal beschlossen und sie zu stürzen sich das Recht erkaufte? – Oder zu Menschen, welche weder Sonntag noch Feiertag kannten und von Schönheit nie etwas gewusst? Aber nein; außer diesen musste es auch noch andere Menschen geben, vielleicht ihnen selber ähnliche...

Ihnen ähnliche!

Als sie nach stundenlanger Fahrt durch Urwälder in das

Thal herauskamen, sahen sie hie und da einzelne Hütten. Zuerst auf den Bergen und dann an der Dorfstraße, welche sich an den Bahnweg schloss und mit ihm parallel lief. Die Hütten waren klein, bedeckt mit Brettern, über denen Steine lagen; und einzelne hatten auch Schindeln.

An einem Schankhause, das zum Vorschein kam, hielt die Bahn still. Sie hatte Fremde und Arbeiter mitzunehmen, die da ihrer harrten. Hier sah man auch die Bewohner jener Hütten. «Huzulen» nannten sich die. Groß und kräftig, mit slavischen Zügen, in malerischer Tracht, so lagen und saßen sie dort.

Dort ein junges Weib mit etwas abgespannten, aber schönen und fast kindlichen Zügen, gekleidet nach der Sitte des Volkes, buntfarbig und reich. Sie rauchte aus einer Pfeife und blickte gleichgültig vor sich hin, unbekümmert darum, dass ein Haufen fremder Menschen sie mit Blicken schier verschlang.

Ihre Genossen – prächtige Männer, schlank wie Tannen und elastisch wie Rohre – saßen umher in der Stube, in der bequemsten Haltung von der Welt.

Ihre Tracht war nicht minder originell.

Blutrote Beinkleider, dazu schneeweiße, reichgestickte Hemden und ebenso reichgestickte, kurze, ärmellose Schafpelzchen. Breite, buntfarbige Ledergürtel, behängt mit Fingerhüten und allerlei glänzendem Tand, und Hüte mit hohen, emporgeschlagenen Krempe, geschmückt mit Pfauenfedern, vervollständigten die Kleidung.

Da es ein Feiertag war – so versammelten sie sich da zum Tanz. Zwei von ihnen spielten auf den Geigen ihren Nationaltanz, die Kolomyjka. Ein anderer lag auf der Bank, in seiner vollen Länge ausgestreckt, blickte träumerisch durch die offenen Fenster hinaus und ließ sich neugierig betrachten.

Alle ließen sich betrachten, ohne es zu fühlen, gerade

wie Kinder, allein, selber bezeugten sie fast nie Erstaunen oder Neugier, weder für die fremden Ankömmlinge, die kaum einmal im Jahre in ihre Gegend kamen, noch für andere Vorgänge in ihrer Umgebung. Während die Lokomotive mit ihrem jedesmaligen Erscheinen ihre nachbarlichen Dorfbewohner gewöhnlich in Aufregung versetzte, – wandten sie kaum die Köpfe nach der Seite. Das war ihnen ein Schauspiel, so weit und so fremd, sie hatten damit so wenig gemeinsam, als wären sie aus einer anderen Welt und sollten damit so wenig in Berührung kommen, wie mit den Wolken da droben!

Viel mehr Ähnlichkeit besaßen sie mit denen, die gefesselt auf den Wagen ins Thal geführt wurden.

So unberührt waren sie aufgewachsen, so harmonisch, so eigenartig in ihrer Schönheit und ihren Sitten. Auf steilen Höhen in ganz für sich gelegenen Erdenwinkeln führten sie ihr Dasein, ohne Herren und Knechte. Unwissend bis zur Rührung und für alles Große der Zivilisation verständnislos, begegneten sie ihren Errungenschaften mit kindlichem Lächeln auf den Lippen.

So waren sie, jene Kinder der Wälder, die um keinen Preis Hand anlegen wollten an die, die von ihrer Hände gestürzt wurden.

«Wer seid ihr?» hatten sie misstrauisch die gefragt, die gekommen waren, sich den Nutzen der Schlacht auszurechnen – «welchen Glaubens? Wohl keine Christusmörder?» – und dabei griffen sie nach ihren feingeschnitzten Hacken, die sie fast nie aus den Händen ließen. Für Waffen hatten sie Sinn.

Als sie zum ersten Male die Rollbahn fahren sahen, bekreuzten sie sich und spieen weit von sich.

Das ging nicht mit rechten Dingen zu, und sie wollten nie eine Gemeinschaft mit jenen haben, die solch

Ungetüm lenkten. Sie hielten sich auch fern von dem Getriebe, und unter der Menge Kerle, die bei der Schlacht beteiligt waren – befand sich kein einziger Huzule.

– «Hacket selber, was Gott geschaffen hat, ihr Hundeseelen!... uns lasst in Ruhe!» hatte einer voller Hass über die Aufforderung, beim Abholzen mitzuhelfen, geantwortet. Und man ließ sie in Ruhe.

Ihre Welt war Berg und Wald, und nur da gediehen sie zur Vollendung. Gleich prächtigen, glühroten Blüten schimmerten sie in ihrer schönen, malerischen Tracht zwischen dem Grün der Bäume oder auf flinken, starkmähnigen Pferden, deren Zucht zu ihren Lieblingsbeschäftigungen gehörte. – Durch Wälder scholl auch das Echo ihrer schönsten Lieder.

Das waren Menschen, die den Stämmen ähnlich waren...

Als sich die Bahn in Bewegung setzte und immer rascher vorwärts flog, sahen die im letzten Wagen Fahrenden durch die weit geöffneten Türen und Fenster des Schankhauses, wie dort im großen Kreise Männer und Frauen im wilden Reigen tanzten!...

Ein unvergesslicher Anblick, flüchtig wie ein Blitz und ebenso zündend...

Eine einfache Melodie zweier Geigen brachte sie ins Feuer. In übersprudelnder, unbeherrschter Lust tanzten sie. Ihre Kleider und Tücher wehten im Kreise, und von Zeit zu Zeit stießen sie helle Freudrufe aus. Es sah aus, als tanzten sie ihr Glück zu Ende und wollten sich jetzt damit sättigen für alle Zeit...

Vor dem Hause standen andere in Gruppen, oder lagen da, aus kurzen Pfeifen rauchend, langgestreckt bei ihren

Pferden. Es war, als flöge das Haus mit dieser Pracht voller Farben und Lebensfülle an der Bahn vorbei...

Ein schönes Weib... eine junge Witwe... sprenge auf einem halbwildem Pferde den übrigen zu.

Ihr nach jagte ebenso toll ein Schwarm junger Burschen. Sie ließ sich nicht einholen. Den Kopf über die Schulter nach ihnen gewandt, mit ausgestreckten Händen dem Pferde freie Zügel lassend, lachte sie ein schallendes, sorgloses Gelächter!

Alle diese Sorglosen, in wilder Lustigkeit Zurückgelassenen lachten noch dieses Lachen! Noch fühlten sie keinen Schauer beim Kommen und Gehen jenes feindselig zischenden Ungetüms, das mit seinem Erscheinen Licht, aber auch namenloses Elend brachte!

Noch hatten sie keine Ahnung von jener tiefen, zerfetzenden Sehnsucht mit dem kranken Lächeln auf den Lippen, die nur die Bildung und Kultur hervorruft! ...Sie lebten in den Tag hinein, unbekümmert um die Zukunft und ihre Gestaltung, ihre Wünsche waren klar und bündig, und die Bedingungen ihres Glückes...

Sonnenschein und ein blauer Himmel...

Im Thale waltete reges Leben. Eine große Dampfsäge war im Betriebe. Ziegelrote Schloten von imposanter Größe erhoben sich vom Boden und spieen schwarze Rauchwolken unter den Himmel – während im Fabrikgebäude ein Getöse herrschte, ein Brausen und Zischen, dass alle anderen Laute übertönt wurden.

Rings herum lagen tausende von Brettern, hochaufgestapelt, fertig zum Transport, und kreuzweise übereinandergelegt, schmale und breite, und Massen von noch ungeschnittenen Stämmen harrten ihres Todes.

Da lagen noch Riesen von mehreren Metern Umfang, wahre Wunder an Alter und Schönheit, und schlanke, blutjunge Tannen.

Fast ohne Unterbrechung wurden frische Stämme in die Fabrik hereingewälzt, um schon nach kurzer Zeit, in dünne Bretter geschnitten, hinausgeschoben zu werden. Die Bahn brachte immer neue Opfer, und der nie ruhende Moloch verarbeitete sie in erstaunlich kurzer Zeit. Auch diesmal wieder.

Die Lokomotive wurde von den Wagen abgetrennt, und diese rollten allem mit ihren Gefangenen ein Stück vorwärts und nach dem Lagerplatze zu.

- Hier wurden den Stämmen die Ketten gelöst, und man lud sie ab.

Als sie am Fabrikeingange vorbeigerollt wurden, vernahmen sie die Worte des Sägemeisters, mit denen er einen Gast belehrte: «Die Waldungen wurden von der Firma O. & C. vom Religionsfonds gekauft. Man sägt schon sieben Jahre und hat noch drei Jahre zu sägen. Täglich werden siebenhundert Stämme zerschnitten...»

Siebenhundert Stämme täglich! – Wie ergreifend deutlich dies klang! – Siebenhundert ihrer Genossen täglich vernichtet, die jeder von ihnen Jahrzehnte, ja, zu Hunderten von Jahren gebraucht hatte, um sich zu diesem Umfange zu entwickeln!

Und hier lagen noch Türme von Stämmen. Tausende und tausende lagen noch daheim, auf den Gipfeln der Berge, die herunterzuschaffen man sich bis zum Schluss aufgespart; – und wieder Massen auf den Rollbrücken aufgeschichtet. Dreimal am Tage brachte die Bahn die Opfer herein. Dazu hatte man es so eilig mit ihrem Vernichten und geizte mit jeder Stunde im Tage!

Mit glühenden Eisen hatte man die frisch angelangten gezeichnet und sie dann in das Getriebe ringsum blicken lassen.

Sie sahen, wie Arbeiter – genau solche, wie die halbverwilderten oben im Walde – hier unten arbeiteten. Wie sie massenweise gleich unermüdlichen Ameisen umherwimmelten drinnen und draußen. Wie sie den dröhnenden Eisenmoloeh, der in der Vernichtung wahre Wunder leistete, pflegten und sich geradezu aufopferten, um es ihm nur an nichts fehlen zu lassen.

Sie sahen und vernahmen vieles.

«Ja, ja,» hörten sie einen Arbeiter erzählen, den man den ‚Närrischen‘ nannte, «so verheeren ausländische Antichristen die schönen Waldungen, die Gott unserem Lande zur Freude wachsen ließ!... Weiß Gott... die Kutten behüteten ihn schlecht und werden es dereinst schwer zu verantworten haben. Und nun soll all dies wunderschöne Holz fort, vielleicht übers Meer? Und was unser Land davon hat? Frage man nur die Kirchenratten, die das große Wort bei der Verwaltung reden, die im Wohlstand schwelgen und fasten, dass ihre sündigen Leiber aus den Fugen gehen. Fraget sie, was unser Land davon hat!» – Und nach einer Weile, während welcher er die Sägespäne aus den Augen gewischt hatte, rief er weiter: «Man baut schon nach der anderen Seite hin den Bahnweg. Es heißt wieder: ‘Auf neue zehn Jahre gepachtet!’ Ja, nur noch zehn Jahre und dann noch einmal zehn Jahre, und aus wird es sein mit dem Reichtum unseres Landes. Verfluchte Gerechtigkeit! – dass ich doch nicht lieber deinen Leib zersägen kann, anstatt dieses Stammes da, und alle die Höllenöfen da unten nicht lieber mit jenen Teufelsbr... – » eine schallende Ohrfeige des Sägemeisters machte dieser Rede ein Ende.

«Dass du lieber aufpasst auf deine Affenpfoten, anstatt dass du dein Mundwerk ewig in Bewegung hast – verdammte Brut noch mal!» ...Die Antwort des Gezüchtigten ging in dem betäubenden Getöse verloren, denn neu hereingerollte Stämme rollten unter die Säge.

Die einen kamen unter zehnblättrige Sägen, andere unter fünfzehn-, und wieder andere, die Hundertjährigen, unter zwanzig- und mehrblättrige. Mit einem ohrenzerreissenden Gezisch, das sie zunächst betäubte, ehe sie getötet wurden, fuhren die Sägen in ihre Leiber. Mit den scharfgespitzten Zähnen zerschnitten sie mit blitzartiger Schnelligkeit die schönen Stämme; während dessen sprudelten Sägespäne aus ihnen hervor wie Blut und überschütteten sie.

~ Als die Sägen den letzten Riss thaten – es zog wie ein schriller Misston durch den Raum – zerfielen die einstmals so stolzen Riesen in dünne, blasse Bretter und hörten auf zu sein für immer...

Arbeiter mit Riesenkarren kamen eilig und gingen.

Sie fegten die Sägespäne zusammen, die sich am Boden angesammelt, führten sie fort und schüttelten sie in den Schlund der Ofen im Erdgeschoss. Ohne Unterbrechung führten sie diese Arbeit aus, tagaus, tagein.

Andere zogen die in Bretter zerfallenen Stämme fort und schleuderten sie derart wuchtig auf den Lagerplatz, dass sie im Niederfallen noch einmal wie elastische Stahlblätter emporschnellten.

Wieder andere schoben schlanke Tannen unter streifenartig schneidende Sägen, und noch andere schmiedeten und schärften Sägen und besäeten ringsum alles mit rotblitzenden Funken...

Auf dem Lagerplatze wimmelte es von Menschen.

Die einen schoben Bretter heraus, andere stapelten sie auf. Es war ein Lärmen und Rufen, ein ewiges Hin und Her, eine fieberhafte, nach mathematischer Genauigkeit bemessene Thätigkeit, hervorgerufen durch den Koloss der Maschine, der eine Hitze entströmte zum Ersticken.

Lautlos, schien es, bewegten sich die Riesenräder, umschlungen von breiten Riemenbändern, aber die Luft war erfüllt von ihrem Getöse, und die Gegend weit bis in die Wälder belebt. Nur in der Nacht war es totenstill. Wie ein Wächter stand da der schwarze Schlot und übersah finster das Kriegslager.

Da lagen die weißen, entblößten Stämme in großer Menge, umflossen vom sanften Mondslicht, wie starre Leichen. Die zu stolzer Höhe aufgestapelten Bretterreihen, zum Transporte vorbereitet, schimmerten silbergrau, und von der Seite betrachtet, schienen sie bloße Linien zu sein.

Stämme! – Überall, wohin der Blick fiel, lagen Stämme, Holz, Bretter, Abfälle; und zwischen all' diesen Haufen schlichen lautlos Bluthunde wie Gespenster umher, große, ungeschickte Schatten werfend und schnüffelnd nach Eindringlingen. – Seitdem die Fabrik einmal in Flammen gestanden, wurden sie zu Wächtern auserkoren. Aber niemand drang hinein; niemand störte die Ruhe der Gefallenen...

Halbleises Gemurmel des Gebirgsflusses, welcher unweit der Fabrik unter dem Walde floss, drang weich und eindringlich herüber, während der Wald eine dunkle, unübersteigliche Mauer um das ganze Thal bildete, über die nur der Mond herüber konnte.

Und der kam auch allnächtlich herüber. Blass und still und unbeweglich, als sei er gänzlich ermattet vor Wehmut und als thäte es ihm wohl, seine Strahlen in den bläulich durchsichtigen Nachtnebel aufzulösen oder hie und da in den dunklen Ton des Wassers zu tauchen. Das Wehgemurmel der Wellen stimmte ihn so schwermütig, und er vermochte es nicht zu überhören.

«Wohin? Wohin? Wohin?» murmelten sie unermüdlich Nacht für Nacht und leckten gierig das

Ufer und plätscherten schmeichelnd in hörbaren Lauten an große Steine, die hie und da aus dem Wasser plump hervorragten. Aber sie erhielten keine Antwort.

Auf dem Lagerplatze blieb es still. Die Stämme lagen entseelt und die Bretter steif und ausgestreckt. Er aber sah die Antwort. Wohin er sein blasses Antlitz auch wenden mochte, sah er auf den zum Transport bestimmten Brettern die in schwarzen Lettern geschriebenen Worte «Nach Batum» – «Nach Batum» – «Nach Batum»...

Hochsommer. – Versengend schienen die Strahlen der Sonne, und die Luft war schwül und heiß.

Einzelne Wolken, die sich am Himmel eingefunden, waren düster und regenschwer. Von Zeit zu Zeit hob sich ein leichter Wind und dehnte die Wolken in die Breite und zu unheilverkündenden Schatten. Eine Zeitlang schien es, als ließen sie sich von ihm bewegen, fortzuziehen, als übte die Macht der Sonne einen zerstörenden Einfluss auf sie aus; – allein um die Mittagszeit blieben sie plötzlich in ihrem Fluge stehen und hingen als gräulich-schwarze Massen über den Bergen.

Es war nach der Schlacht.

Ringsum herrschte öde Stille. So weit das Auge über die Bergreihen reichte, begegnete es der tiefsten Verwüstung, und die abstoßende Nacktheit der Höhen rief Stimmungen der Leere hervor. –

Weißliche, verwitterte Baumstümpfe klafften dicht nebeneinander gleich Gerippen aus dem vergilbten Grase hervor. Überflüssige, zurückgelassene Bäume lagen in großer Anzahl verstümmelt umher, und von der Rinde entblößte Stämme, die sich als morsch erwiesen, moderten unberührt.

Große, ausgebrannte Erdstellen mahnten an Brandwunden und gaben Zeugnis vom Sieg der Flammen, die hier so oft das Dunkel der Nacht wie rote Zungen durchflackert und jedes in ihrer Nähe befindliche Element gierig verzehrt hatten.

Stöße von Fichtenrinden lagen als dunkelbraune Fetzen und Rollen halbverfault umher, und erdrückend schwer lasteten haufenweise Holzspäne auf dem Grase –

Alte, vom Blitzzerspaltene Tannenbäume, unangetastet zurückgelassen, standen da, die halbverdorrten Äste weit von sich streckend gleich hinaufhängenden Greisen, vergeblich bemüht, den Wind in ihren erschütterten Zweigen aufzuhalten.

Von Zeit zu Zeit zog durch die Luft ein klägliches, trauriges Knarren. Es rührte her von gesunden, einzeln zurückgebliebenen Fichten, die, jugendschlank und von fast schwindelnd hohem Wuchs, nur in der höchsten Spitze bekleidet waren. Diese Wipfel neigten sich jetzt bogenförmig zur Erde, als hinge zwischen ihren kurzen Kronenzweigen ein Zentnergewicht und zöge sie nach unten. – Preisgegeben den Launen des Windes, bar des Schutzes und ohne jeglichen Halt, wiegten sich diese Fichten trauervoll hin und her und knarrten, endlos, ruhelos... Junge Tannenbäumchen, einst von hellichem, fast schimmerndem Grün bedeckt, waren gebrochen und für immer vernichtet.

Farren ließen ihre Blätter wie ausgefranste Lappen hängen und, beraubt des Schattens, verblassten sie und starben langsam im Sonnenglanz. Das alte, hohe Moos, herausgerissen, zerfetzt und mit der Wurzel zur Sonne gekehrt, war ausgetrocknet, und denselben Tod erlitt auch das schwellende, reiche Gras.

Die reichen Waldbüsche, Himbeersträucher, Wacholder und andere widerstandsfähige Gewächse

und Blumen, die einst voller Üppigkeit gewuchert, waren am Boden auseinandergezerrt. Denn über alle wurden ja tausende und tausende Kolosse gewälzt! ...

Hie und da zur Erde gedrückte Maulbeersträucher, ihrer Kraft noch nicht beraubt, trugen reichlich ihre blutroten Beeren, und sie schimmerten aus der Ferne aus mattgrünem Hintergrunde hervor wie Blutlachen...

Kleinlaut sickerte zwischen dem Gestein der einstmals übermütige Bach. Massen von abgehackten Zweigen, Baumrinden und Holzspänen dämpften sein lautes Rieseln für lange, unbestimmte Zeiten.

Adler und Habichte verließen ihre Stätten und verirrten sich nur selten in diese Gegend. Kaum dass sie einige Male zur Frühlingszeit im raschen Fluge die einstmals so stolze Heimat passierten. Öde, verwüstet, bar aller ursprünglichen Schönheit, eines fast erdrückenden Reichtums – waren die Berge gleichsam zum Hohne zurückgeblieben und konnten es nicht verhindern, dass die sengenden Strahlen der Sonne die zurückgebliebene Flora, welche den tiefsten Schatten erforderte, erbarmungslos ausbrannte.

Die zurückgelassenen, kaum dem Boden entwachsenen Fichten und Tannen, welche durch Zufall unverletzt geblieben waren, standen traurig und verlassen.

Stürme und Sonnenglut zogen abwechselnd über ihre jugendlichen Kronen, die lange nicht gestählt genug waren, um all' das Ungemach der Witterung zu ertragen. Die Hundertjährigen hatten sie mit ihren stämmigen Armen bis jetzt vor allem geschützt – aber nun?

Und wenn sie auch allem trotzten? Aller Sonnenglut, die so gierig ihre jungen Säfte austrank, allen Stürmen, die ihre Kronen zu brechen beehrten, aller Kälte und allen übrigen äußerlichen Gefahren – was dann?

Vergriff sich dann nicht auch an ihnen, wenn sie

schon in ihrer stolzesten Pracht da standen, in Üppigkeit prangend – über sich nur den Himmel anerkennend – dieselbe ruchlose Hand? Und sie beschlossen zu sterben...

EINE UNZIVILISIERTE

Magura hieß der Berg, unter dem ihre Hütte stand.

Und war bekleidet vom Fuße bis zum Gipfel mit dicht wachsenden Tannen.

Das reiche Grün, welches Magura düster erscheinen ließ, und ihre Steilheit, machten sie unzugänglich und bewahrten sie vor Besuchern neugieriger Sommergäste.

An Werk- wie an Feiertagen stand sie allein, vertieft in das Rauschen der eigenen Tannen, oder betrachtete die Gipfel der nachbarlichen Berge und versank in Gedanken über ihren nächsten Nachbarn. ...

Sein Name war Rung.

Er war von ihr getrennt durch eine Thalenge, durch die ein Bach eilte, und war ein prächtiger Riese, hoch und breit.

An der Nordseite, wo er mit jungem Walde dicht bewachsen war, hob er sich sanft in die Höhe – an der westlichen Seite, wo er an Magura grenzte, war er still wie sie und wie sie geschmückt mit lauter alten, dichtwachsenden Fichten.

Es schien, als ob beide für immer voneinander getrennt wären. Die Enge, die sie schied, barg eine Menge scharfen Gesteins, und der Bach – bei jedem stärkeren Gewitter anschwellend – bespritzte sie mit seinen kühlen Perlen, als erinnere er sie daran, dass er sich nicht verloren habe, dass er da sei und sie immer trennen werde. ...

An hellen Sommertagen gegen die Mittagszeit, wenn

die Sonne stark brannte und der Himmel sich in lichtetes Blau gleichsam auflöste – erhoben sich aus der Tiefe des Rungschen Waldes Habichte, zogen über seinen Gipfel in sanften Kreisen und verschwanden dann im dunkelgrünen Walde Maguras. Hier ließen sie sich auf das Gezweig ihrer Tannen für kurze Augenblicke nieder und riefen weit hörbar, dass sie von Rung kämen. ...

Sie nahm ihre Laute in sich auf und rauschte hernach etwas, so laut, dass auch die rings um sie waltende Stille aufhorchte....

Wenn die Sonne aufging, war ihre ihm zugekehrte Wand von goldenem Lichte überflossen.

Alle Tannen, die da auf ihr wuchsen, badeten in diesem Tone. Und sie lachte ihn an. ...

Und er glänzte auch, aber vor Kühle.

Seine ihr zugekehrte Wand, abschüssig, stolz – auch in Tannen gekleidet von der Sohle bis zum Gipfel – war fast düster. Durchsichtige, kühle Tautropfen standen noch auf den Nadeln der Zweige, und seine Erde war bedeckt von Tau gleich wie von zartem Silbergewebe. Der zwischen beiden eilende Bach drängte sich dicht an die Magura, aber erwärmt – bog er aus, wandte sich unter die kühle Wand Rungs, jedoch nur, um, abgekühlt, abermals an die Magura sich zu drängen.

Erreichten die Strahlen der Morgensonne Rung nicht? – Warf sie selber den Schatten auf ihn?

Sie wusste es nicht.

Hier und da drangen auch zu ihm einzelne Strahlen. Sie fielen schräg zwischen seine Bäume als durchsichtig buntfarbige Streifen und bemühten sich, seine kühle grüne Tiefe zu erwärmen.

Wo sich die Wände beider gegen den Süden wandten, wo sie sanft abfielen und sich in übergroßer Nähe fast vereinigten – da badeten beide im Lichte....

Hier wuchs in der Thalenge, die zu einem schmalen Streifen wurde, zwischen dem großen Gestein die prächtigste Arnika, die goldig-gelbe Blüte zur Sonne gekehrt, wie die Sonnenblumen; hier wucherten dünne blass-lila Glockenblumen und üppige Disteln.

Der Bach bemühte sich, die Luft abzukühlen, aber diese, erwärmt und berauscht vom Harzgeruche der Tannen, machte ihn warm, entkräftete ihn bis zur Milde, und er vergoss sich sanft und fast unhörbar über Stock und Stein und verwandelte sich unbemerkt in fließendes Gold. ...

Hier dehnte sich ein dichter, alter Wald aus, und Rung und Magura, von ihrer Schönheit gegenseitig überwunden, wurden zur ebenen Erde und verloren sich in seiner dunklen Tiefe.

In der Thalenge zerschlugen Zigeuner Steine.

Das laut schallende Echo des Klopfens flog in rasender Eile den beiden nach ... allein das ernste Rauschen des Waldes wehrte es ab. Dort war ihr Paradies.

Just hierher kam die Huzulin Paraska, Holz zu stehen. Sie wusste da allerlei Verstecke und hätte sich zu verbergen vermocht, wenn sie jemand verfolgt hätte – allein, da sie niemand verfolgte und sie ruhig trockene Äste und anderes Brennmaterial sammeln konnte, so war sie ihrer Beute sicher und eilte niemals. Wenn sie genug von allem hatte, setzte sie sich auf einen großen Stein, zog ihre Pfeife hervor und stopfte sie. Rauchend ruhte sie aus.

So verbrachte sie oftmals wohl eine Stunde. Über das oder jenes sinnend, bemerkte sie kaum, wie die Zeit verstrich.

Ein Gefühl der Einsamkeit kannte sie nicht.

Die Stille, die um sie herrschte, war anderer Natur, als die in ihrer Hütte. Hier war sie gleichsam lebendig. Vor ihr – beinahe ihr zu Füßen – eilte der Bach. Über ihrem Haupte, hoch auf den Bäumen, kletterten raschelnd Eichhörnchen. Vom Walde her wurden von Zeit zu Zeit Schreie von Raubvögeln vernehmbar; in der Luft schwirrten Mücken, Libellen, tanzten Schmetterlinge – und das reiche Grün der Bergwände nahm den Blick für sich ein und erstickte jedes Gefühl der Einsamkeit. ...

Mitunter sah sie, wie sich zwischen dem kleinen weißen Gestein eine schimmeln~~de~~ Schlange durchwand. In ihren Anblick eine Zeitlang bewegungslos versunken, spuckte sie zuletzt aus: «So klein war sie und so schlimm! – ärger als ein Wolf!»

Zwischen dem Rung und der Magura war sie gleichsam zu Hause.

Hier hatte sie auch mit wem zu plauschen. Zwischen ihren Wänden in eben dieser Thalenge zerschlugen Zigeuner Steine. Mit ihren muskulösen Händen zerklopfen sie das scharfe Gestein vom frühen Morgen bis zum Versinken der Sonne. Ein älterer Zigeuner, eine Zigeunerin und ihr Knabe. Gleichsam häuslich hatten sie sich hier niedergelassen. Unweit von ihnen brannte Feuer. An hellen Tagen verlor sich die rötliche Flamme im Sonnenlicht, und nur der bläuchliche Rauch verriet, dass sie hier loderte, sich gierig in die Höhe reckend. ...Hier kochten sie ihr Mittagsmahl.

Wenn sie in den Wald ging oder mit dem Holze zurückkehrte, musste sie an ihnen vorbeigehen. Sie setzte sich zu ihnen; und da sie gewöhnlich hier ihre Pfeife anzündete, wobei sie öfters mit ihnen ihren Tabak teilte, so gingen auch die Gespräche sehr lebhaft vor sich. Die Zigeuner kannten die kleinsten Begebenheiten aus ihrem Leben und sie hinwieder aus dem ihrigen. Jahraus,

jahre in zerschlugen sie hier Steine, lebten fast ganz von dieser Arbeit, und sie ging zu jeder Jahreszeit zwischen den Rung und die Magura.

«Ihr wandelt schon wieder in den Wald?» rief mitunter der schwarze Zigeuner, sie mit seinen Augen unter dem Hute her anblitzend. «Wen sucht ihr denn?»

Und sie lachte: «Gold,» sagte sie. «Gold? Nicht einen ,Goldenen?»

«Ja, ja, auch einen Goldenen! – ich hätte es fast vergessen!» Und dabei lachte sie noch mehr.

«Ei, schaut nur her!» sprach er, «unsere Huzulin wird uns noch verrückt», und ausspuckend fluchte er mit verhaltenem Lachen der Frauennatur, dass die Ruhe von ihr wie vom Teufel fliehe.

«Schweige!» ließ sich seine Frau vernehmen, ein schwarzes Weib, abschreckend wie eine Hexe, mit wirrem Haare, feurigen Augen und mit auf der Brust offenem Hemde. «Bald wird sie krumm von dem Golde, das sie fast täglich schleppt, um etwas im Ofen brennen zu haben!»

«Dann mag sie sich den ,Goldenen' holen und er wird für sie alle Lasten schleppen! Wäre es nicht besser, Paraska?»

«Die Füße mög' er sich brechen, bevor er in mein Haus kommt!» fluchte nun auch Paraska zum Scheine, setzte sich aber schon zur Zigeunerfamilie.

«So? Und noch gestern sagtet ihr, dass, wenn sich ein braver Mensch träfe, ihr ihn gleich zu euch ins Haus nehmen würdet!»

«Und wenn ich's gesagt habe? Hab' ich's gesagt, so hab' ich nicht gelogen!» wehrte sie sich.

«Und wie sollte er sein? Vielleicht so wie ich?» scherzte der Zigeuner fröhlich. «Ach, so geht doch! ... hässlicher Zigeuner!» rief sie und spuckte aus. Die Zigeuner brachen in Gelächter aus. «Also wie sollte er sein, Parasotschka?»

«So lasst mich doch in Ruhe; bin ich denn eine Sudjilnetza?¹ Er mag sein, wie er ist; ich habe darüber nicht zu entscheiden. Seid so gut und haltet den Mund!»

Und ihre Pfeife anzündend, lehnt sie sich kokett an das gesammelte Holz und, sich dem Genuss des Tabaks hingebend, erwartet sie die Zigeunerscherze. Sie war Witwe und zählte über vierzig Jahre.

Brünett und fast noch schön, war sie schlank und fein gebaut. Lebhaft, graziös, schien sie um vieles jünger, und in ihren kleinen Händen stak Manneskraft.

«Jetzt stirbt sie schon langsam ab» – erzählte sie einmal – «aber als ich jünger war! Manchmal hob ich einen Sack mit Kukurutz auf, schleuderte ihn aufs Pferd, dass sich sein Rückgrat einbog! ... oder ich sammelte Holz, lud es auf mich, und nicht dass ich damit nach Hause ging – ich lief damit nach Hause! – Hier warf ich es zur Erde, dass die Hütte erdröhnte, und hatte während vier Wochen zu brennen. Die Leute wunderten sich, aber ich lachte. Glaubt ihr das nicht? – Oder was legt' ich für Heuschober zusammen! Aj, aj!»

So schwelgte sie in eigenen Erinnerungen, und ihre ungewöhnlich lebhaften und klugen Augen leuchteten von innerem Feuer, während ihr Antlitz selber fast jung war.

«Ja, aber jetzt ... jetzt werde ich immer schwächer und schwächer und alles nimmt ein Ende!»

Sie sagte es nicht traurig. Nicht im mitleiderregenden, weinerlichen Tone, sondern ernst, gedankenvoll. Es gab einen Anfang und muss demnach auch ein Ende geben; und jeden Schmerz mögen die Winde zertragen!

¹ Sudjilnetza bedeutet im ukrainischen „Schicksalsengel“. Der Meinung des ukrainischen Volkes nach bestimmen gute und böse Engel in Gestalt der Vögel während der Geburt des Menschen sein Schicksal.

«Bei wem legtet ihr denn Heuschober zusammen?»
fragte der Zigeuner.

«Bei dem, der mich dazu gemietet. Beim gottseligen Herrn Kuba; beim Vater des jetzigen jungen Gutsherrn, der da über dem Flusse den kahlen Berg hat. Kennt ihr ihn nicht?»

«Doch. Er ist ein Rumäne. – Er ist derjenige, der den Leuten Bier bezahlt, als er gewollt, dass man ihn zum Bürgermeister wähle; und der ihnen damals auch gesagt, dass er ihr Bruder sei. ...»

«Bruder?» fragte sie und kniff die Augen zusammen. «Und weshalb ist er jetzt kein Bruder, da ein anderer gewählt wurde? Jetzt nennt er die Bauern ‚Schlangen‘! Aj, er ist ein hässlicher Mensch; nicht so wie sein Vater. Er geriet seiner Mutter nach – ja, er sagt es auch, dass er ein Rumäne ist. Sie ist aus der Moldau.... sein Vater sprach mit uns kleinrussisch. Aj, wie gut war es doch, als sein Vater noch lebte und das Vermögen besaß! ... Bei ihm legte ich im Gebirge Heuschober zusammen!»

Und nach einer Weile lebhaften Sinnens sprach sie:

«Bei anderen Schobern arbeiteten zwei Menschen, bei dem meinigen war nur ich allein. Glaubt ihr es oder nicht? Ich trug selber das Heu zusammen, trat es selber fest, baute die Schober breit und prächtig wie Häuser. Herr Kuba trat von der Seite heran, blieb stehen und sah zu. Beinahe eine Stunde schaute er zu. Wenn er sah, dass ich ganz müde ward, trat er zu mir heran und reichte seinen Tabak: ‚Stopfe dir deine Pfeife, Paraska... du bist meine beste Arbeiterin!«

«Und ihr, Paraska?»

«Ich setzte mich unter den Heuschober, lachte und rauchte». «Paraska, Paraska!» drohte der Zigeuner verschmitzt.

«O Iwan, Iwan... ich bin nicht von solchem Stamme!»,

und ausspuckend steht sie auf und geht mit ihrer Last nach Hause.

Ihr Haus – das ist eine Bauernhütte, um die Fenster geweißt und rings herum mit einer Prisca, d. i. Lehmbank.

Beim Hause lag der Garten, und im Garten wuchs allerlei.

Da gab es Obstbäume, Gemüse, Sonnenblumen, sogenannte «Landnelken», starkduftend, und zwei volle Beete von großen leeren Astern. Der starke Duft von alledem war fast betäubend.

Sie war allein. Kinder hatte sie niemals gehabt, und so bereitete ihr jede einzelne Blume Vergnügen.

«Ich habe es gern, wenn von alledem so viel ist; das ist so schön!» sprach sie, wenn jemand ihren Garten bewunderte. Und wenngleich in ihm nichts Besonderes wuchs, schien er ihr ein Paradies.

Am Sonntag Nachmittag legte sie sich unter einen Birnbaum, und um sie herum lagerten sich ihr Hund, ihre Katze und zwei-drei Hühner. So lag und schlief sie oder rauchte. Gesellschaft suchte sie nie. Sie liebte es nicht, mit den Erstbesten zu reden. Zu den Nachbarn ging sie höchst selten, und wenn sie es that, so schaute sie den Platz, auf den sie sich zu setzen hatte, gut an oder z.B. den Bissen, der ihr gastfreundlich gereicht wurde.

«Paraska ist gar delikat,» sprachen gleichsam verletzt die Rumänen-Nachbarn. «Sie schaut sich im Hause um wie eine große Frau; besser thäte sie daran, sich bei sich umzusehen; da fände sie eher etwas, als bei uns.»

Allein, ihr war das gleichgültig. Sie ekelte sich – wenngleich es in den Hütten der Rumänen sehr rein war – und es war ihr gleich, ob sie damit jemanden verletzte oder nicht.

Schickte man sich an, sie mit etwas zu bewirten – stand sie auch schon auf der Schwelle.

«Ich vergaß, die Hühner in den Hof hereinzutreiben; es können mir noch welche verloren gehen!» redete sie sich aus und eilte nach Hause.

«Wenn ihr ein Kindchen hättet, wär' es bei euch fröhlicher!» sagte ihr einmal eine Nachbarin.

«Vielleicht wäre es fröhlicher!» antwortete sie, «allein, wenn's ein hässliches Kind wäre... aj du lieber Gott! Nein, hässliche und schmutzige kann ich nun einmal nicht ansehen! ...»

«Aber so allein... ist euch traurig.»

«Mir ist nicht traurig.»

Und sie sprach die Wahrheit. Ihr war nie traurig zu Mute. Auch im Winter, wo sie wochenlang allein saß und keinen Menschen zu Gesichte bekam, war ihr nicht einsam zu Mute. Sie saß, spann, rauchte, redete zu ihren Hunden, zur Katze, zu ihren zahmen Hühnern... sie lachte zu ihnen... schlug sich Karten auf und las ihr Schicksal daraus, that das Gleiche aus Kukurutzkörnern... und fühlte weder Trauer noch Einsamkeit.

An Winterabenden, wenn der Schnee an die kleinen Fenster ihrer Hütte schlug, wenn der Sturm mit seiner tonlosen Stimme heulte – saß sie zusammengekauert beim Ofen, die Pfeife im Munde, und horchte auf irgend etwas.

Ein starkes Rauschen überschwemmte die Luft, kam vom Rung und der Magura her, gleich wie von ganzen Wolken von Vögeln... und der Wind rang mit ihm...

Rung und Magura grollten miteinander... allein sie fürchtete nichts.

Klopfte jemand an die Thüre, so rührte sie sich nicht von der Stelle.

«Wer ist dort?» fragte sie mit gerader, mutiger Stimme und öffnete die Thüre nicht, bis sie nicht genau erfahren, wer gekommen und was er nötig hatte.

Gedanken sind bei ihr – Träume.

Alles, was sie ausdachte, erklärte sie auf die Art: «Das sagte mir Gott im Traume.»

Sie hatte auch eine Schwester.

Diese war älter, sie hieß Thekla, war ebenso schön und wie sie auch eine kinderlose Witwe – allein, sie vertrugen sich nicht. Auch wohnten sie nicht zusammen. Seit der Zeit, da Thekla sich bemüht hatte, von ihr den Sohn der alten Malwine abwendig zu machen, verlor sie das Herz für sie.

Übrigens war jene...

Scherzte einmal ein Mann mit ihr oder ein Bursche – flugs griff sie auch schon in seinen Gürtel und suchte nach Geld und Tabak... die Schamlose!

Wie oft gab der Herr Kuba ihr Tabak... ach du lieber Gott! – wohin wäre sie geraten, wenn sie gewollt hätte! Allein, sie hatte ein «Gesicht» – war schamhaft. ...

In ihrem Hause sah es unordentlich und armselig aus.

Eine lange Eichenbank, ein aus schwarz gewordenen Brettern zusammengeschlagenes Bett, ein ebensolcher Tisch, eine grobe, plumpe Kiste... auf einer langen, oben zwischen den Deckbalken angebrachten Stange nachlässig aufgehängte Kleidungsstücke – das war fast alles. Dafür waren aber die Wände beinahe voll. Da gab es bunte Bilder, farbige Papiere, auf die Wand ganz glatt aufgeklebt, Bänder, geschnitzte Holzkreuze... und in den kleinen, schiefen Fenstern hochrotblühende Blumen, die sich vergeblich an die ungewaschenen Scheiben pressten, um ein bisschen Sonnenlicht auf sich zu fühlen. ... Und unter alledem und immer belebt war – sie.

Sie saß und spann oder schnitzte etwas aus Holz: Kreuze, Löffel, Schüsselchen oder auch andere kleine Sachen; was ihr eben einfiel. «Wer hat euch schnitzen gelehrt?» fragte man sie einmal. «Wer?» gab sie erstaunt

zur Antwort, «ich kann's von selber. Ohne Beschäftigung zu sitzen ist langweilig. Ich nehme ein Stück Holz in die Hand... und es kommt dann von selber irgend etwas heraus...»

Eines Tages flüchtete sich zu ihr eine Frau vor dem Regen. Als sie sah, wie schön die Huzulin spinne, und auch erfuhr, dass sie für Fremde spinne, brachte sie ihr Flachs und Geld und besuchte sie dann öfters. – Von Zeit zu Zeit schenkte sie ihr auch Tabak, als sie bemerkte, dass das Rauchen sie in eine redselige Stimmung bringe. Die Huzulin ward anhänglich an sie wie ein Kind, und als die Frau einmal für länger fortreiste und von jener erst nach Verlauf mehrerer Wochen und zufällig in der Stadt wiedergesehen wurde, war die Freude dieses Weibes so groß, dass es zu ihrem übergroßen Erstaunen sie mitten auf den Mund küsste!

«Es ist mir ordentlich leicht geworden, dass ich euch wiedersehe!» sprach sie voller Freude. «Kommet zu mir auf Weichseln; sie sind gerade jetzt reif,» lud sie die Frau herzlich ein.

«Soll ich euch auch Tabak mitbringen? Oder habt ihr vom Rauchen gelassen?» fragte die Frau scheinbar ernst.

«Aj, wo hab' ich denn vom Rauchen gelassen!» antwortete sie fast erschrocken, «jetzt liebe ich es fast mehr als früher!»

«So? Dann komme ich und bringe euch ein Päckchen, und ihr bereitet mir einen großen Strauß von euren duftenden Blumen und Kräutern vor; es muss ja bei euch alles in schönster Blüte sein!»

«Und wie!» prahlte sie. «Die Köpfchen bei meinen Blumen sind so groß und offen, dass... o du lieber Gott!»

Den anderen Tag nachmittags kehrte die Frau von einem Spaziergang heim und trat bei ihr ein.

Sie traf sie beim Nähen.

Eine Zeitlang hörte sie ihrem Plaudern zu und dann fragte sie sie: «Weshalb sehe ich niemals bei euch buntgestickte Hemden; Paraska? Die Huzulinnen tragen doch immer gestickte Wäsche?»

Sie ward ein wenig verlegen.

«S'ist ja da...» antwortete sie mit einem um sich suchenden Blicke, aus dem sofort zu ersehen war, dass es nicht da war; später fügte sie hinzu: «Jetzt hab' ich euch erst recht angelogen: ich hab' gar keine gestickten Hemden! Ich sticke nicht gerne. Auch als Mädchen that ich es nicht. Ich wusch die Wäsche schön rein, dass sie wie der Schnee rein blinkte – und trug sie so. Frauenarbeiten verrichtete ich nicht gerne, und – ich sag's aufrichtig – ich thue es auch jetzt nicht gerne. Glaubt ihr's oder nicht?»

Das Aussehen ihrer Hütte bestätigte die Wahrheit ihrer Worte.

«Was arbeitet ihr mit Lust?» fragte die Frau.

«Was? Männerarbeit. Benötigt jemand einen Rechen – ich mache ihn. Braucht man Holz – ich hacke es. Muss mit den Pferden zum Schmied gegangen werden – geh' ich. Fällt irgend ein Fass auseinander – schlag' ich es zusammen. Wie oft fing ich die Pferde des Herrn Kuba droben im Gebirge auf den Weiden ein. Aj, aj!» Dann lachte sie lustig auf,

«Weshalb lacht ihr?»

«Weil ich mich erinnerte, wie es manchmal zugegangen war. Ich trieb Komödie!» Ihre Augen leuchteten auf, änderten sich; sie verjüngte sich förmlich oder besser gesagt: sie hörte nicht auf, jung zu sein.

«Die Köpfe habt ihr den Burschen verdreht – nicht wahr?»

Ihre Mundwinkel zuckten mutwillig.

«Nun ja... sie wurden verrückt», antwortete sie, und mit diesen Worten berichtete sie einen Teil ihrer Geschichte.

Wie schön musste sie gewesen sein! Und nicht nur von Angesicht, welches noch jetzt Spuren fast intelligenter, beim Landvolk dadurch ungewöhnlicher Schönheit trug, sondern auch von einer anderen, inneren Schönheit, voll von wildem, unentwickeltem Künstlertum und einer ewigen Jugend, die noch jetzt in jedem ihrer Worte und jedem Blicke ihrer klugen, leuchtenden Augen durchbrach; in jeder Bewegung ihrer schlanken Gestalt und am meisten in der lebhaften Bewegung ihres Kopfes, der, voller Koketterie mit einem rotgeblühten Tuche geschmückt, den Blick unbewusst an sich fesselte.

Sie hatte nichts von jenem groben «Etwas» in sich, das mit dem Ausdruck «Bauernhaftigkeit» bezeichnet wird und mit dem sich das feine Gefühl weder vereinigen, noch sonst vertragen kann.

«Verdreht!» wiederholte die Frau, «und zuletzt nahmst ihr einen alten Witwer zum Manne; war's nicht so, Paraska? Euer Mann war Witwer?»

Sie sah die Frau durchdringend an.

«Wenn auch! Ist denn ein Witwer kein Mensch? Nun ja», fügte sie dann hinzu, «ich heiratete ihn wohl; aber das war eben Gottes Wille und der Wille der Sudjilnetzi!»

«Und euer Wille nicht?» reizte sie die Frau.

«Weiß ich es denn? Wir kamen von entgegengesetzten Enden der Welt zusammen, um uns hier zu heiraten. Er ein vierzigjähriger Mann und ich ein neunzehnjähriges Mädchen. Ich hatte eben Glück gehabt. Das hat nicht ein jeder. Mancher ist so glücklos, dass man gut thut, ihn zu umgehen, damit nicht all sein Elend auf einen übergeht. Ich hatte Glück gehabt; von klein auf hatte ich's gehabt!»

«Von eurem Glücke habt ihr mir nie erzählt, Paraska!» sprach lächelnd die Frau.

«Ich habe nicht erzählt, weil man nicht gefragt hat.»

«Nun, dann erzählt einmal. Stopft euch die Pfeife... die

Hände lasst ruhen und mich lasst zuhören.»

«Zu erzählen ist keine Kunst», antwortete sie gleichgültig. Dann stopfte sie ihre kurze Pfeife, zündete sie an, that ein paar kräftige Züge aus ihr, damit sich der Tabak gut entzünde, und begann dann zu erzählen.

Sie lebte von ihrem neunten Jahre bei ihrer Taufpate. In ihrem Dorfe daheim diente sie auch bei fremden Leuten, aber da sie vor Arbeit niemals scheute, erging es ihr überall gut. Im fünfzehnten Lebensjahre verlor sie ihre Eltern.

Ihr Vater war ein bekannter Meister, welcher auch Kirchen baute; wie überhaupt ihre ganze Familie bekannt war. Zwei Söhne eines ihrer Onkel waren sogar berühmt. Sie waren beide sehr schön und hielten sich immer beisammen. Beide meisterten aus Holz Geigen, Sättel, verschiedene kleine und große, runde und eckige Büchsen, Flaschen, prächtige Hacken... und eines Tages gingen beide in den Wald, um einen Baum zu fällen. Der Baum brach und schlug sie tot. Auf der Stelle schlug er sie tot.

Man legte auch beide zusammen in ein Grab...

Das war furchtbar traurig...

Und wieder einer – ein Sohn von ihres Onkels Sohn – Andrij war sein Name und sie war seine Tante – das war schon der berühmteste von allen...

Einige Sachen, die er geschnitzt, nahm der Sohn des Kaisers zu sich. Von einem solchen Stamme ist sie – und nicht von den Bukowiner Huzulen, sondern von den galizischen. – «Eines Tages», erzählte sie, «sagte mir die Pate, dass man am letzten Fasching – von Sonntag auf Montag – alle Kleider, die man an diesem Sonntage trägt, beim Schlafengehen unter das Kopfpolster legen solle, und dass dann derjenige, der einem von Gott zum Manne bestimmt sei, im Traume erscheine...

Ich that, wie die Pate gesagt.

Und ich träumte.

Ich träumte, dass ich auf einen Berg stieg, auf dem Rücken Säcke trug, und in den Säcken stak Heu. Ich stieg auf einen hohen Berg, bis zur Brust im Grase, in einen Wald hinein – und der Wald war trocken. Er war ausgetrocknet bis auf den letzten Zweig, dass er fast rötlich schien, und darinnen war es so traurig und so still. ...ich sah mich um und bemerkte plötzlich ein Thor.

Aus dem Thore trat ein Mann, der war weder alt noch jung, und der hielt in der Hand einen Mond, den er hin und her drehte. Er blieb vor mir stehen, legte die Hände auf meinen Kopf und sprach: ‚Mein Kind: die Gedanken, die du hegst, hege auch weiter. Alsdann wirst du sieben Meilen und sieben Stunden gehen und deinen Bräutigam finden.‘ Dann verschwand er.

Dies träumte mir.

Dann ging eine Zeit vorüber.

Ich saß nicht müßig. Ich arbeitete, plagte mich, diente... ich war kräftig... mein Gott, wie kräftig war ich doch! So lebte ich dahin und kannte keine Not. Nur litt es mich nicht lange an einem Orte. Immerfort zog es mich irgendwohin, immerfort hätt' ich irgendwohin wandern mögen. In die Bukowina lockte es mich. Ja, ja, dorthin, zur Heuarbeit. Zur Sommerszeit bat ich meine Schwester Thekla, mit mir dahin zu gehen, aber sie wollte nicht. Sie trat in den Dienst und blieb dort kleben, als wär' sie dort angewachsen. Aber ich trug mich stets mit dem Gedanken, in die Bukowina hinüberzugehen; so beschlossen es die Sudjilnetzi.

Und ich ging hinüber.

Gewaltsam beredete ich die Schwester, und dann gingen wir mit anderen Huzulen auf Heuarbeit in den Wiznitzer Bezirk und nach Ispas. Dorthin kam Gawrissan

gefahren. Er kam vom hiesigen Gebirge aus Briasa²; er war ein reicher Rumäne, der Aufsicht hielt über die Stallungen und Weiden des Herrn Kuba – und er beredete uns alle, die wir da waren, mit zur Heuarbeit zum Herrn Kuba in die Bukowina nach Briasa zu kommen.

Unter mir brannte der Boden: ich wollte gehen. Einige sagten, dass sie gehen würden, andere wieder wollten nicht. Die dritten überlegten es sich, und meine Schwester wollte davon nichts hören. Und ich – aj, du mein Gott! Ich wäre geflogen, so wie ich gestanden bin, auf der Stelle... glaubt ihr es oder nicht?

Da wandte sich Gawrissan nach mir und maß mich vom Kopfe bis zu den Füßen.

„Und du – Mensch?“

„Ich gehe“, sagt’ ich.

„Gut.“

Alle, die sich entschlossen, mit ihm zu fahren, fuhren gleich den ersten Tag; die anderen, die seine Aufforderung ablehnten, kehrten nach Hause zurück, und mit ihnen auch meine Schwester. Späterhin... fand sie Gefallen an... dem... hier.

Und so arbeiteten wir denn beim Heu hoch oben im Gebirge auf den Wiesen des Herrn Kuba. Wir mähten, scharften zusammen, häuften das getrocknete Gras. Manche legten kleine Schober, manche bauten große. Hier legte ich derartige Schober zusammen, dass Gawrissan den Mund aufriss! Bei anderen arbeiteten sie zu zwei Menschen, bei meinem Schober arbeitete ich allein. Ei, wie war ich doch hurtig! Die Sonne brannte, wollte die Erde auflösen; kaum, dass es möglich war, die Augen gegen den Himmel aufzuschlagen, derart entströmte ihm blendende Hitze... aber meine Hände welkten nicht. Es

² Briasa: ein Huzulendorf im Hochgebirge Bukowinas.

war, als müsste mir das Blut jeden Augenblick aus den Wangen hervorspritzen, als hätte sich in ihnen Feuer verfangen und züngelte mir nach dem Gehirn... allein, ich ließ von der Arbeit nicht ab, bis ich mit allem fertig geworden...

Herr Kuba suchte uns auf. Jung war er und schön und kräftig wie ein Baum. Er kam stets zu Pferde. Er ließ es weiden, und selber warf er sich im Waldesrande ins Gras oder er legte sich auf die Erde unter einen Heuschober in den Schatten, schleuderte den Hut weit von sich und sah mich an!

Bei niemandem hielt er sich so lange auf, wie bei mir! Glaubst ihr's oder nicht?...

Zuletzt zog er seinen Tabaksbeutel hervor und reichte ihn mir: ‚Rauche dir eins, Paraska!‘

Und ich rauchte und wir plauderten. Er fragte und ich antwortete. Er war ein guter Herr... er liebte es, wenn ich lachte!

Nach beendeter Heuarbeit wollten wir wieder heimkehren; ja, wir fuhren bereits.

Ein großer Wagen war dicht beladen mit unseren Leuten – mit lauter Huzulen – ich befand mich unter ihnen. Wir fuhren, die heitersten Schumkas³ singend. ...Da plötzlich bemerkten wir, dass uns jemand auf dem Pferde nachsprengte. Es war Gawrissan.

‚Paraska soll bleiben!‘ rief er, ‚Paraska – zurück! Der Herr will es haben!‘

Man musste stehen bleiben.

‚Geh' doch grinsen!‘ stichelte mich ein junger Bursche, der sich fortwährend bemüht hatte, während der Fahrt neben mir zu sitzen – als ich mich entschlossen hatte,

³ Schumkas, fröhliche Gesänge der Ukrainern und meist humoristischen Inhalts.

beim Gawrissan in den Stallungen des Herrn Kuba zu bleiben.

„Beneidest du mich darum?“ fragte ich ihn und brach in ein Lachen aus, in das alle übrigen mit einstimmten. Er mochte vor Zorn geplatzt sein, als er zu Hause anlangte.

Und es erging mir gut beim Gawrissan.

Ich that meine Arbeit und war froh... so froh... ei du lieber Gott!

„In dich ist der Kummer nicht verliebt!“ sagte mir Gawrissan.

„Ich möchte‘ bei ihm auch nicht in den Dienst treten, sagt‘ ich ihm. Ich verstehe es nicht, die Trauer auf den Mund zu küssen; ja, ich vermag es auch bis zum heutigen Tage nicht; glaubt ihr’s oder nicht?“

Wer hätt‘ es nicht glauben mögen!

Aus ihren lebhaften dunklen Augen lachte die Sorglosigkeit, aus jeder ihrer Bewegungen, aus der Modulation der Stimme schlug Humor und ungeknickte Lebenskraft, während zu alledem sich eine Naivität gesellte, die rührend war.

«War aus mir selber fröhlich. Nichts betrübte mich. Dazu war ich kräftig und stark, dass ich Felsen gesprengt hätte! Jetzt freilich... aber auch jetzt ließe ich mir nichts anthun, wenngleich meine Hände längst nicht mehr dieselben von einst sind! Aber auch jetzt... wenn zum Beispiel jemand käme... nun, es sollt’s einer mit mir versuchen!»

Sie hob mit einer raschen Bewegung die kleine, zusammengeballte Faust in die Höhe und machte eine drohende Gebärde.

«Ei, wer doch vor eurer Faust Furcht empfände!» warf die Frau ein.

«Das ist mir einerlei; ich empfinde vor niemandem Angst. Meine Faust kannten in der Jugend alle gut; und

auch damals, beim Gawrissan. Niemand vermochte sie mir zu öffnen. Auch zu zwei Menschen versuchten sie es und konnten es nicht. Kein Bursche, kein Mann – ich wettete darauf stets um meine Ringe.

Ein junger Schafhirt, ein Rumäne, der gleich mir beim Gawrissan bedienstet war – ein schöner, kräftiger Bursche, verlegte sich darauf, meine Faust um den Ring zu öffnen. – Er war schier toll nach mir!» fügte sie mit gesenkter Stimme hinzu, während ein mutwilliges Lächeln um ihre Lippen aufleuchtete, und sie spie von sich.

„Du wirst meine Faust erst dann öffnen, wenn die Henne krähen wird!“ sagt’ ich zu ihm. Und er antwortete bloß: „Schon gut, schon gut“ und weiter sagte er nichts.

Es traf sich dann später, dass ich in die Tschabanija Salz trug.

Ihr werdet wohl wissen, was ‚Tschabanija‘ bedeutet? So heißt die ganze kleine Wirtschaft der Schafhirten, wo sie mit den Schafen den Sommer über wohnen, sie melken und allerlei Käse bereiten. Eine breite Hütte, zusammengeschlagen aus Tannenholz und gelegen auf einem der Berge inmitten grasreicher Wiesen.

Ich stieg von der Tschabanija herunter... allein... ringsum nur die dunklen, rauschenden Wälder, die Gräser, die einen fast erdrücken... stieg herunter und sang. Plötzlich vernahm ich, wie ein Echo geflogen kam... es kam laut und dehnte sich in die Länge... ‚u – ch – !!

Ich horchte auf.

Dann sah ich auf den gegenüberliegenden Berg.

Hoch droben unter dem Walde breitete sich eine große Wiese aus. In ihrem Grase weideten weiße und schwarze Schafe, und aus ihrer Mitte lief – als rolle eine Kugel vom Berge herab – der Schafhirt. Sein langes schwarzes Haar schlug ihm um Hals und Schultern. ...

Er hatte mich erkannt.

Und nun – bitt' um Vergebung für dieses Wort – brüllte er wie ein Stier auf. Er war – wie ich's schon vorhin sagte – nach mir toll geworden.

Ich schüttelte nach ihm die beiden Fäuste und lief dann fort.

Laufe mir nur nach, dacht' ich mir, du holst mich ein, wenn du auf dem Kopfe springen wirst! Allein, er war bald unten, und ich verbarg mich hinter dichtwachsenden Tannen. ... Er blieb stehen und sah sich nach allen Seiten um wie ein hungriger Wolf.

„Jhi!“ rief ich plötzlich hinterm Gesträuch und trat hervor. „Da bin ich ja, du blinder Ochs!“

Er stürzte auf mich, ein wirklicher Wolf.

Jetzt wirst du die Faust öffnen! sagt' er zu mir und sah mich an wie der Teufel selber. Seine Augen sprühten Funken, und sein Gesicht änderte sich. „Ich werde sie nicht öffnen“, sagt' ich.

„Du wirst sie öffnen.“

„Ich werde sie nicht öffnen.“

„Das werden wir sehen.“

„Wir werden es.“

Da warf er sich wie ein Wahnwitziger auf mich und riss mir mit einem einzigen Ruck das Hemd auf der Brust auf. «Jetzt wollen wir sehen...» schnaufte er, «wer wie eine Henne krähen wird...» und drängte mich zu Boden.

Da ward ich wild... dass sich Gott erbarm'! „Du, du, du!“ stöhnte ich bloß und begann dann zu ringen. Auf Leben und Tod rang ich mit ihm. Er war riesenstark und außer sich und bemühte sich mit aller Gewalt, mich auf die Erde zu schleudern; ich hingegen wehrte mich mit einer mir selbst unbekanntem Kraftfülle.

„Du wirst krähen, du wirst krähen...“ stieß er immer von neuem hervor und packte mich bei der Gurgel, um mich

endlich doch zu Boden zu werfen.

„Du wirst krähen!“ rief ich ihm zu und biss mit den Zähnen in seine Hand hinein, dass er aufheulte!

Er heulte auf, und ich sprang auf die Füße und stürzte mich auf ihn.

Er griff mich abermals an und diesmal mit einem Gesicht zum Erschrecken; wahrscheinlich wollte er mich ermorden, allein, ich wartete nicht darauf, sondern versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht, nach welchem ich mich nicht mehr fürchtete.

„Siehst du meine Faust? Siehst du sie?“ brüllte ich. „Und meine Zähne, siehst du die auch? Zerfleischen werde ich dich – in Stücke reißen wie eine Hündin, zerfetzen... du, du, du!“ Dabei trat ich ganz dicht an ihn, sah ihn an und verging fast vor Zorn!

Er stand blass wie der Tod, ohne Hut – der war ihm vom Kopfe geflogen – und schwieg.

„Räuber!“ sagt’ ich zu ihm, mit beiden Fäusten drohend, „glaubst du, mein Stamm sei der letzte? Schmach über dich!“ Dann spuckte ich zornig durch die Zähne und ging fort.

Daraufhin hob er den Hut auf und kehrte auf seinen Berg zurück.

Ich war schon weit... weit auf dem Rücken des anderen Berges, als er auf der Schalmei⁴ zu blasen begann. Er blies damals sehr traurig und späterhin – als er mit dem Gawrissan zusammengetroffen – erzählt er ihm, dass er geweint habe. ...

So waren diese meine Fäuste.»

«Und ihr habt euch nicht gefürchtet, Paraska?»

Sie sah die Fragende mit noch funkelnden Augen an.

⁴ Schalmei oder Alpenhorn, ein drei bis vier Meter langes Rohr aus Fichtenbrettchen, mit Birkenrinde überzogen.

«Weshalb?» fragte sie. «Das da mag sich fürchten!» rief sie und ergriff mit einer stürmischen Bewegung ein kleines Hündchen, das zusammengekauert unweit von ihr schlief, und preßte es leidenschaftlich an sich. «Das da! wenn es mir zu viel bellt und ich wild werde und es anschreie; aber nicht ich!» Dann lachte sie mit weichem Lachen und fügte hinzu: «Wer doch ein Narr wäre, sich zu fürchten!»

«Beim Gawrissan war ich zum Hornvieh aufgedungen.

Mir war nur die Arbeit beim Hornvieh und bei den Pferden lieb, die häusliche Arbeit kümmerte mich wenig.

Kurz darauf, als ich mit dem Schafhirten gerungen, schickte Herr Kuba aus der Stadt nach mir. Er gebot mir, zu ihm in die Stadt in den Dienst zu kommen.

Ich wollte nicht.

Ich sei keine Stadtmagd, hatte ich geantwortet, sondern eine Arbeiterin. Ich könne auch zurückkehren, von wo ich gekommen. Den Weg scheue ich nicht.

„Paraska möge hierher kommen,“ ließ er sagen, „hier bei mir dient ein Wirt aus ihrem Lande, der hat etwas Hab und Gut; der wird sie heiraten, und dann werden beide bei mir dienen!“

„Er mag freien, wen er will“ – sagt’ ich – , ich werde nicht gehen!“

Und ich ging auch nicht.

Er schickte abermals.

„Nein“ – sagt’ ich – , ich geh’ nicht. Was bin ich denn, um zu einem Manne zu gehen? Ist mir die Welt verschlossen?“ Und damit trat Ruhe ein.

Man schickte nach mir nicht mehr und fragte auch nicht mehr nach mir – und es erging mir gut. Die Tage verflogen mir wie Vögel. Kummer kannt’ ich nicht. Was mir Gott auch gab – aber Glück gab er mir! Die Trauer wandten die Sudjilnetzi von mir ab, und – wie man

zu sagen pflegt – wen sie lieb gewonnen, dessen Seele vergolden sie; ich hatte Glück!»

«Aus dir selber!» fügte die Frau hinzu.

«Weiß ich's denn? Ich war glücklich.»

„Wann wirst du weinen, Paraska?“ fragte mitunter Gawrissan und schüttelte dabei mit dem Haupte.

„Wenn der Regen trocken fallen wird“ – gab ich zur Antwort – „aber bis dahin gebt mir Geld und Tabak!“

Und er lächelte und gab Geld und Tabak. Er war gut, der Gawrissan! Ich hätte ihn geheiratet – aber er hatte bereits eine Frau. Sie ging in schönen, breiten Röcken und wollenen Tüchern und war eine Hausfrau... schier ein Feuer! Sie verstand jede Arbeit und um verlorene Zeit trauerte sie wie um tote Kinder!

„Paraska wird weinen, wenn sie sich mit dem Elend verheiratet wird,“ sprach die Gawrissanin.

„Ich heiratete Burschen nicht, von denen gegen fünfzehn um mich geworben, arme und reiche, junge und alte – und sollte das Elend heiraten? Aj, aj, das wird mich nicht verschlingen!“

„Das sieht man; dein Leben ist lauter Sonne.“

„Nun“ – sagt' ich –, „Sonne oder nicht Sonne, aber es ist auch keine Trauer...“

Einmal träumte ich einen Traum.

Ich saß – so träumte mir – unter einer Hütte und spann weiße Wolle. Die Wolle war weiß wie der Schnee, der Faden aus ihr wurde silbern, das Knäuel aber ward von so prächtigem Silber, wie ich es noch nie gesehen hatte.

Ich spann.

Plötzlich erschien eine Jüdin und schüttete mir in den Schoß viele, viele Semmeln!

Das träumte mir.

Und jetzt passet auf. In derselben Nacht, von Freitag auf Samstag, träumte Jurij bei Herrn Kuba in der Stadt,

dass ich zu ihm gekommen war' und ihm eine Semmel gegeben hätte. Ja, und eine hätt' ich mir behalten. Nun – glaubt ihr das oder nicht? Daraufhin... bemächtigte sich seiner ein starker Wunsch, um mich zu gehen, mich vom Gawrissan abzuholen... und... mich zur Frau zu nehmen. So hatten es ihm die Sudjilnetzi angethan.

Der Herr Kuba hatte ihm von mir schon lange vorher erzählt.

Er sagte ihm: ‚Wenn du Paraska zur Frau nehmen wirst, so werde ich dich bis an dein Lebensende bei mir behalten. Das Mädchen ist wie der Blitz; und es wird euch beiden bei mir gut ergehen.‘

Ein andermal drillte er ihm wieder den Kopf:

‚Nimm die Paraska zur Frau' – sagt' er — ‚sonst schnappt sie dir jemand anderer wie ein Raubvogel eine Henne vor der Nase weg.‘ Und er machte sich auf den Weg.

Er nahm mit sich auch einen Kameraden, der schon vorher einmal beim Gawrissan gewesen war und mich gut kannte.

So kamen sie beide zu uns nach Briasa zum Gawrissan.

Ich befand mich in dieser Zeit in einer Hütte auf dem Berge und war mit einer Arbeit beschäftigt.

Sein Kamerad kam (er selber – der Jurij – blieb im Dorfe unten beim Gawrissan zurück), blieb am Fuße des Berges stehen und rief mit weithin tönender Stimme: ‚Paraska he—j!', daß das Echo wach wurde. ...

‚Hej!' rief ich zurück.

‚Komm herab!‘

‚Was wollt ihr von mir?‘

‚Gieb mir Feuer zur Pfeife!‘

‚Und wo ist euer Feuerstein?‘

‚Ich verlor ihn.‘

„Und meiner fiel ins Wasser!“

Er fluchte dort unten, und ich lachte auf.

„Kommst du nicht?“

„Ihr wollt ja Feuer...“

„Das wirst du mir schon zu Hause reichen. Deinetwegen ist Jurij gekommen. Komm' nur schneller hinab, du Hexe!“

Die Zunge mög' es dir verhexen für deine Nachricht, dacht' ich mir, und damit benahm mir etwas den Verstand. Nun war er gekommen... was sollte daraus werden?

Und ich weiß selber nicht, wie ich vom Berge herabgelaufen bin. Ich weiß nur so viel, dass ich meine Pfeife, die mir Herr Kuba selber geschenkt, verloren – und daß mich irgend etwas völlig verwirrt gemacht hatte. ... Und geschämt habe ich mich – aj Gott! Nun, aber es musste hineingegangen werden. Ich trat ins Haus und... da saß er, wo sich die Bänke vereinigten!

Ihr müsst nämlich wissen, dass, wenn ein Bursche ein Mädchen auf alle Fälle zur Frau bekommen will, er sich bestreben muss, vor allen anderen auf der Stelle zu sitzen, wo sich die Bänke – wie sie an den Wänden stehen – zusammenfügen. Dann bekommt er das Mädchen bestimmt zur Frau. Damals bin ich im Hause herumgegangen, als watete ich in der Erde bis zu den Knien.

Ich sah nicht, wie er aussah. Ob er jung war oder alt. Ob sein Gesicht schön war oder nicht. Mich hatte etwas gleichsam mit Blindheit geschlagen! – wunderbar war mir zu Mute... schier todesartig! Und er verzehrte mich mit den Augen.

Dann bestand er darauf, dass ich mit ihm gehe. Dass ich auf alle Fälle und unter allen Umständen mit ihm gehe. Sprach schon auch mit Gawrissan davon und mit der Gawrissanin; schon heulte auch der Schafhirt, mit dem ich mich verprügelt, in den Stallungen nach mir...

schon hatte er allen selbst mitgeteilt, dass er meinetwegen gekommen, und wartete nur noch, dass ich mich auf den Weg mache...

Und ich ging – glaubt ihr es oder nicht?

„Woraufhin gehst du eigentlich?“ fragte die Gawrissanin.

„Auf Gottes Güte“ – sagt’ ich.

„Nein, die wandelt unter den Menschen herum wie die Unruhe!“ brummte Gawrissan, dem es nicht recht war, dass ich ihn verließ.

„Bald ist sie da, bald dort, und nirgends macht sie den Platz warm.“

„Ich werde den Platz warm machen, wo es mir recht sein wird!“ sagt’ ich. „Wen hat das zu kümmern?“

„Und wenn dich Böses anstatt Gutes trifft?“

„Es wird mir nichts Böses begegnen; ich trage meinen Kopf nicht in einem Sacke herum, um nicht zu wissen, was ich thue. Wenn es mir nicht gefallen wird, werde ich zu euch zurückkehren!“

„Da wäre es schon besser, den Ilija (so hieß der Schafhirt) zu nehmen. Das ist ein Bursche wie ein Bär; ist tauglich zu jeder Arbeit, während der...“

„Heirate ich ihn denn?“ sagt’ ich ihr. „Ich gehe, weil... nun, weil es mich zu gehen gelüftet!“

Gawrissan spuckte vor sich hin; „Pfui!“ sagte er, „das Mädchen ist verrückt geworden. Fürchtest du dich denn nicht – Mensch?“

„Weswegen? Die Welt gehört Gott und nicht ihm.“

Und ich empfand keine Furcht.

Warum sollt’ ich nicht gehen? dacht’ ich mir.

Ich will gehen und etwas sehen. Vielleicht etwas sehr Schönes – und auch die Stadt. Dort wohnt Herr Kuba. Vielleicht schenkt er mir eine andere Pfeife, denn – Tabak schenkt er mir bestimmt! – und bei ihm werde ich nicht

bleiben, wenn's mir nicht gefällt... Er aber fragte jeden Augenblick: ‚Bist du schon fertig, Paraska? Gehen wir doch!‘ Ich ließ alle Arbeit liegen. ...

Und wir gingen. Als wir an dem Berge vorüberschritten, auf dem die Schafherden Herrn Kubas und Gawrissans weideten, blies Ilija in die Schalmei. Was er blies, war schwere Sehnsucht! Ich schritt auf den Berg hinauf und – werde ihn niemals vergessen. ...

Da stand er, der Bär, das Haupt umgeben von dichtem, schwarzem Haar, und um ihn herum weideten weiße und schwarze Schafe. Er stand ganz allein und ‚weinte‘ in die Schalmei!

Das that er, solange er uns sah; als wir aber seinen Blicken entschwanden, sandte er uns seine Stimme zwischen die Felswände nach... ‚u—ch!‘ dass es im Herzen wiederhallte.

Damals sah ich ihn auch zum letzten Male.

‚Was bedeutet das?‘ fragte Jurij und sah mich von der Seite an. ‚Der Schafhirt nimmt Abschied von Paraska,‘ sprach der Kamerad; ‚er liebt sie.‘

‚Weshalb nahmst du ihn nicht zum Manne?‘ wandte er sich dann zu mir, und hinter Jurij tretend, schnitt er auf diesen ein schiefes Gesicht.

‚Fühlt ihr Neid?‘ fragte ich.

‚Still, Eidechse...‘

‚Ich empfand keinen Wunsch nach ihm. ...‘

Und so gingen wir.

Ich schritt hinter den beiden wie ein Blinder hinter Sehenden. Wir gingen. ... Die beiden voraus und ich nach.

Ich hörte zu, was sie sprachen; und sie sprachen rumänisch, damit ich nichts verstehe, allein, ich verstand alles; ich lernte diese Sprache von Schafhirten, nur sprechen konnte ich sie noch nicht. Unter anderem sagte Jurij:

„Führen wir sie über Gipfel und durch Schluchten, damit sie mir nicht auf und davon gehe!“

Und ich erhob den Kopf und mein Blick überflog all die grünen Berggipfel. ...Dann lachte ich; doch nein – nur mein Herz lachte, laut lachte ich nicht. Hej, hej, dachte ich bloß... ich bin nicht blind, und meine Füße treten die Erde erst neunzehn Jahre. Wird' ich keine Lust zum Bleiben haben, find' ich mich mit geschlossenen Augen zurück! Dann merkte ich mir genau den Weg, den wir gingen, und es war ein dunkler, räuberischer Weg.

Abends kamen wir in die Stadt und bei einer Hütte an. Hier verabschiedete sich der Kamerad von uns und ging seiner Wege. Jurij öffnete die Thüre.

„Wir gehen also nicht zum Herrn Kuba?“ fragte ich.

„Warum sollen wir zu ihm?“ antwortete er. „Glaubst du, ich habe dich für ihn gebracht? Ich weiß, daß er das gewollt, aber ich will es nicht! Er wird schon eine andere Magd finden; kümmere dich nicht darum!“

„Was hat mich das zu kümmern?“ sagt' ich und dabei dachte ich an die Pfeife. Er hätte mir eine gegeben!

Dann sprach Jurij: Jetzt sind wir schon zu Hause; wirtschaftete gesund; koche etwas zum Nachtessen...“, und gab Eier, Milch und Butter heraus.

Du wirst nicht erleben, dass ich dir koche, dacht'ich mir; dann stand ich von der Bank auf, entledigte mich der schweren Kleidungsstücke und kochte etwas zum Nachtessen. Beim Nachtessen saßen nur wir zwei; weiter keine lebende Seele; weder Hund, noch Katze, noch eine Henne. Die Bissen blieben mir im Halse stecken... ich erstickte vor Scham.

Ich aß, halb abgewandt von ihm. Beim Nachtessen erzählte er mir, dass Gott das Paar erdacht habe.

Ich schwieg. Mochte es auch so sein, was kümmerte das mich? Dann gingen wir schlafen.

Er sagte, dass er müde sei... und ich... nun, was eben wahr ist... aber schwer war diese Nacht für mich und lang!

Ich träumte von der Gawrissanin. Immerfort zürnte sie mir und fragte: Weshalb gehst du eigentlich? Und auch vom Schafhirten träumte ich. Er stand allein unterm Walde zwischen weißen und schwarzen Schafen und blies in die Schalmei; und späterhin träumte ich, dass er sich bemüht habe, mir die Faust zu öffnen und mich zu Boden drückte. ...In der Frühe stand ich gleichsam als eine andre auf. ...

In der Frühe kamen sein Bruder, seine Familie und seine Gevattern – eine ganze Gesellschaft – zu uns. Als sein Bruder mich erblickte, that er für eine Weile den Mund auf und sprach dann diese Worte: ‚Du hast gut dran gethan, Jurij, dass du dieses Mädchen gebracht hast!‘

Alle übrigen bildeten einen Kreis um mich und beredeten mich, Jurij zu heiraten. Ein Weib, welches mit Jurij in Freundschaft gelebt, reich gekleidet und die Brust ausgeschmückt mit silbernen Münzen, mit Stirnglöckchen und einem schneeweißen, teuren Handtuch am Kopfe, beredete mich am meisten dazu.

‚Nimm den Jurij zum Manne; ich werde mit dir wie eine Schwester leben.‘

Und auf alles Zureden sagte ich nur das: ‚Ohne Trauung werde ich mit ihm nicht leben.‘ Nur diese Worte hatte ich gesagt, und Jurij hörte sie. Kaum hatte er sie aber vernommen, als er auch schon nach der Mütze griff und zum Popen lief.

Jurij lief zum Popen, und ich ging im Hause und im Hofe herum und überlegte: Soll ich ihn heiraten? Oder soll ich fliehen? Gawrissan wird mich mit Freuden zurücknehmen, denn ich bin seine rechte Hand... aber dort ist auch der Schafhirt. Der könnte ein hässliches

Wort sagen... man müsste sich schämen... vor Scham in die Erde versinken... o, besser schon bleiben! Und warum auch nicht bleiben?

War ich denn aus eigenem Antriebe hieher gekommen? So hatten es doch die Sudjilnetzi haben wollen! Außerdem war es ja hier gar nicht schlecht. Da war ein Haus, Geld, eine Kuh... das war da... während es ein Mädchenland nirgends gab!

So überlegte ich mir und blieb.

Zur Hochzeit bereitete ich alles schön vor – Fleisch, einen Hammel, Kolatschen und Schnaps, alles, was nötig war; und ging zur Trauung.

Ich ging zur Trauung, wie bis zu den Knien in der Erde. Warum? weiß ich bis heute nicht.

Als wir von der Trauung zurückkehrten, fanden wir die Töpfe – leer! Die Gesellschaft, die zu Hause geblieben war, hatte alles aufgegessen; oder vielleicht hatte sie es gestohlen?... Gott weiß es. Daraufhin schürzte ich die Ärmel und bereitete ein zweites Mittagmahl, und erst diesmal war alles, wie es sich gehörte. Ich verlebte mit Jurij siebzehn Jahre. Er war ein guter Mann und schlug mich niemals. Nur die letzten drei Jahre kam ich mit ihm schwer aus. Er trank, arbeitete aber nichts. Hatte ich die Arbeit verrichtet, so war sie verrichtet, und that ich's nicht, so blieb alles tot. Dann starb er.

Dieses Häuschen da, in dem ich jetzt lebe, haben wir uns beide erarbeitet; das andere mussten wir verkaufen – und es ist gut, dass ich es habe.»

Sie verstummte und klopfte die Asche aus der Pfeife.

«Und jetzt lebt ihr so einsam und allein, Paraska?» begann die Frau nach längerem Schweigen.

«Ja,» entgegnete sie und zuckte gleichgültig mit den Achseln.

«Und ist euch nicht bange, immer so allein zu sein?»

«Nein, es ist mir nicht bange. Ich habe zu thun... drinnen... und draußen... ich rauche, und es ist mir nicht bange.» Dann wiederholte sie fast spöttisch: «Wo ist mir denn bange!»

«Und im Winter?»

«Im Winter auch nicht. Ich gehe ums Holz, spinne und schleusse Federn. Auch habe ich Karten, aus denen ich mir wahrsage. Ich wahrsage immer am Sonntag – Nachmittag; dies ist der beste Tag; auch am Abend, wenn ich Zeit habe...»

«Wer lehrte euch, aus den Karten wahrzusagen?»

«Ich kann es von selbst. Wenn ich allein sitze, denke ich über Verschiedenes nach. Manches sagen mir die Träume... manches Gott... manches errate ich von selbst... und es ist mir wohl dabei. Wenn nicht das Holz wäre, das mir so schwer zu erlangen ist, würde ich nicht wissen, was Not ist. Nur das Holz zu bekommen ist schwer. Es fällt mir schwer, es zu schleppen.»

Sie hatte etwas am Fuße und hinkte.

«Warum hinkt ihr, Paraska?» fragte die Frau, die durch das Erzählen der Huzulin immer neugieriger geworden war.

Sie zog für einen Augenblick die Stirn in Falten.

«Daran ist dieser Verfluchte schuld», sprach sie, ohne den umdüsterten Blick zu erheben. «Wer?»

«Der Sohn der alten Malwine und meine Schwester.»

«Wieso, Paraska?»

«So wie ihr's seht!»

«Erzählt doch.»

«'s ist nicht gut anzuhören.»

Und dann erzählte sie es. Aus ihren jetzigen knappen Sätzen ergab es sich, dass sie mit diesem ‚Sohn der alten Malwine‘ gelebt und ihn geliebt habe, wengleich das Wort ‚Liebe‘ nicht über ihre Lippen kam.

Ihre Schwester Thekla wollte den schönen jungen Rumänen (weiß Gott, wozu sie sich hier unter die Kleinrussen gemengt!) für sich gewinnen und verschwärzte sie vor ihm mit allerlei Verdächtigungen. Sie bestrebte sich, ihm zu gefallen, indem sie ihn so oft wie möglich ins Wirtshaus lud, ihm Branntwein kaufte, Geld schenkte, im geheimen seine Wäsche zum Waschen nahm und ihn manchmal sogar zur Nacht nicht nach Hause ließ.

Es kam schließlich dazu, dass sich beide besprachen, Paraska ums Leben zu bringen, um sich dann hier auf ihrem Hab und Gut breit zu machen! Er war ein armer Tagelöhner, und sie besaß auch kein eigenes Haus. Sie mietete eine kleine Hütte, lebte wie er von ihrer Hände Arbeit, und was sie verdiente, ging auch bald wieder in alle Winde. Er also, der alten Malwine Sohn (die alte Malwine war ein braves Weib, und die Karten, aus denen sie nun wahrsagt, hat sie von ihr bekommen), besprach sich eines Tages mit Thekla, sie, Paraska, in den Tod zu schicken.

Er schickte sie in die ‚Teufelsmühle‘, welche bei den schönen Wiesen, Schandru genannt, lag, damit sie sich erkundige, an welchen Tagen dort unentgeltlich gemahlen werde. Dann würde entweder er selber oder sie mit Mais dahin gehen und solchen mahlen lassen. Die ‚Teufelsmühle‘ sollte sehr gut mahlen, und an manchen Tagen würde dort für Arme umsonst gemahlen. Der Weg zur Mühle war, wie es hieß, sehr beschwerlich, und der Müller nahm von ärmlichen Leuten keine Bezahlung an, damit sie nur kämen und dann auch andere beredeten, hinzugehen. Von der Stadt lag diese Mühle vier oder vielleicht auch fünf Stunden entfernt.... Und sie ging. Sie ging, wie er gesagt.

Zuerst auf einem Wege, der sich zwischen schönen Wiesen und Weideplätzen so fröhlich und grün wie

das Paradies dahinzog. Später auf einem schmalern und beschwerlicheren Wege, der sich zwischen zwei Bergreihen verlief. Hier ging sie lange, ohne eine Hütte oder ein Lebenszeichen von Menschen zu sehen, wie durch eine Wüste – bis sie endlich, endlich dahin gekommen, wohin er gewollt!

Sie war endlich aus den Bergreihen heraus, zwischen denen sie mutterseelenallein geschritten und keiner menschlichen Seele begegnet war; ja, und als sie von dort heraus war, trat sie auch gleich in einen Wald.

Und es war kein solcher Wald, wie er die Magura oder den Rung bedeckte – fröhlich wie ein Kind, in den man auch mit geschlossenen Augen hineingehen konnte – , der war so, als stünde er seit der Zeit, als noch die Gotteshand die Welt erschaffen. Er war alt, dicht wie ein Sieb... und finster... ach, du großer Gott! Sein Rauschen überschwemmte die Luft und war so laut, dass es einen zwang, auf die Kniee zu fallen und zu beten, damit einen nichts Böses packe. Und es gab keinen Weg, der durch diesen Wald führte; nur ein Bach lief geradeaus wie eine Schnur. Dieser Bach sollte sie bis zur Mühle führen; in ihm sollte sie gehen. ...

Sie ging in diesem Wasser.

Aus dem Wasser ragten große Steine, scharf und kantig, und hinderten im Gehen; das Wasser war reißend, stellenweise vor Bosheit schäumend; seine Kälte drang bis an das Mark und brach die Füße! Trat sie jedoch aus demselben auf den Rand des Waldes, um ein paar Schritte im Trockenen zu thun und um sich zu erwärmen, musste sie auch gleich wieder hinein: Am Waldesrand war die Erde durchfeuchtet, und es wuchs daselbst so viel Gestrüpp, dass es auch den menschlichen Verstand überwucherte. Dabei war es so hoch und üppig, so dicht und kräftig, und sie war barfuss!...

Da lag zum Beispiel ein Baum – dick wie die Hälfte ihrer Hütte, gestürzt durch weiß Gott wessen Hand. Sie wollte über ihn schreiten, er gab unter ihren Füßen nach, und unter dumpfem Krachen fiel sie in ihn bis zur Brust hinein! Er war morsch! Er war uralt, hatte seine Zeit ausgelebt, fiel zur Erde und moderte langsam unberührt im Staube, unberührt auch von den Strahlen der Sonne!

Hei, hei, was war das für ein Weg! Und diesen Weg ging sie – sie mag es gar nicht sagen, wie lange!

Sie trat aus diesem Walde wie aus einer kalten Nacht heraus und trat zwischen zwei hohe Felswände, welche gleichsam auf eine Menschenseele harrten, um sie sogleich zu zermalmen. So dicht standen sie einander gegenüber.

Sie und vielleicht noch so eine wie sie konnten da nebeneinander gehen, aber sonst niemand. Und wie es da kalt war und frostig wehte... und warum nicht? Das Wasser war kalt, über dem Wasser herrschte Kühle, die Sonne wagte sich bis hierher auch nicht herein... und es kam, wie es kommen musste. Und warum kam dieses Unglück?...

Und war sie auch irre gegangen? Hatte sie einen falschen Weg eingeschlagen oder führte sie etwas Böses?

Er sagte, dass der Weg schlecht sei, sagte aber, dass er später weit besser werde, sie möge nur tüchtig vorwärts gehen, und in der Mühle würde sie schon ausruhen und übernachten. ...

Sie musste also gehen. Ein beschwerlicher Weg war noch kein Unglück; vor einem schlechten Wege hatte sie auch keine Furcht, nur empfand sie Angst vor... vor... so etwas, was man nicht sieht und es fühlt... nah welchem man sich umsieht... allein, was sollte sie thun? Aber es sollte schon sein, wie es sein musste.

Sie wollte schon ans Ziel kommen, hatte keine Ruhe, um diese Mühle endlich einmal zu erblicken! Es

wurde ihr so seltsam zu Mute, so bange... sie begegnete niemandem... nicht einmal menschliche Spuren waren da... aj, gar menschliche Spuren!

Sie wollte rauchen, damit ihr das Herz leichter würde, denn auch das Herz war ihr immer schwerer, als hing sich etwas Hässliches daran – aber sie hatte keine Pfeife. Sie war ein paarmal hingefallen und die Pfeife war ihr aus dem Gürtel herausgeflogen!

Und so ging sie, die Ärmste.

Vielleicht würde die Sonne endlich doch einmal hereinleuchten, würde eine wärmere Luft hereinwehen!... Sie war so erfroren... inmitten des Sommers, am Tage, war sie bis an die Knochen erfroren. Glaubt ihr das jemand oder nicht? Welch ein Gespenst hatte hier eine Mühle aufgebaut? Welchen Nutzen brachte sie? Und wer würde diesen unmöglichen Weg gehen? Hier konnte man weder mit Pferden noch mit Ochsen, weder mit Wagen noch mit Schlitten durchkommen. Hier war das Ende der Welt... und ein Paradies für Raubvögel und Bären... hier hörte alles auf...

Die Felswände gingen zu Ende.

Sie trat aus ihnen wie aus einem Thore heraus.

Sie trat heraus, blieb stehen und erstarrte.

Was lag vor ihr?

Vor ihr lag wieder Wald. Derselbe Wald, den sie hinter sich gelassen, dunkel, grenzenlos... kraftvoll wie für die Ewigkeit... und dabei still... nein, er war verzaubert... denn was war das für ein Rauschen, welches sich in den Lüften übereinander türmte? Sie hatte solch ein starkes Rauschen nie vernommen, durch wie viele Wälder sie in ihrem Leben auch geschritten! Es erstickte, goss sich in die Ohren, brauste, und dabei war es doch so still... o großer Gott, o Christus! Diese Stille lockte einem die Seele aus dem Leibe, und man fühlte, wie man sie verlor...

Und aus dem Walde unweit vor ihr erhoben sich zwei himmelhohe, spitze Felsen in die Höhe — der Raryw!⁵ Sie stand und starrte vor sich.

Sie sah, dass die Felsen vom Sonnenlicht vergoldet waren, dass die Sonne im Sinken war... über dem Walde hing die Nacht; und dann sah sie wieder den Wald...

Ihre Seele verdunkelte und erhellte es plötzlich, als durchzuckte sie der böseste Blitz; dann fuhr es in sie wie ein Messer, und mit einem Male wusste sie es: das war die Teufelsmühle! das war ihr Rauschen, welches so die Luft überschwemmte, während sie mahlte...

Sie wimmerte auf.

Er hatte sie genarrt. Er schickte sie hierher, damit sie irre gehe, damit sie sich den Kopf zerbreche, ein wildes Tier sie zerreiße oder damit sie der Böse hole!

In ihr brauste der Zorn auf und entfesselte die Seele. Sie verlor auch fast die Besinnung. Wo war er, damit sie in totschrüge? gegen diese Felsen dort schleudere, dass er in tausend Stücke zerflöge, und die Raubvögel, die umherkreisten, ihm die Augen herausnehmen? ...damit sie ihn mit eigenen Händen totschrüge oder zerdrücke wie eine Schlange — sie schrie auf, sich mit beiden Händen in die Haare fahrend... Dann rannte sie gegen die erste beste Tanne und schlug mit dem Kopfe gegen sie... Sterben sollte sie! Sterben sollte sie gleich, nachdem es schon dazu gekommen war!

Dann sah sie sich um.

Und sie wusste nicht, ob sich die Welt in ihren Blicken verdunkelt hatte oder ob die Nacht herabkam.

Es kam die Nacht herab...

Christus!

⁵ Raryw — so heißen die höchsten Felsenspitzen des Karpathengebirges in der Bukowina.

Und sie verfluchte ihn hier. Und in einer guten Stunde verfluchte sie ihn; Gott selber oder auch der Böse legte ihr diesen Fluch auf die Lippen, denn er ereilte ihn.

Sie presste die Hände gegen den Kopf, um nicht den Verstand zu verlieren. Oder – vielleicht hatte sie ihn schon verloren? Sie wusste und wusste doch nicht, was mit ihr vorging. Was jetzt beginnen? Sollte sie hier nächtigen oder weitergehen? Sie wusste bereits, dass es hier keine Mühle gab, und dass alles, was sie sah und hörte, die Teufelsmühle sei! Und nächtigen oder zurückkehren war einerlei. Der Tod würde sie holen, wenn sie bliebe, und würde sie mitnehmen, wenn sie ginge. Wie war es möglich, in dieser Hölle zu nächtigen, wo die Teufel bei Tage mahlten? ...Dann stieg ihr plötzlich alles Haar zu Berge: wenn Mitternacht kommt, wird sie ohne Licht sterben!... Ach, wie ward ihr so schwer! In ihrer Brust schien sich alles Blut angesammelt zu haben vor Weh, Zorn und Angst. Um sie herum lag schwarze Dämmerung, und etwas senkte sich wie eine Wolke herab. Aus dem Walde gähnte Finsternis – der Tod. Aber es sollte nun schon sein, wie es zu sein hatte. Es war doch immer besser, umzukehren. Wenn sie zu leben und noch Tage und Stunden vor sich hatte – würde sie alles überstehen. Bis hierher hatte sie immer Glück gehabt, vielleicht würde es sie auch jetzt nicht verlassen. Die Füße schmerzten sie; sie zitterte vor Kälte und sollte wieder ins Wasser zurück!...

Wenn doch wenigstens der Mond schiene... aber wird sie zwischen den Felswänden etwas davon haben?

Als sie wieder aus dem Felsenthor heraus war, leuchtete auch schon der Mond. Aber nun sollte sie wieder in den Wald hinein. Es war da bei Tage unheimlich zu gehen und gar erst, als die Nacht herabkam!... Lieber will sie davon nicht reden.

Und wieder watete sie im Wasser. Böse Stellen, welche sie bei Tage vorsichtig umschritt, waren ihr jetzt gleichgültig. Sie wusste nur, dass, wenn sie im Wasser ging, sie nicht fehl ging, und dass es ihr in der Seele leichter war, wenn sie das Murmeln und Geplätscher in der schwarzen Stille hörte.

Manchmal stahlen sich die Mondstrahlen durch das Gezweig, das dicht war wie ein Netz, und spielten für kurze Augenblicke auf dem Wasser; und das war das ganze Licht, das sie sah. In solchen Momenten gewahrte sie, wie sie geradeaus auf den oder jenen scharfen Stein zuschritt, der, aus dem Wasser herausragend, tölpelhaft harrte, auf dass sie sich an ihn stoße; allein, wo dachte sie noch an den Schmerz in ihren Füßen! Die hatte sie sich schon so wund gestoßen, dass, wenn es Tag wäre, man vielleicht sehen könnte, wie ihr Blut das Wasser gefärbt...

Dann fiel sie wieder in morsche Bäume bis zur Brust. Sie hatte sich die Hand zerschunden... da, da blieb noch ein Zeichen – und als sie sich aus einem Baume herausarbeitete, da war ihr über die Hand etwas Furchtbares geglitten, wovor es sie noch jetzt schüttelt. Nur an eines kann sie sich nicht entsinnen, sie ging wie ohne Bewusstsein – : ob der Wald auch bei ihrer Rückkehr gerauscht? Und ob da so stark wie drüben hinterm Felsenthor? Sie glaubt, er habe nicht mehr gerauscht.... Und sie hatte sich ausgerechnet, dass, wenn sie aus diesem schrecklichen Walde herauskommen würde, gerade auch Mitternacht sein werde. Dann würde es sich auch entscheiden, ob sie leben oder sterben würde.

Sie schaute sich nicht um.

Ihr schien's, als trüge sie etwas Schreckliches, Schweres auf den Schultern, welches sie jeden Augenblick zum Lachen kitzeln werde. Vielleicht trug sie auch etwas? Konnte sie es denn wissen? Gott weiß es.

Aus der Tiefe des Waldes drängte sich etwas gegen den Rand des Baches; durchsichtige, weißliche Gespenster. Sie schienen sich vom Erdboden zu erheben und dehnten sich im Gezweige aus. Manche drängten sich bis an ihre Brust und wollten sie ersticken, indes, sie hatte es bemerkt, schlug darauf los mit beiden Fäusten und ihr ward leichter.

Als sie aus dem Walde heraustrat und sich zum ersten Male nach seiner Tiefe umschaute, da – Gott möge jeden davor bewahren! – kitzelte sie plötzlich etwas so stark, dass sie aus vollem Halse auflachte... nein, aufschrie. Und Gott gab, dass sich dieser Aufschrei zuerst im Walde verlor... dann laut und deutlich an ihr Ohr schlug und sie wieder zur Vernunft brachte. Irgend etwas wollte ihr den Verstand nehmen: das, was sie auf dem Rücken getragen, und was sie gekitzelt. Glaubt ihr das jemand oder nicht?

Nun aber begann sie auch zu laufen!

Sie lief, lief den ganzen düsteren Weg, wie er sich zwischen den zwei Bergreihen zog, bis sie zwischen die schönen Wiesen und Weideplätze kam. Hier standen hie und da Hirtenhütten, bei denen das Vieh, in kleine Herden zusammengedrängt, nächtigte, und erst hier ward ihr leichter. Hier leuchtete der Mond ganz taghell, und hier erblickte sie die Welt.

Sie sah die Berge, wie sie sie noch zu Mittag geschaut, den Himmel, mit den heiligen Sternen besät, und einmal bellte auch irgend ein Hund, der beim Vieh wachte, und das beruhigte sie wie eine menschliche Stimme.

Überall lag Stille... das schreckliche Rauschen verlor sich, und man sah und fühlte: hier herrschte die Gotteskraft...

Aber von jetzt an vermochte sie nicht mehr zu laufen. Aus ihren Füßen schwand die Kraft, als hätte sie sich irgendwo verloren, und sie schleppte sich nur noch vorwärts.

Nächtigen wollte sie nirgends. Wie sollte sie dann auch in der Frühe durch die Straßen und an den Wohnungen bekannter Wirtinnen vorbeigehen? Was sollte sie von den blutenden Füßen, von den zerfetzten, kotbespritzten Kleidern erzählen, und dass sie wie ein Mädchen, ohne Tuch am Kopfe, heimkehre?

Und ihr schönes, rotes Tuch! ...ach, ach, wo blieb das nur! Vielleicht war es gut in Teufelhänden aufgehoben...

Und sie schleppte sich langsam, langsam, wie eine Blinde oder wie eine Zerschlagene oder wie das Alter selber – bis sie sich endlich an ihre Hütte herangeschleppt. Als sie an das Thor heranhielt, bemerkte sie in den Fenstern Licht. Er war zu Hause. Sie trat an das Fenster und blickte hinein... und sah: auf ihrem Bette lag ausgestreckt ihre Schwester, mit verworrenem Haare... hässlich, hässlich, und schlief. Unweit von ihr, beim Ofen... saß er und nähte etwas...

Sie begann plötzlich zu zittern. Die Füße schwankten unter ihr, und aus ihrem Herzen stieg ihr etwas Schreckliches geradeaus in den Kopf. Es überkam sie die Lust, das Haus anzuzünden oder irgend etwas anzustellen, um ihn und sie aus der Welt zu schaffen... aber dann schwand diese Lust, wie von jemandes Hand abgewendet; sie fühlte keinen Schmerz und kein Weh mehr. Ihr ward alles gleichgültig. Sie war nur ermattet, entkräftet, sie fühlte Schmerz im ganzen Körper, und in den Füßen stach es wie Schlangenbisse – sie brach fast zusammen.

Im Kopfe sauste es ihr... das böse Waldrauschen hatte sich in ihrem Kopfe verfangen, und dazwischen summete es wie Bienenstimmen. Dann schleppte sie sich in den kleinen Schuppen, der, an das Haus angebaut, von einem alten Weichselbaum beschattet war, warf die Pelze von sich ab... warf sich auf dieselben, bekreuzte sich – und schlief ein. Als sie am nächsten Morgen erwacht und

aufgestanden war, fand sie das Haus leer. Weder er noch sie waren anwesend.

Und sie schlief noch einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, und als sie am nächsten Morgen aufstand, war sie fröhlich und kräftig wie damals, als sie sich auf den Weg in den Tod machte.

«Und als er kam, Paraska?» – fragte die Frau.

Als er kam, erzählte sie, da fütterte sie gerade die Hühner. Als er sie erblickte, spie er aus.

„Nun,“ fragte er, „warst du in der Teufelsmühle; wann wird man mahlen?“

„Deine Sünden mögen dich zermahlen,“ sagte sie ihm, mehr nichts.

Und sie sprach zu ihm während fünf Tage kein Wort.

Sie hieß ihn nicht bleiben und hieß ihn nicht fortgehen. Sie kochte ihm kein Essen, zündete kein Licht an, wenn er des Abends von der Arbeit kam, und als er am Sonntag klagte, dass er keine reine Wäsche habe, sagte sie bloß: „Ich bin nicht mehr da.“

«Und Thekla?»

Als Thekla bei ihr erschien, fühlte sie Schmerz, als ob hundert Schlangenzungen sie gestochen hätten. Sie sprang auf und griff nach der Axt. „Wirst du aus meinem Hause gehen, Hündin?“ schrie sie auf.

„Ei, schaut doch! Bist du verrückt?“ rief diese zurück und starrte sie mit ihren Zwiebelaugen an...

„Wirst du gehen? Wirst du gehen?“ schrie sie immerfort dasselbe; „gleich giebt’s deinen und meinen Tod.“ Und schon hob ihr etwas die Hand, um ihr die Axt in den Kopf zu tauchen, aber Gott gab, dass sie gegangen war, und die Sünde wandte sich von ihr ab.

Sie warf die Axt unter den Ofen und wischte sich den Schweiß von der Stirne ab... ach Gott!

Am fünften Tage ging sie in die Stadt.

Er holte sie ein.

„Gieb mir zwei Gulden,“ sagte er ihr.

„Ich gebe sie nicht.“

„Wirklich?“ höhnte er sie.

Sie schwieg.

„Du gibst sie nicht?“

„Ich gebe sie nicht.“

Er spie vor sich und schob sich den Hut zur Seite.

„Du gibst sie nicht?“

„Ich gebe sie nicht.“

Da versetzte er ihr einen Schlag ins Gesicht. „Da hast es!“

Die Welt drehte sich mit ihr im Kreise, verfinsterte, verdunkelte sich. Funken tanzten vor ihren Augen auf und ab... und sie fiel nieder. Daraufhin ergriff er sie beim FuÙe, warf sie über den Rücken wie einen Sack und trug sie nach Hause.

Hier schleuderte er sie unterm Hause auf die Lehmbank. „Stirb!“

Als sie zu sich gekommen war und aufstehen wollte, konnte sie es nicht. Der Fuß war aufgeschwollen und schmerzte sie. Wer einen solchen Schmerz nicht kennt, der möge ihn auch nicht kennen lernen.

Und sie verfluchte ihn zum zweiten Male.

Und in einer guten Stunde verfluchte sie ihn; Gott selber oder auch der Böse legten ihr diesen Fluch auf die Lippen, denn er ereilte ihn. Nach einer Woche kehrte er zurück.

Woher? Sie wusste es nicht. Sie fragte nicht. Schon hatte sie für ihn das Herz verloren und wartete nur noch, damit der Fluch in Erfüllung gehe.

„Guten Abend,“ sprach er.

„Guten Abend.“

Und das war auch das Ganze. Sie ging im Hause herum... nein, schon hinkte sie und stützte sich auf den

Stock, suchte sich Beschäftigung, und zu ihm sprach sie kein Wort, als hätte sie den Mund voll Wasser.

„Ich möchte etwas essen, Paraska!“ sagte er und warf sich ermüdet aufs Bett.

„Iß, was du gekocht hast!“ antwortete sie ihm.

Er aber lag da... lag eine Zeit lang... und dann begann er zu weinen, gerade wie ein angeschossener Wolf, so heulte er.

Sie sagte nichts. Weine nur, dachte sie sich, solange bis du die Hölle unter dir ausgelöscht hast; ich habe für dich kein Herz mehr!

Die ganze Nacht weinte er.

Auch am nächsten Tage weinte er. Er ging herum, suchte seine Wäsche zusammen, spaltete ihr Holz und weinte dabei immerfort. Dann endigte der Tag. Abends sprach er: „Paraska, ich gehe in die Badestadt Dorna-Watra auf Arbeit in eine Brettsäge. Lebe wohl!“

„Gehet gesund!“ hatte sie ihm darauf erwidert. „Gott helfe euch!“

Er ging und kehrte bis zur Stunde nicht mehr zurück.»

«Was geschah denn mit ihm, Paraska?»

«Ei was!» antwortete sie. «Er ging gar nicht nach Dorna-Watra. Er bestahl hier einen Juden, denselben, zu dem er immer mit Thekla auf Branntwein gegangen, und entfloh dann nach Rumänien. Während der Flucht brach er sich eine Hand und verlor alles Geld. „So hat es dir Gott gegeben“, sagte ich, als ich dies vernommen. „Du brachst mir den Fuß, und Gott brach dir die Hand.“ Die alte Malwine, seine Mutter, weinte und erzählte, dass er für immer zum Krüppel geworden sei und betteln gehe. Nun, aber so hat er’s selber gewollt.»

«Ach, Paraska, ihr wusstet nicht einmal, wen ihr im Hause gehalten!» sprach die Frau. «Er hätte euch doch ermorden können!»

Sie schüttelte mit dem Kopfe und lächelte: «Was hätte er auch von mir genommen? Ich bin arm, und meinen Körper hätte er nicht für Geld umgetauscht. Übrigens... ehe er mich erschlagen hätte, hätte ich ihn erdrosselt. Ich fürchte mich nicht!»

«Ihr fürchtet euch nicht... und doch! Er hat euch genarrt und verletzte euch den Fuß für immer!»

«Nun», meinte sie und zuckte mit den Achseln, «so haben es auch vielleicht die Sudjilnetzi gewollt. Dafür strafte ihn auch Gott. Weil das eine ist, muss auch das andere sein.»

«Und wie ward es mit Thekla? Habt ihr euch mit ihr nicht ausgesöhnt?»

Sie spie vor sich hin und begann von neuem ihre Pfeife zu stopfen.

«Was hätt' ich denn auch mit ihr sonst thun sollen? Sie näherte sich mir wieder... und so mochte ich ihr schon die Thüre vor der Nase nicht zuschlagen. Eine Schwester... mag sie nun einmal gut oder böse sein... ist immer eine Schwester. Ich lebe mit ihr der Leute wegen. Die Leute sollten sich den Mund nicht mit unnützen Worten vollstopfen, aber ein Herz habe ich für sie nicht mehr. In einer Woche darauf, als ich sie totschlagen wollte, nahm sie ein blindes Kind, ein dreijähriges Mädchen, zu sich als eigen auf. Es war gewiss, das Gewissen ließ sie meinerwegen nicht in Ruhe oder vielleicht gab ihr Gott den Traum, die Waise zu sich zu nehmen. Und sie that gut daran, dem Willen Gottes zu folgen, denn vielleicht wird ihr dafür in jener anderen Welt was Gutes zu teil. Und das arme blinde Engelchen... das lächelt so lieb zu ihr... starrt mit den lichtlosen Augen nach ihr... thut, als spinne es immerfort mit ihr zusammen. O, du teure Duschinka⁶! Vielleicht erspinnst du ihr noch den Eintritt

⁶ Seelchen, Herzchen.

in das Himmelreich!»

«Und dann, Paraska... dann bleibt ihr allein... nicht wahr?»

«Nun ja, ...ich lebte fast allein», erwiderte sie etwas zaghaft. «Eines Tages nahm ich noch einen Meister bei mir auf... auch wieder einen Rumänen. Er war weder alt noch jung und ein Witwer. Ich dachte: Wird er mir gut sein, wird es auch ihm gut gehen; wird er aber irgend ein Übel auf den Mund küssen, so wird sich für ihn auch eine Thür im Hause finden.»

«Wie könnt ihr nur so gleich den ersten besten Mann ins Haus nehmen?» fragte die Frau vorwurfsvoll. «Habt ihr denn keine Furcht? So ein alleinstehendes Weib wie ihr... und noch dazu nicht mehr so stark!»

Ihre Augen leuchteten auf, und ein fröhliches Lächeln überflog ihr Gesicht. «Aj, aj, ein alleinstehendes Weib! Bin ich denn zuzweit zur Welt gekommen, um mich allein zu fürchten?» antwortete sie. «Wer war mit mir, als ich mit Jurij ging? Kannte ich ihn? Er kam und ich ging. Und damals wusste ich nicht einmal, ob es mir bei ihm gefallen würde, und doch ging ich. Ich hatte Glück gehabt. Ich fürchte mich niemals. So gab es mir Gott, dass ich mich niemals fürchte. Immer denke ich mir: was zu sein hat, wird auch so sein.»

«Nun, und wie wurde es mit dem Meister?»

«Nichts wurde es. Eine Zeit lang ging es gut. In der Frühe ging er auf Arbeit und abends kehrte er heim. Abends spaltete er mir Holz, half bei der Arbeit drinnen und draußen, und es ging alles gut. Ich dachte: nun werd' ich jemanden haben, dem ich mein Haus verschreiben kann, wenn ich sterbe! Allein, es wandte sich zum Bösen. Er fing an, betrunken nach Hause zu kommen. Das eine Mal, das zweite, das dritte Mal; das war schlecht. In der Nacht schlief er nicht, sondern warf sich unruhig hin

und her und sprach sinnloses Zeug durcheinander, dass einem angst und bange wurde. Er stand auf und schrie, manchmal wachend, manchmal im Schläfe; legte sich wieder nieder... stand wieder auf... ach Gott!

Er lag im Bette, und ich lag bei der Thüre auf der Bank. Lag zusammengekauert und schlief ganze Nächte nicht. Und Gott gab mir immerfort diesen Traum: er wird dich noch ermorden! Was war da zu thun?

Und ich dachte mir: ein Unglück hat mich aufgefunden und macht sich bei mir breit; mög' es doch ersticken!

Ich grämte mich, schlief nicht, er aber trieb immerfort sein Unwesen. Und es war nicht genug daran; nein; er... begann mir den Kopf mit Dummheiten zu drillen. Darauf ward ich wild, wie er mich niemals gesehen – sagte ihm, aus welchem Stamme ich sei, und warf ihn aus dem Hause hinaus. Er kam dann noch während einer ganzen Woche jeden Abend und versuchte hereinzudringen; pochte und hämmerte an der Thüre – aber ich gab keine Antwort. Mög' es dir im Kopfe herumpochen! dacht' ich mir und rührte mich nicht vom Ofen. Was hab' ich für eine Ursache, dich im Hause zu halten, wenn du mir nicht gefällt? Giebt es denn keine anderen Menschen auf der Welt? Ich kann mein Leben auch allein leben, und wenn ich das nicht will, so habe ich keine Furcht, dass ich nicht jemanden finde. Ich finde schon, wen ich will.

Er scherte sich dann fort. Er begegnet mir manchmal, bald da, bald dort, traktiert mich mit Tabak und sagt mir jedesmal: Liebes Frauchen – sagt er mir – mir thut das Herz um euch sehr weh!

Und ich antworte ihm: Guter Meister – euch thut das Herz um mich weh – mir aber thut das Herz um euch nicht weh!

Und so ist es. Jetzt bin ich wieder allein. Ich lebe, wie es sich trifft. Einmal gut, das andere Mal schlecht; wie es

schon die Zeit mit sich bringt. Etwas Ausgewähltes giebt es nicht. Und wie es auch sein mag – aber Glück hab' ich immer. Auch Tabak habe ich immer. Mag es ein, zwei Kreuzer sein – aber ich habe sie.»

«Das ist mir aber auch ein großes Glück!» warf die Frau mit unverhohlenem Spotte in der Stimme ein.

Doch jene sah die Sprechende mit ihren klugen Augen an.

«Was für eines einem eben zufällt!» sagte sie. «Trauern? Ich traure nicht, weil Gott mir um nichts zu trauern gegeben; ich würde das auch gar nicht treffen. Ich thue, was mir einfällt. Essen habe ich, froh bin ich auch – gut ist mir... und vielleicht wird's auch noch einmal besser! Ein altes, altes Väterchen... ein schneeweißer Mann, sagte mir, dass ich ein großes Glück bei mir habe. Noch als Jurij lebte!

Eines Tages sammelten wir Weichseln.

An einem Samstag. Ich war oben auf dem Baume und Jurij auf der Erde. Er sammelte, was zur Erde fiel. Da kam ein altes Väterchen und bat um eine milde Gabe. ‚Trage ihm eine Schüssel voll Mehl heraus!‘ gebot Jurij. Ich war mit einem Satze unten und trug ihm das Mehl heraus.

‚Nun, sprach er, ‚wenn du schon so barmherzig bist, dass du es mir schenkst – so trage es auch nach meinem Hause. Mein Haus liegt nicht weit von hier. Dafür will ich dir aus meinem Schicksalsbuche dein Schicksal herauslesen!‘

Ich trug ihm die Gabe in seine Hütte, und er zog aus einer Kiste ein dickes Buch und las mir daraus. Las alles heraus, was bis dazumal war und was noch zu sein hatte. Er las heraus, dass ich nicht von hier sei, dass Jurij mir zum Manne bestimmt, dass ich ein Unglück mit meinem Fuße haben würde und noch vieles, vieles andere. ‚Du hast ein solches Glück‘ – sagte er – ‚welches dich nie verlassen kann; und so steht es dir bis an deinen Tod bevor: Glück,

Heiterkeit, Freude. Die Trauer fehlt in deinem Leben. Lebe dein Leben gesund bis an die letzte Stunde.'

Darum sag' ich, dass ich Glück habe!»

Nach leichtem Sinnen sprach sie:

«Wenn ich auf einen Menschen treffe, der gut sein wird und dem ich mein Haus hinterlassen kann, wenn mich der Tod holt... so werde ich ihn zu mir nehmen. Und wenn sich kein solcher trifft, bleibt es, wie es ist.»

«Nehmt eure Schwester zu euch.»

«Meine Schwester? Aj Gott! Da würde ich erst recht ohne Licht sterben. Nein; zu ihr zieht es mich nicht hin. Ich werde allein bleiben. Das Sonnenlicht wird mein Haus nicht meiden!»

Und sie ist auch bis nun allein.

Sie wirtschaftet, macht sich in ihrem Hause und Garten zu schaffen, und ihr «Vieh», der Hund, die Katze, die Hühner und zwei schöne, reingehaltene Ferkel, die Iwan und Paraska heißen, folgen ihr auf Schritt und Tritt. Manchmal geht sie auf Heuarbeit zu gut bekannten Bauern, und diese Arbeit, die ihr die liebste ist, bringt sie in die beste Laune.

Sonntags kleidet sie sich kokett und geht in die Kirche; nachmittags bekommt sie Besuch, und wenn das nicht, dann lehnt sie sich bequem auf die Prispa⁷ am Hause, in ihrer gewöhnlichen Gesellschaft, und raucht ihre Pfeife.

Im Vorbeigehen rufen ihr bekannte Bäuerinnen zu:

«Kommt in die Stadt, Paraska!»

«Ich habe meinen Geldbeutel verloren und hab' kein Geld, Branntwein zu kaufen!» giebt sie scherzend zur Antwort.

«Kommt nur so zum Vergnügen, irgend etwas Schönes anzusehen!»

⁷ Prispa — Lehmbank am Hause draußen.

«Ich fürchte, dass mich jemand mit bösen Augen besieht! ich habe Kinder!» und damit streichelt sie dasjenige, was ihr am nächsten liegt; die Katze, den Hund oder eines der Hühner.

Und die Bäuerinnen gehen beleidigt von dannen.

«Wie stolz Paraska thut!» Aber trotzdem sind sie ihr gut. «Sie ist eine gute Nachbarin; kennt verschiedene Kräuter und hat auch eine geschickte Hand. Giebt sie etwas – gerät ihr alles.»

Eines Morgens stieg sie auf die Magura um Himbeeren und erstieg nach und nach den Gipfel. Als sie die Kanne voll hatte, wandte sie sich gegen die südliche Seite, von der abzusteigen leichter war. Da zog sich der Wald nur streifenweise, breiteten sich schöne, grasreiche Wiesen aus, und die Magura fiel sanft ab.

Sie befand sich gerade auf der höchsten Wiese und setzte sich nieder, um auszuruhen.

Sie war sehr befriedigt.

Für die Himbeeren bekommt sie Geld und wird sich dafür etwas anschaffen. Was? weiß sie noch nicht, aber irgend etwas wird sie sich kaufen.

Sie wischte sich den Schweiß von der Stirne. Das Tuch, welches um den Kopf gebunden war, fiel frei über den Hals auf den Rücken und machte ihr heiß. Dann zog sie ihre Pfeife hervor, stopfte sie mit Tabak und rauchte.

Rings um sie war es grün.

Weit und breit sah man nur die Gipfel anderer Berge – denn die Magura war hoch – und den Himmel, der rein und blau und so licht war, dass die Lider sich unwillkürlich über die Augen senkten.

Hoch über alle anderen Gipfel ragte der Felsen Raryw.

Ihn umgaben unbegrenzte dunkle Waldungen, über denen fast immer bläuliche Nebel wie über sumpfigen Gegenden lagerten. Aus diesem Walde, nahe den stolzen

Felsen, ragten zwei gleiche, einander gegenüberstehende Felswände wie ein Spalier, das gleichsam den weiteren Weg zu den Steinriesen wies.

Dort war die «Teufelsmühle».

Und sie blickte lange dahin.

Sie spie von sich. Sie war ja doch dort gewesen! Verlor dort ihr wunderschönes hellrotes Tuch und eine funkelnagelneue Pfeife! Hui, welch eine Pfeife! Nur Herr Kuba kaufte solche Pfeifen. Dann lachte ihr Herz. Welch einen Schrecken stand sie in jener hässlichen Mühle aus: fast hätte sie ihren Verstand dort gelassen! Nun... aber sie hatte Glück und alles nahm ein gutes Ende; hätte das aber jemand anderen getroffen... ach Gott! Der bliebe bis heute dort... So saß und sann sie über Verschiedenes nach; erinnerte sich an dieses und jenes, und als sie ihre Pfeife zu Ende geraucht, dachte sie an die Heimkehr.

Morgen ist Sonntag, und sie will auf den Rung um Schwämme gehen. Er liefert jahraus jahrein die prächtigsten Schwämme; sie will sich von ihnen ein paar Kränze trocknen, welche ihr einmal, wenn der Winter mit seinem Schnee kommt, gut zu statten kommen werden. Allein, zu Hause gab es Arbeit, welche für heute und morgen gemacht werden musste. Auch musste sie noch mit den Zigeunern zusammentreffen. Der alte Zigeuner bat sie, ihm ein paar Sechser zu leihen, wofür er ihr demnächst Holz aus dem Walde zu bringen sich verpflichtete. Wenn er überhaupt die Wahrheit sprach! Er log ja fast mit jedem Worte! Sie wollte ihm aber das Verlangte bei der Rückkehr geben; wollte schon auch heimkehren; die Zigeuner würden nach ihr ausschauen. Sie wissen, von welcher Seite sie auf die Magura um die Himbeeren gestiegen ist und von welcher sie herabsteigen muss. Sie kannten sich hier aus wie die hungrigen Raubvögel!

Sie ist jedoch so müde und hat keine Lust, sich von der Stelle zu rühren. Wenn sie die Arbeit heute nicht verrichtet, kann sie morgen nicht um Schwämme gehen; aber... schlug denn schon ihre letzte Stunde? Und wenn es morgen schon mit dem Morgengrauen zu regnen anfinke? Und wenn es heuer überhaupt keine Schwämme gäbe? So ersann sie sich Entschuldigungen, narrete sich selber, um nur länger sitzen zu können.

Und es saß sich gut da.

Dann entdeckte sie weit von sich auf einer Wiese eine Koliba⁸ und daneben weidendes Vieh.

War jemand in der Koliba? Oder stand sie leer? Es überkam sie eine lebhaftere Lust, eine jugendliche Neugier, irgend etwas zu erfahren, hier in der Einsamkeit eine menschliche Stimme zu vernehmen. Sie rief aus voller Brust und mit ihrer hellen, volltönenden Stimme: «Hej, hej!» Aus der Koliba trat ein Mann heraus und sah sich um.

Hatte er sie entdeckt?

Sie wußte es nicht. Aber dafür drang bis zu ihr ein langes, sehnsuchtsvolles «hej! hej!», welches sie an etwas aus längst vergangener Zeit erinnerte; aus längst vergangener Zeit, – als sie noch beim Gawrissan diente...

Ein undeutliches Gefühl eines erlebten Glückes übermannte sie für einen Moment und ging dann, ohne dass sie sich dessen bewusst wurde, in den Gedanken über: «Gut war Gawrissan!»

Dann streckte sie sich, ohne sich zu besinnen, ins Gras.

Sie möchte ein wenig schlummern. Sie stand so früh auf... und jetzt ging es gegen Mittag. Sie bleibt den Mittag

⁸ Eine aus Brettern zusammengeschlagene Hütte, in der Hirten den Sommer über nächtigen.

über da; was hat sie auch für eine Ursache, nach Hause zu eilen? Was sie thut oder auch nicht thut, geschieht doch nur für sie allein und nicht für jemand anderen! Und wenn sie zu lange ausbleibt, werden sie die Zigeuner schon suchen und aufwecken. Der Zigeuner wird das Geld nicht lassen... Lass ihn doch! ...Aber sie hat sie alle lieb. Mag man sie wann immer anreden – stets sind sie heiter und zufrieden; und ihre Scherze, die sind echt zigeunerhaft, dass man sich die Seiten halten muss.

Sie streckte sich am Rande des Waldes und halb im Schatten aus.

Die Kanne mit Himbeeren schob sie etwas von sich und die Faust unter den Kopf schiebend, schloss sie die Augen.

Neben und über ihr tanzten in der Luft und über den Blumen, die in überreicher Fülle zwischen dem Grase wuchsen, zahllose Mücken und summten in zarter Harmonie. Unweit von ihren Füßen wimmelten im großen rötlichen Ameisenhaufen die Ameisen, und dort weiter, vielleicht drei Schritte von ihrem Kopfe, sonnte sich auf einem Riesensteine, den der Berg aus sich herausgeworfen zu haben schien, eine zusammengerollte Schlange. Im glühenden Sonnenlicht lag sie da mit halb geschlossenen Augen.

Weit und breit herrschte die Mittagsstille...

In ihr versanken alle Laute wie in einem unsichtbaren Meere, und das Rauschen des alten Waldes, in dem sich Rung mit Magura vereinigte, wogte in üppigen Wellen in der Luft auf und nieder. Die Stille nahm es gierig in sich auf und belebte sich damit... Hier war gut zu liegen.

Weiß Gott, weshalb so gut! Vor ihren geschlossenen Augen wechselten allerlei Farben. Gelbliche, rötliche... und so sonderbare! ...erstanden und zogen vorbei, Bilder, unbestimmte und abgerissene Gedanken...

Ein Gedanke kehrte immer von neuem zurück: «Ich nehme ihn doch!»

Er bezog sich auf das, was sie in letzter Zeit überaus lebhaft beschäftigt hatte; auf den Meister, den sie aus dem Hause gejagt.

Er kroch alle Augenblicke zur alten Malwine, drillte ihr den Kopf, damit sie sie, Paraska, berede, ihn wieder zu sich ins Haus zu nehmen. Er könne ohne sie nicht leben, sagte er. Sie hätte ihm irgend etwas angethan, mit guten oder mit bösen Kräften, und nun ziehe es ihn immerfort zu ihr. Es möge kommen, was da wolle, aber trinken werde er nicht mehr; nur möge sie ihn aufnehmen!

Und die alte Malwine hatte ihr das alles erzählt und so tüchtig beredet, ihn aufzunehmen. Allein – sie wollte davon gar nichts hören. Litt sie Not ohne ihn? Höchstens, dass ihr der Gang ums Holz schwer ist. Aber er bat immerfort.

Neulich kehrte sie von der Stadt zurück, in die sie um «Körner» für ihre Hühner gegangen, und sah: vor dem Hause lag ein Haufen gespaltenen Holzes! – und sie hat es auch gleich weggehakt, dass er es gethan...

In ein paar Tagen darauf kehrte sie von einer Arbeit heim, und was sah sie? Auf der Bank unterm Haus lag sein Pelz und standen – wie ein paar Kinder – seine neuen Stiefel.

Was hätte sie thun sollen? Sie übers Thor hinauswerfen? Da hätte sie einfach jemand gestohlen.

Es wäre zu gut, wenn er nicht mehr trinken würde; aufrichtig gesagt, ist er gar ein guter Mann. Die Hand hat er niemals an sie gelegt, und auch zur Arbeit ist er wie geschaffen. Er hatte schöne Kleider, zwei Pelze und mehrere Hemden...

Nimm ihn! vielleicht ändert er sich zum Guten! riet ihr immerfort der Traum; es wird leichter zu leben sein. Der

Zaun steht nicht allein, sondern muss gestützt werden, und mit einem Pflocke wird er nicht gestützt. – So wimmelte es ihr im Kopfe.

Und sie wird ihn noch einmal aufnehmen; wird noch einmal versuchen, mit ihm zu leben. Da er es so heftig wünscht... wer weiß... vielleicht wird es noch gut sein. Manchmal glaubt der Mensch, irgend etwas sei schlecht, indessen ist es doch gut. Und – was wahr ist: nicht sie bittet bei ihm um Aufnahme, sondern er bei ihr. Und wenn er wieder einen Sturm im Hause aufführt, wird sie sich Rat schaffen. Ihre Fäuste sind noch gesund, noch wird sie es vermögen, einen Betrunknen zu Boden zu werfen. Aber wenn sie ihn einmal zu Boden geschleudert, dann... nun, er wird sich diesen Tag schon merken!... Sie ist gut, solange sie gut ist, aber wenn sie böse ist – will sie – aj Gott!...

Ein breiter Streifen des Sonnenlichts drang bis zu ihr und spielte auf ihrem Gesicht.

Sie lag im Halbschlummer.

Ihr war, als hörte sie ein entferntes, wunderliches Läuten, wie das Läuten von Glöckchen an den Hälsen alter Schafe und Ziegen, und Piffe und Rufe der Hirten, durch die sie beisammgehalten werden.

Plötzlich befand sie sich bei Gawrissan.

Sie ging mit Jurij und seinem Kameraden, ging vorbei an dem Berge, auf dem die Schafherden Herrn Kubas und Gawrissans weideten. Dort befand sich der Schafhirt Ilija. Er stand in der Wiese am Walde mit seinem dichten, langen Haare, stand allein zwischen weißen und schwarzen Schafen, die aus dem Grase ganz klein erschienen, und weinte in die Schalmei.

Wie weinte er so schwer! Die Stimme der Schalmel tönnte sehnsüchtig zwischen den Bergen, traurig und so gedehnt – ach Gott! und ihr war's im Herzen als ginge sie in den Tod. So schwer war es ihr – sie wusste nicht, weshalb!

Dann verstummte die Schalmel. Seine Stimme hatte sich irgendwo zur Erde gelagert, und rings um sie legte sich auf alles eine tiefe Finsternis. – Ihrer bemächtigte sich ein Angstgefühl, und sie fasste Jurijs Kameraden an der Schulter: «Rettet mich, Mann!» Und er sprach: «Jetzt hat dich dein Glück verlassen. Von jetzt an wirst du ohne Glück auf der Welt leben!»

Sie hatte vor Schrecken aufgejammert – und erwachte.

Nein – es herrschte keine Finsternis! Helliger Tag umgab sie, und der Glanz der Mittagssonne machte alles golden.

Sie setzte sich auf, rieb sich die Augen, und gleichzeitig horchte sie. Aber nein; man hörte keine Schalmel. Um sie her lag es so still... und nur das Rauschen des Waldes wogte in den Lüften...

«Das war ein hässlicher Traum und ein unwahrer!

Ihr Glück kann sie niemals verlassen. Das Väterchen hatte gesagt:

«Dein Glück ist derart, dass es dich niemals verlassen wird. In die Seele legte dir Gott dein Glück hinein, damit es dich niemals verlassen kann...»

Ein Alter wie er – wird nicht lügen...

«ÜBER DEN HOTAR»¹

Eine Skizze.

Es ist Mitte Jänner.

Der alte Pope des Dorfes D. schritt langsamen, angestrengten Ganges mit Mühe über den Dorfweg, gegen den Wald zu. Der Weg war schwer und verweht.

Der Schnee lag mit voller Wucht auf der Erde. In den letzten Tagen fiel er ohne Unterlass, wie von unsichtbarer Hand geschüttet und lagerte sich zur hohen weißen Schichte auf. Wohin man den Blick wenden mochte, überall hatte er seine Herrschaft ausgebreitet. Hinter den kleinen Bauernhütten haben sich weiße Hügel vom Winde zusammengefegt und in der Nacht glitzerten sie gegen das Mondlicht kristallartig im kalten Glanz.

Der Frost brannte und sengte und nur wer gezwungen war, verließ sein Haus.

Und das alte «Väterchen» *musste* aus dem Hause heraus. Zwei Wirte, ein alter und ein junger, traten in sein Haus und stellten ihm folgende Frage: Was war mit dem fremden Menschen zu tun, der – man wusste nicht woher – plötzlich zum Vorschein kam, irgend ein armer Reisender, oder ein Arbeiter, oder beiden ähnliches – nun halb tot auf dem Waldwege unweit der Hütte der schwarzen Magdalena zusammenbrach und lag? Eine Krankheit hatte ihn niedergeworfen, man sah ihm seine

¹ So nennt man in der Bukowina eine Grenzlinie (Landesgrenze).

Krankheit an und nun liegt er inmitten des öden Weges, just an der Grenze des Dorfes. Unter dem Walde.

Deshalb *musste* man aus dem Hause heraus, und den Unglücklichen in Augenschein nehmen. Vielleicht würden welche Spuren und Zeichen an ihm verraten, woher er komme, oder vielleicht würden seine Lippen noch etwas aussagen... vielleicht würde er sich noch erheben und weiter wandern können. Ein solcher Fremde, von dem man nicht weiß, woher er stamme und wie sich sonst die Dinge um ihn verhalten, ist ein wahrer Verderuß für das Dorf. Schließt er die Augen... so muss er unentgeltlich begraben werden... hat man die Müh' und Plage umsonst... als wie... weiß Gott, für welche Vergehen...

Väterchen liebt es nicht, sich umsonst zu bemühen. Es war schon bejährt... und was das Wichtigste war... was hatte es für einen Nutzen davon?

Und hier traf es sich just wie zu Trotz. – «Aj, welch ein Weg, welch ein schlechter Weg! Es kommt Strafe Gottes über Euch, die Strafe Gottes!» brummte es schnaufend, sich auf den schweren, eisenbeschlagenen Stock stützend, der lange weiße Bart ward ihm förmlich steif im Froste. –

– «Ajja. Dagab uns der heilige Gott ein bisschen Schnee; ja, ja» antwortete begütigend der Jüngere. «Und vielleicht wird es der Erde im Frühjahr zu Gute kommen?»

«Ei freilich, zu «Gute» du Trottel! Ihr sündigt und saufet, Ihr stehlet und bezeuget falsch aufeinander – nie wird auf Messen gegeben, Gott ein Opfer gebracht – und dann sollen Kälte und Sturm zu «Gute» kommen? Plausche nicht Blödes!»

Der Junge verstummte.

Er schob eine Hand in den Ärmel der zweiten, neigte sich, senkte den Kopf auf die Brust und bemühte sich, gegen den scharfen brennenden Wind anzukämpfen, der geradeaus ins Gesicht wehte.

Er hatte seine Lust zu sprechen. Die Wahrheit gesagt, fürchtete er das «Väterchen».

Sein Kamerad, der alte Nachtwächter des Dorfes und genannt der «Plauscher», schielte von der Seite nach dem Väterchen und begann. «Was hätten wir tun sollen, Väterchen? Der Dorfrichter war nicht zu Hause, um sich bei ihm einen Rat zu holen, fuhr in die Stadt fort und da es uns zu Euch am nächsten war, traten wir bei Euch ein, um uns daselbst Rat zu holen. Der Mann ist keiner von unseren Leuten, Väterchen, es ist ein Fremdling. Es geht nicht, den ersten besten Fremden und nun er sich noch so inmitten einer Krankheit befindet, ins Haus zu nehmen. Man kann sich ein Unglück hereinschleppen. Wir gingen alle beide in den Wald. Ich und der da... und sahen plötzlich unweit des Gartens der schwarzen Magdalena, gerade dicht am *Hotar*, einen Menschen liegen.

Wir treten heran, schauen und wir sehen, es ist *nicht* einer aus unserem Dorfe».

«Und auch nicht einer aus dem Nachbardorf», warf der Jüngere ein.

«Und auch nicht einer aus dem Nachbardorf», wiederholte der Ältere. Anstatt einer Lammfellmütze hatte er einen Strohhut am Kopfe und anstatt eines Serdaks² oder Pelzes trug er einen Leinwandmantel.»

«Der ist aus Galizien» warf der jüngere wie vorher im trockenen Tone ein.

«So ist es» – sage ich.

«Vielleicht ist er erfroren?» sagte *dieser* da.

«Oder erkrankt und brach zusammen», sage ich.

«Oder er besoff sich, oder er besoff sich» fiel im gereizten Tone des Väterchens ein und blieb für einen Moment stehen um sich auszuschnauften, da der Weg

² Ein Schafwollmantel.

zwischen den Feldern auf eine Anhöhe stieg.

Beide Kameraden brachen in Lachen aus.

«Vielleicht wollte er sich erwärmen», warf der Ältere ein «und da lief ihm der Schnaps in die Füße und warf ihn zu Boden!»

Nach einer längeren Pause des Schweigens fragte das Väterchen:

«Ist es noch weit bis zu ihm?»

«Weit gerade nicht, aber auch, ja. Unweit der Hütte Magdalens, neben ihrem Garten, in der nächsten Nähe des Nachbardorfes; am *Hotar*.»

«Welcher ‚Magdalena‘?»

«Der ‚schwarzen‘ Väterchen. Der Schwarzen.»

«Aj so, aj so!» rief das Väterchen gedehnt. «Der Schwarzen» und verstummte. Er wusste schon, welcher.

Nur zu gut kannte er sie, dreizehnmal hatte er ihre Schwelle übertreten. Dreizehn Kinder hatte sie, diese «Magdalena» beerdigt.

«Jetzt arbeitet sie für zweie. Für sich und für ihren Mann; denn etwas hatte ihm die Füße und Hände gänzlich gekrümmt», begann der alte Wächter zu erzählen.

«Was hatte ihm Hände und Füße gekrümmt?» fragte der Pope.

«Kann man denn das wissen?» antwortete dieser. «Er ging auf Arbeit aus, ich glaube, in die Moldau oder nach Bessarabien und seit er heimgekehrt ist – zum heil. Nikolaj werden’s zwei Jahre sein, sind ihm Hände und Füße gänzlich gekrümmt und er liegt fort und fort. Sie hat einen guten «Teil» auf dieser Welt, das ist einmal gewiss! Gott behüte einen von uns vor einem solchen Schicksal. Dazu sterben ihr noch die Kinder aus. Dies ihr Jüngstes, was sie noch hat und welches sich noch an ihr hält, dies ist auch schon so, wie wenn es nicht mehr zu ihr gehörte. Nur die Augen leuchten in seinem Gesichte. Es ist gelb,

ausgemagert und Tag und Nacht hustet es und hustet. – Ich sag's: ein Elend.»

«Aj!» rief das Väterchen und blieb für eine Weile stehen; dann fügte es tiefaufatmend hinzu:

«Es ist noch weit bis zu ihr. Sie hatte sich mit ihrer Hütte vom Dorfe entfernt, als wie vor Feinden. – Hm, hm, du sagst also, du sagst es, dass ihre Kleine kränkelt?»

«Ja, Väterchen. Magdalene versucht schon alles Mögliche. Und was sie auch tun mag – was sie auch für Heilmittel anwenden mag – das Kind ist immer nicht so wie andere Kinder. Auch zum heiligen wunderwirkenden Iwan nach Suczawa³ hatte sie es geführt. Schwerlich wird ihr dies Kind groß werden.»

«Nun, wenn dem so ist, so wird es ihr freilich nicht groß werden. – Aber sie ist ein braves Weib», fügte das Väterchen gnädig hinzu; sie vergisst auf Gott nicht. Sie gibt auf Messen und ist eine gute Arbeiterin. Mag man immerhin wann um sie schicken, sie erscheint pünktlich. Sie hat für alles Zeit».

«Sie ist ein braves Weib», bestätigten beide Männer, nur, fügte der Ältere hinzu, hat die Arme kein Glück. Kaum, dass die Kinder aus dem schlimmsten herauswachsen, ihr weniger zu schaffen geben – so wird es akkurat so, wie wenn jemand auf sie piffe, und eines nach dem anderen geht ab. Sie ist schon vor Kummer und Sorgen und Auslagen so abgehärmt und abgekränkt, dass sie immer schwärzer wird. Nicht umsonst wird sie die «Schwarze» genannt. Sie tauft nur und begräbt. – Ich weiß nicht, wie sie die Erde trägt und wie ihre Seele vor Schmerz aussieht. Und die Finger sind bei ihr schon gerade so gekrümmt wie bei ihrem Mann; Nur bei ihr wurde es von Arbeit. Krankheit und Tod haben schon

³ Wallfahrtsort in der Bukowina.

alles zu Hause verfressen. Wenn nicht dieses Kind da wäre, das ihre einzige Freude ausmacht, sie wäre längst in die Erde gegangen; so aber halten sie Kind und Arbeit aufrecht. Es ist schrecklich. Aber so ist schon einmal ihr Teil auf dieser Welt».

«Das ist mir aber auch einmal ein schöner 'Teil'!» sang der Jüngere vor Mitleid förmlich auf. – – –

Und wieder verging eine Weile ernsten Schweigens, während welchem nur das Schnaufen Väterchens und das Anstoßen des eisenbeschlagenen Stockes auf der harten, gefrorenen Straße hörbar war.

«Wie doch nur Manches vom Blick auf kein Glück hat!» begann abermals dasselbe Thema der Ältere. «So z.B. wie auch diese Magdalene! Schaut nur! Sie blieb als Waise zurück. Dann trat sie in den Dienst, so wie sie nur auf dem Boden herumzukriechen begann. Und dann als sie heiratete, vergiftete sich der Tod auf die Kinder, dann krümmte es dem Mann Hände und Füße und frage ich – warum das Alles? Warum ist das so? *Ein Unglück* – und schon. Und man sagt, ihre Kinder seien so klug wie alte Menschen. Man sagt, alles wüssten sie.»

«Weil sie sterben müssen» warf der Jüngere ein. «A – nu, zog er weiter, fragt nur einmal bei einem Weibe nach, bei dem ein Kind gestorben ist – fragt nach, wie war dies ihr Kind bei seinen Lebzeiten? Und passet dann auf, was es Euch antworten wird. So und so war es; *das* hatte es gewusst und *jenes* hatte es gewusst; *das* hatte es gesehen und *jenes*... und unser einer wird alt und abgenützt und hat das alles doch nicht erfahren.»

«Gottes Macht» erwiderte fromm der alte Wächter.

«A – nu – nu, sieht man noch nicht die Hütte Magdalenas?» rief plötzlich hinter dem Rücken der Sprechenden das Väterchen, welches der Wanderung schon müde zu werden begann.

«Man sieht sie schon! Man sieht sie!» beeilten sich beide Wirte zu verkünden.

Und in der Tat.

Unter dem Walde tauchte wie ein Pilz eine kleine strohbedeckte, jetzt mit Schnee überladene Hütte auf.

«Nun endlich! Endlich ist sie doch erreicht!»

«Die Hütte Magdalenens ist mit dem Gesichte gegen den Wald gekehrt» ließ sich der Jüngere vernehmen.

«Weil der Wald noch zu unserem Dorf gehört, und das, was hinter *ihrem Rücken lauert*, ist schon fremdes Gut», erwiderte der Ältere. «Hinter ihrem Gärtchen ist ja schon die fremde Hutweide, das wisst Ihr ja...»

«Ja, ja... ist ja schon *der Hotar*», sagte der Jüngere.

«Ihre Hütte steht aber auch akkurat auf der Grenze», sagte der Ältere. «Sie hört zu, wie die Wölfe heulen und wie in der Nacht das Unglück geht. Dass Ihr es wisst, fügte er im belehrend ermahnenden Tone hinzu – *deshalb* ist auch bei ihr stets so viel Unglück. Man sagt – das Glück meide denjenigen, der sich am Hotar niedergelassen. Es zieht entweder nach der einen Seite, oder nach der anderen, aber wer sich am Hotar niederlässt – dem fällt's niemals zu. Aber seht nur, schon sieht man den Ärmsten liegen. Gott sei Dank, dass man schon an Ort und Stelle ist, das Väterchen wäre uns sonst nicht mehr weiter gegangen.»

Man blieb stehen.

Ringsherum nichts als Stille und ein dumpfes Rauschen im Walde. – Der dunkle Riese atmet eisige Kälte und steht wie eine Mauer bewegungslos.

Längs seines Randes läuft eine schmale Straße und über der Straße, am entgegengesetzten Rande und mit

dem «Gesichte» gegen den Wald zugekehrt, steht das stille Haus Magdalenens. Hinter der Hütte dehnt sich ein kleines Gärtchen, das mit seinem Ende gegen die fremde nachbarliche, in ihrer Ebene tadellose weite Hutweide stößt...

Aber in diesem Augenblicke geht Magdalenens Hütte niemanden was an. Sie liegt von den drei Wanderern noch gute dreihundert Schritte entfernt. Die ganze Aufmerksamkeit der Leute ist auf den Unbekannten gerichtet, welcher in einen weißen groben Kittel gekleidet, am Rande der Straße von der Waldseite zusammengekauert liegt und sich nicht rührt...

Sein Antlitz ist vor Schmerz verzehrt, gelb und gleichsam erstarrt. Die Finger sind nach innen gekrümmt.

Ein trauriger Anblick.

«Herr Gott Jesus Christus!» rief der Jüngere aus und bekreuzte sich.

«Seine Seele ist schon auf der Achsel» – der Andere.

«Anu – u Mann... rüttelt ihn ordentlich auf, damit man weiß, ob er lebt oder nicht», befahl ungeduldig das Väterchen.

Er hatte gleich alles auf den ersten Anblick des Fremden erraten. Ein armer wandernder Bauer erkrankte auf dem Wege und brach da zusammen. Die elende Kleidung, eine abgenutzte wollende Reisetasche an der Seite, das magere Antlitz – erklärten ihm alles.

«Rührt er sich?»

Mit schüchternen Bewegung betastete der ältere Bauer den Fremden und erforschte. «Er lebt!» rief er aus, «er rührt sich!»

Ein Augenblick eines gespannten Schweigens. Der Priester sann über etwas nach und die beiden Bauern schwiegen. Sie betrachteten mit neugierigen Blicken den

Fremden, wie er so da lag und kaum vernehmbar stöhnte. Es war ein ungewohnter Anblick.

Woher kam er? Wer war er? Und weder alt war er, noch jung. Von irgend einer Arbeit kehrte er vielleicht zurück... seine Hände waren mit Wagenschmiere befleckt, wie wenn er mit Wagenschmiere handelte – und sieh da, welches Unglück den Ärmsten am Wege ereilte!

Mit einem Male klopfte das Väterchen ungeduldig mit dem Stocke zu Boden, ohne jedoch ein Wort auszusprechen. Die Bauern sahen fragend zu ihm auf und der Ältere beugte sich abermals herab.

Er lebt, Väterchen; er lebt, versicherte er wie früher. Aber zum Tode hat er nicht mehr weit. O, schon nicht mehr weit. Seine Lippen sind schon blau... was ist da zu tun?»

«Was ist zu tun?»

«Ein Licht zu holen, damit er nicht ohne Licht sterbe», riet ernst der Junge.

«Trottel!» brach das «Väterchen» los. Dann kräuselte es verächtlich die alten Lippen. «Da... schleppen sie sich so herum, zischte es... irren in der Welt umher... bringen sich an den Bettelstab und zuletzt fallen sie anderen zur Last. *Wer wird ihn auf sich nehmen?* Wer wird ihm das Begräbnis bereiten? Wer wird alle Kosten tragen?»

Die Männer starrten erschrocken den Priester an und schwiegen.

Die Augen Väterchens funkelten im bösen Glanz auf. sein langer weißer Bart erzitterte. Er beugte den Rücken noch mehr als gewöhnlich und die Hand hochehebend, wies er mit dem Stocke gegen die öde verwehte Hutweide.

«Hinter den Hotar», flüsterte er im eisigen, mit Schlaueit erfüllten Ton. «*Schleppet ihn hinter den Hotar*, das nachbarliche Dorf möge sich mit ihm den Kopf zerbrechen!» Und sich mit gereizter Gebärde von den

Männern abwendend, tippelte er mit eiligem Schritte den weißen Weg zurück.

Die Leute standen still.

Ohne ein Wort zu sprechen, standen sie eine gute Weile mit unentschlossener Miene da, dann aber fasste sich der Ältere:

«Tragen wir ihn hinüber?» fragte er.

«Nein, erwiderte der Jüngere, auf *meiner* Erde liegt er nicht.»

«Auch auf meiner nicht. Das ist *eins*. Und zweitens... wer weiß, was das für einer ist?»

So ließen sie ihn liegen...

Um dieselbe Zeit sitzt die schwarze Magdalene in ihrer Hütte und spinnt. Von Zeit zu Zeit haftet ihr großer bekümmertes Blick auf ihrem einzigen dreizehnjährigen Kinde, das nur mit einem Hemde bekleidet, am Ofen sitzt, Federn schleißt und die tiefe Stille mit anhaltendem Husten unterbricht. Der Mann auf dem Bette liegt schweigend mit zur Wand gekehrtem Gesichte. Seit längerer Zeit heult in der Bude draußen neben dem Stalle, darinnen sich ihr ganzer Reichtum befindet, eine Kuh, der Haushund – und kann sich nicht beruhigen.

«Der heult, wie wenn er Wölfe spürte», unterbrach der Kranke im Bette die tiefe Stille und mit einem Tone, wie wenn die Anwesenden an dasselbe dächten wie er. – «Gehe Weib, schau nach, wie er den Kopf hält. Wenn hoch, mit der Schnauze empor, dann ist es vor Wölfen, die er spürt, wenn aber nach unten gesenkt, so bedeutet es Tod». Die Frau sah ihn an und dann glitt ihr Blick hinüber zu ihrem Kinde. Sie erwartete seinen Tod.

Wenngleich ihr das Kind kränkelt, wenngleich es Tag und Nacht hustet, aber *sterben* darf es nicht. Heiliger Gott, Jesus Christus»

... Sie stellte das Spinnrad bei Seite und erhob sich. Die hohe, dunkle, magere Gestalt war demutsvoll geneigt, wie wenn sie auf sich Vergehen einer ganzen Reihe von Generationen fühlte und für solche um Vergebung bäte.

Einstens war sie wunderschön.

Als das blauschwarze Seidenhaar über die jungen Schultern und Hals zärtlich herabfiel. Als das bräunliche sanfte Antlitz voll Jugend atmete und die Augen, diese prachtvolle Sterne, hoffnungsvoll leuchteten. Auch jetzt waren sie voll Glanzes. Aber es war dies der düstere Glanz eines unauslöschlichen Wehes...

«Mutterl, ich geh' auch mit Euch heraus!» rief das Mägdlein vom Ofen lebhaft herab. Es hob rehartig den Kopf empor und leuchtete mit seinen Augen die Mutter an. Mit denselben schwarzen, wunderschönen Sternen, die im Antlitz dieser Mutter trauerten.

«Wozu mein Töchterchen?» fragte sanft die Mutter. «Schau, was für eine Kälte draußen wütet. Der Wind wird dir die Brust beengen und du wirst nur noch ärger husten. Ich werde allein gehen. Ich muss auch noch um Salz ins Dorf hinabeilen. Licht und Salz sind ausgegangen. Und du bleib da und gib acht auf Vater und Haus. Ich werde allein gehen und komme gleich wieder zurück. Sei folgsam, mein Töchterchen».

Sie warf den langen, schwarzen Serdak über die Schultern, umwickelte sorgsam den dunklen Kopf mit einem weißen Handtuch und trat aus dem Hause heraus.

Neben dem Stalle warf sie einen Blick auf den Hund, welcher sich bei ihrem Anblicke sofort beruhigte und dann betrat sie den Weg längs des Waldes.

Kaum dass sie ein paar hundert Schritte vom Hause weggegangen war, als sie auch schon wie angewurzelt stehen blieb.

Sie stieß auf den unglücklichen Fremden und schrie vor Schrecken und Überraschung beinahe auf. Allein im nächsten Augenblick fasste sie sich wieder. Ein einziger Blick auf seine Kleidung und auf sein leidendes, abgemagertes, gelbes Antlitz und sie hatte genau wie der Priester vorher, die Lage des Unglücklichen erraten.

Ein Schwarm von Gedanken drängte sich ihr in den Sinn. – Wer war das? Woher kam er? Was war ihm? Fiel er vor Hunger zusammen? War er erkrankt? Und hernach: Ist er tot? Ganz tot? Dann bemächtigte sich ihrer ein Gefühl, das jede andere Regung und jeden anderen Gedanken verdrängte und nur eines befahl: *Den Kranken ins Haus schaffen*. Wie am schnellsten ins Haus hinein? Über das Weitere dachte sie nicht nach. Sie beugte sich tief über ihn herab, ihre großen bekümmerten Augen auf ihn heftend und den Athem zurückhaltend, forschte sie nach. *Er konnte noch nicht tot sein...* O großer Gott! Dann krümmte ein bitteres Lächeln ihre Lippen. In seiner Brust röchelte es wie bei Sterbenden. Sie sah sich verzweiflungsvoll um. Kam nicht eine menschliche Seele zum Vorschein, um ihr zu Hilfe zu eilen? Sie wollte ihn in ihr Haus hereinbringen. Wie am schnellsten? Der Abend brach heran, der Frost nahm zu und löschte ja schon fast aus; er erstarrte ja beinahe... Sie sah niemanden. Ringsherum Stille, von einer Seite der dunkle düstere Wald, und ihm gegenüber die weite verwehte Hutweide und die Felder... O Got, hilf!

«Väterchen... Ohm'», flehte sie mit unbeschreiblicher Innigkeit in der Stimme, «erhebt Euch! ich will Euch ins Haus schaffen, in ein warmes Haus, Väterchen, und zur warmen Speise und Trank. Nur ein bisschen... ein bisschen erhebt Euch... erhebt Euch, Väterchen!»

Sie versuchte den Kranken zu heben und allein zu tragen – aber vermochte es nicht. Es ging nicht. Er war eine schwere Last in ihren Armen und zog sie gleichsam mit Gewalt zur Erde.

Von neuem sah sie sich um. Ihre großen, schwarzen Augen sogten sich wieder forschend in die Dorfstraße und flehten verzweiflungsvoll: «Eilet zu Hilfe, Leute! Hier stirbt ein Unglücklicher, kommt zur Rettung. Eilet um Gotteswillen!»

Nur noch ein bisschen mehr Kraft und sie würde ihn ins Haus hineinschleppen. *Ein bisschen*. Sie würde von rückwärts unter die Arme greifen und jemand anderer an den Füßen und er würde ins Haus getragen werden. Nur ein bisschen... dann wird er aufleben. Er wird sprechen und alles wird gut werden. Eilet... kommt ihr guten Menschen!

Den Kranken auf dem Boden zu *schleppen*, der ohnedies vom Leben schied, ging nicht. Das wäre Sünde. Es war genug des Elends, dass er als Fremdling auf der Straße zu Grunde ging wie ein Tier...

Mit einem Male bewegte sich etwas in der Nähe ihres Hauses und auf dem Schnee weiß und zart. Bewegte, vergrößerte sich, wandte sich nach ihrer Richtung zu und flatterte ihr dann federleicht entgegen. Es breitete die Ärmchen aus wie im Fluge und stürmte gerade auf sie los.

«Mutter!»... Mutter!... da bin ich hinter Euch her... ich lauf zu Euch...»

Sie schrie auf. *Ihr Kind*. Als wie ein Engel, so kam es hergeflogen. Aber schon im nächsten Momente stöhnte sie vor jähem Schrecken auf. Das Kind war nur im Hemde und über dem Kopfe hatte es ein Tuch geworfen.

«Lauf zurück ins Haus und hülle dich ein!» schrie sie mit mächtiger Stimme. Aber das kleine hörte nicht. Es stürmte geradeaus auf sie zu, und stand schon dicht bei ihr.

Es gab keinen anderen Rat. Mit dem Kinde schleppte sie den fremden Kranken ins Haus und legte ihn auf ihr Lager nieder. – – –

Drei Tage später wanderte eine kleine Anzahl Menschen vom Nachbardorfe her, über die weite, öde Hutweide auf den Jahrmarkt.

«So stehen also die Sachen», sagte ein Mann, als sie sich schon dem «Hotar» näherten und die Hütte Magdalenenens zu Gesicht bekamen. «Bei Magdalenen war also Leichenbegängnis.»

«Was sagt Ihr Gevatter? Bei Magdalenen? Ein Leichenbegängnis?» rief erschrocken ein Weib.

«Das Kind hatte sie beerdigt?»

«Nein. Diesmal nicht das Kind.»

«Den Mann also?»

«Den Mann.»

«Heiliger Gott, Jesus Christus! Schon auch den Mann!»

«Nicht doch den *Mann*! Den *Fremden* hatte sie begraben. Habt ihr nicht gehört?»

«Wo denn gehört? Was gehört? Was ist denn das eigentlich, Gevatter?»

«E...», sang der Mann förmlich auf, und schob die Mütze zur Seite. «Dann bedauert es. Wenn Ihr's gehört hättet, dann wäret Ihr zum Totenmahl zur Magdalena geeilt; so aber habt Ihr's verpasst. Und das Totenmahl war bei ihr, wisst ihr... was man sagt – dass man alle fünf Finger ablecken konnte. So wunderschön hatte sie den Fremden beerdigt und solch' ein Totenmahl hergerichtet, dass... fi-fi-fi!! – Mit nichts hatte sie gespart. Ich sag's Euch. Was einmal ein Begräbnis heißt!»

«Was für einen Fremden? Woher den Fremden?»
forschte bestürzt die Frau. Sprecht doch um
Himmelswillen, Gevatter! Seht her, ich weiß ja von
nichts!»

«Nu, wenn Ihr nichts gehört habt, so ist dies auch
nur Euer Schaden», war die ruhige Antwort, und dann:
«Magdalena lief aus dem Hause heraus, um zu sehen,
wie der Hund, der fortwährend heulte, den Kopf hielt.
Ob emporgehoben, ob nach unten gesenkt. Und der
Hund, als er sie erblickt hatte, lief in die Bude herein, so
wie wenn er nicht gewollt hätte, dass seine Brotgeberin
sehen soll, dass er ihrem Hause den Tod verkündet
hatte. Dann machte sie sich noch auf den Weg ins Dorf,
um Licht und Salz zu holen, denn just waren Licht
und Salz ausgegangen... und traf nicht weit von ihrem
Hause... auf der Straße... da... nicht weit von hier... einen
fremden, kranken Mann, der schon die Seele sozusagen
auf der «Achsel» hatte... und nahm ihn zu sich ins Haus.
Sie legte ihn auf ihr Lager und pflegte ihn – man sagt
– mit solch einem guten und innigen Herzen, wie wenn
es ihr leiblicher Vater gewesen wäre. Alles, was sie nur
konnte und wusste, tat sie, um ihm Erleichterung und
Genesung zu verschaffen... und nichts hatte geholfen. Er
stöhnte nur in einem fort und sprach kein einziges Wort.
Und hernach verfiel er in der dritten Nacht in Schlaf..
man sagt... akkurat von Mitternacht an... und wachte
auch nicht mehr auf. So ging er hinüber in die andere
Welt.»

«O du mein Gott!»

«So, so...»

«Und sagte nicht, wie er hieß?»

«Nein.»

«Und auch nicht, woher er kam?»

«Nein.»

«Und auch nicht, wohin er ging?»

«Nichts sagte er. Er starb wie im Finsternen. Nicht eine einzige Spur, auch nicht mit einem einzigen Wort hatte er nach sich gelassen. Denket nur!»!

Das Weib sang vor Erstaunen und Verwunderung geradezu auf. Dann seufzte sie und bekreuzte sich.

Es ist schrecklich, einen solchen Menschen im Hause zu haben», fügte sie mit fromm-ängstlicher Stimme hinzu. «Gott behüte es. Ich würde vor Angst sterben. Wer kann wissen, was das für einer war? Was er in seiner Seele hatte? Unter den Menschen wandelt vieles umher, Gutes und Böses», fügte sie lebhaft hinzu. «Ich hätte ihn nun und nimmer ins Haus aufgenommen. Wo denn auch... einen Fremden... von der Straße her ins... Haus! Was so heißt von der ‚Straße‘!»

«Nu», erwiderte der Mann, «seht, sie nahm ihn auf, pflegte ihn wie ihren Bruder, wie ihren Vater, und als er starb, bereitete und bestritt sie das Begräbnis, bereitete das Totenmahl... gab auf eine Messe für die Seele des Ärmsten... und bezahlte auch den Popen selber. Wie arm sie auch ist... sie bezahlte ihn doch. Den letzten Skorzyk⁴ hatte sie zum Juden getragen, versetzt und dem Väterchen für die Beerdigung gezahlt. Nach diesem Begräbnis ist es in ihrem Hause wie in einem Bienenstocke so leer geworden. Es war darinnen auch ohnedem nicht viel, aber jetzt, was auch da war, das ist alles nach dem Toten hinausgewandert.»

«O Gott!»

Als sie abends heimkehrten, begegnete ihnen unweit der Hütte Magdalenens ein Weib und hielt sie an.

⁴ Schafwollteppich.

«Ihr guten Leute», sprach sie, «wenngleich ihr fremd seid, allein, gehet am Hause Magdalenens nicht vorbei, ohne daselbst nicht einzutreten und gebetet zu haben. Tretet herein und betet ein «Vaterunserchen» für die verstorbene Seele. *Magdalenens Nastaska ist selig geworden.* Heute gerade um die Mittagszeit ist sie ins Jenseits hinübergegangen.» Die Leute blieben wie versteinert stehen.

«Was sagt Ihr, Weib?»

«Heute um Mittag. Noch da neulich... gleich nach der Beerdigung des Fremden, warf es sie ins Fieber und dann marterte es sie, bis Gott der Heilige sich ihrer erbarmt hatte. Ich war gerade damals dort zugegen, denn sie ließ durch andere sagen, ich möchte kommen, um die Krankheit abzusprechen.»⁵

Die Leute jammerten auf und eine Bäuerin rang die Hände.

«Gott behüte», fuhr die Erzählerin weiter. «Das... war schon ihr letztes. Hättet Ihr gesehen, was dies Weib aufgeführt hatte... Ihr hättet...» Die Erzählerin brach jäh ab und brach in Tränen aus. «Wie das Blut, so rot war ihr Schmerz. Sie war wie wahnsinnig; sie schlug mit dem Kopfe gegen die Wand; sie schrie; ich sag' Euch... das Haar stieg einem zu Berge!... Und ihr Mann, der Arme, schleppte sich in den Stall, warf sich dort in die Krippe und liegt auch jetzt noch dort. *Jetzt* ist dort alles zu Ende.» Und so beschloss die Erzählerin ihre Mitteilung und trippelte eilig von dannen.

Die Jahrmarktleute verstummten. Sie standen eine Weile da, unentschlossen, ohne ein Wort gegeneinander fallen zu lassen und setzten dann alle miteinander ihre Wanderung fort. In die Hütte Magdalenens trat keines

⁵ Wegzuhexen.

ein. Einem jeden fehlte gleichsam der Mut dazu. Eines nach dem anderen maß die Hütte und die lichterfüllten Fenster mit ängstlich-forschendem Blick und ging dann weiter. «Morgen werde ich gehen», dachte ein jedes für sich. Erst nach langer Weile schweren Schweigens ergriff einer das Wort. Es war der ältere von den Wanderern und schon ein Weißhäuptiger.

«Und ich sag' Euch, Leute», begann er, «mit dieser Magdalena ist nicht alles richtig. Ich kenne sie nicht von heute; ich kenne sie schon seit ihren Kindesjahren. Ich sag' Euch... sie verblutet sich für *Sünden*. Und glaubt ja nicht, dass es für *ihre* Sünden, glaubt auch nicht, dass es für die Sünden von Vater und Mutter sei. Nein! So wie es bei ihr herauskommt, so schleppt es sich schon seit undenklichen Zeiten, welcher weder wir, noch sie gedenken, noch zu gedenken vermochten. Für die Sünden *anderer*. Und wisset, dass sie schon von Kindheit an diese schwarze Last schleppt. Und von Kindheit an deshalb, weil sie sie von der Mutter übernahm. Die Mutter war keine hiesige und verließ sie, als sie noch so klein war, wie ein Küchlein.» Die Zuhörer seufzten laut hörbar und sagten kein Wort darauf.

«Und immer kommt es so heraus», erklärte der Weißhäuptige, «dass es bei ihr anders ist, als bei anderen Leuten. Schaut nur! Sogar das Haus hatte sie sich da unterm Wald gebaut, separat von den Menschen, akkurat als gehörte sie nicht zur Gemeinde. *Just am Hotar*. Und was dem armen Mann, welcher zu ihr hielt, auf die alten Tage zustieß, wisst Ihr ja auch. Hände und Füße hatte es ihm gänzlich gekrümmt. Und schaut! Auch sogar ein Unglück wie dieses mit dem *Fremden* ist ihr zu Teil gefallen. Just neben ihrem Grund und Boden musste er zusammenbrechen. Gerade *sie* musste aus dem Hause heraustreten und ihn treffen. Just sie. Musste *sie* ihn ins Haus bekommen.»

«Gott erbarme sich!»

«Aber so etwas muss unter den Menschen herumgehen. Zu jedem zweiten, dritten Dorf. Das sollt Ihr wissen. Ich bin nicht einer von heute; ich weiß das.»

Abermals Schweigen. Diesmal ein frommes, demütiges, angsterfülltes Schweigen.

«Aber womit wird sie diesmal die Beerdigung bestreiten, Großvater?» fragte das Weib von früher, «da alles, wie man sagt, was in ihrem Hause vorhanden war, nach dem Fremden ausgewandert ist? Das Väterchen, der Pope, wird die Leiche nicht umsonst beerdigen...»

«Das Kucherl wird verkauft», antwortete der Weißhäuptige.

«Wozu das Kucherl verkaufen, da sie dies auch ohne Geld treffen wird!» mischte sich ein Mann ins Gespräch, der sich bis nun die ganze Zeit schweigend verhielt.

«Wie denn, ohne Geld?»

So ist es! Sie wird abarbeiten. Die Leute werden etwas absammeln, der Pope wird warten, und wenn das Frühjahr kommt, wird sie die Schuld abarbeiten. Es passiert ihr nicht das erste Mal, ein Kind zu begraben; habt keine Sorge, nein!»

Das Weib maß ihn mit einem bösen Blicke. Im seiner Stimme tönte Hohn.

«Das war sehr schlecht erraten, was ihr da sagtet..., Gevatter», antwortete sie. «Nach diesem Kinde wird Magdalena nicht mehr auf den Feldern arbeiten. Wenn sie auch Kraft und Ausdauer zur Arbeit aufweisen mochte – sie hatte sie stets gehabt – aber nach dem vierzehnten Kinde wird sie sie nicht mehr haben. Sie lebte nur in diesem Kinde und nur dieses Kind allein hielt ihre Kräfte und sie selber beisammen. Aber jetzt hat alles ein Ende.»

«Man wird es irgendwie bestatten...sorget nicht!
erwiderte der Mann wie früher, leicht höhnisch.
«Wenngleich das Haus bei ihr wie ein Bienenstock nach
der Beerdigung verödet blieb; das Kind wird irgendwie
bestattet werden.»

Ein Wind erhebt sich von der weiten Hutweide mit
wilder Bewegung und braust breit und stromartig daher.
Wohin sich auch die Ebene dehnen mochte, überall raste
er mit tollem Fluge zu ihr hin und verkündete überall ein
und dasselbe: «*Übern Hotar... übern Hotar...*»

Czernowitz, August 1902.

· VALSE MÉLANCOLIQUE ·

· *Eine Novelle*

Ich vermag nicht melancholische Musik anzuhören.

Und schon am allerwenigsten eine solche, welche die Seele anfangs mit leichten graziösen, zum Tanze auffordernden Klängen fortreißt und dann solche unmerklich ändert, indem sie sich in einen einzigen breiten Trauerstrom ergießt. Dann zerbröckele ich mich gleichsam in Gefühle und kann mich einer schwermütigen Stimmung nicht erwehren und ihrer auch nicht so bald loswerden.

Vernehme ich aber heitere Musik – so lebe ich doppelt auf. Dann möchte ich die Welt umarmen und weit und breit verkünden, dass:

«*Musik spielt!*»

Auch die klassische Musik liebe ich.

Eine meiner Freundinnen, deren Seele gleichsam aus Tönen zusammengefügt war und welche die personifizierte Musik zu sein schien, – lehrte mich solche nach «*Motiven*» zu verstehen und zu erraten.

Immerfort hatte sie nach Harmonie gesucht.

In den Menschen, in ihren Verhältnissen und Beziehungen zu einander und in ihren Verhältnissen zur Natur.

Wir wohnten drei Freundinnen zusammen.

Anfangs nur zwei: Eine Malerin und ich. Sie war schon beinahe eine fertige Künstlerin und arbeitete damals gerade an einem größeren Gemälde, das sie verkaufen und für den Erlös desselben nach Italien reisen wollte, um dort der Kunst – wie sie sagte – gerade ins Antlitz sehen und eine «richtige» Künstlerin werden zu können.

Sie zählte zwanzig und einige Jahre, war eine germanisierte Polin und nahm ihren Beruf sehr ernst.

Während der Arbeit launisch und reizbar, war sie im gewöhnlichen Leben das liebenswürdigste Wesen der Welt.

Sie erfreute sich einer großen Sympathie bei ihren Freundinnen und Berufskollegen, und selbst die Professoren, die oftmals gegen ihre Schüler bis zur Unhöflichkeit schroff und streng waren, verehrten sie und machten ihr ihre Rügen und Bemerkungen nur in sanftester Weise, um sie nicht zu kränken. Sie erhielt von ihnen den Namen «das schönste Glückskind», und sie selber nannte sich dann auch nie anders als «ich, das schönste Glückskind».

Ich bereitete mich zur Matura vor und wollte Lehrerin werden.

Ich lernte Musik und Sprachen und allerlei Handarbeiten und dies und jenes – mit einem Wort – ich nahm alles in mich auf, was nur von so einem unglücklichen Geschöpfe, wie es die Lehrerin zu sein pflegt – verlangt wird. Es sollte mir ja dereinst zum Kapital werden und sich von Nutzen erweisen. Ich besaß kein Vermögen, und das Leben... anspruchsvoll wie ein junges Mädchen, verlangte unerbittlich und strenge das seinige.

Wir waren seit der früheren Jugend mit einander bekannt und wohnten zusammen. Wir hatten zwei große Zimmer, elegant, fast komfortabel eingerichtet, denn meine Freundin, die aus einer feinen Familie stammte, war – wenn auch von Haus aus nicht gerade vermögend, so doch sehr anspruchsvoll und verwöhnt.

«Ich bin nicht imstande, alles so zu entbehren wie du!» redete sie oft gereizt, wenn ich sie ermahnte, mit dem Gelde sparsamer umzugehen und dem oder jenem Vergnügen oder Bedürfnisse zu entsagen.

«Rede doch nicht!» rief sie, «das verstehst du nicht. Ich bin Künstlerin und lebe gemäß den Gesetzen der Kunst, und diese fordern ein wenig mehr als die Gesetze so eines programmschmalen Mädchens wie du! Du kannst dich auf deinem Platze beschränken, weil du es musst; er ist eng, aber mein Feld ist weit, grenzenlos, und deshalb muss auch mein Leben anders zugeschnitten sein. Jetzt lebe ich noch nicht voll, aber einmal... später... wenn ich ganz meine alleinige Herrin sein werde, werde ich meine Flügel bis zu den höchsten Höhen schwingen. So gebietet es mir mein Künstlergefühl. Ich nehme alles vom Standpunkt der Kunst auf. Und auch du solltest dich daran halten. Alle. Die ganze menschliche Gesellschaft. Wenn alle künstlerisch erzogen und gebildet wären, gäbe es nicht so viel Hässlichkeit und Elend auf der Welt wie jetzt. Es gäbe nur Harmonie und Schönheit. So aber? Was gibt es rings um uns? Nur wir allein halten die Kunst im Leben aufrecht, wir Künstler, die wenigen Auserwählten der Menschheit. Verstehst du es?»

«Ich verstehe es.»

«Verstehe es! Du bist gar nicht *veranlagt* mich zu verstehen! Ich weiß eigentlich nicht, warum ich dich *lieb* habe,» sagte sie, mich gleich darauf noch scheinbar schmollend liebkosend. «Du kritisierst zu viel an

mir herum; und immer mit deiner spießbürgerlichen Vernunft, mit deinen begrenzten, häuslich-praktischen Ansichten und den Vorstellungen des «Ewig-Weiblichen». Reiß dich doch einmal vom Grunde der alten Fragmente los, verändere dich in irgend einen modernen Typus, damit ich von Zeit zu Zeit aus dir eine erfrischende Kraft schöpfen kann... sei etwas *ganz* Neues!»

«Das wird wohl nicht möglich sein, mein Täubchen,», gab ich ruhig zur Antwort, «ich bleib' schon der alte Typus.» Ich kannte ihre ehrliche, durch und durch charaktervolle Natur zu gut, um gleich über ein paar heftigen Worten das Gleichgewicht zu verlieren. Im Gegenteil. Ich beschloss und wohl schon zum hundertstenmale, mich vom Grund der «alten Fragmente» nicht loszureißen, vielmehr immer dieselbe zu bleiben, und über ihr zu wachen, die in ihrem künstlerischen Streben, in der «Jagd» nach der Schönheit, sich mehr als einmal Leid und Gram zugezogen hätte und den Mühen des Lebens erbarmungslos anheim gefallen wäre.

Und wenngleich ich kein moderner, oder sonst neuerer Typus war und auch keine Ansprüche an den Titel eines «ungewöhnlichen Geistes» oder sonst eines Racewesens erheben konnte, so konnte und verstand ich sie darum doch bis auf den Grund, wusste dennoch, wann diese wahrhaftige Künstlernatur zu zügeln und wann zum weiteren Flug anzueifern war und wann im Glauben an die Zukunft gestärkt werden musste.

«Wenn wir unverheiratet bleiben», redete sie (das Wort «alte Jungfer» litt sie nicht und gebrauchte es nie), so wollen wir auch zusammen leben. Wir nehmen uns dann noch einen dritten Genossen zur Gesellschaft, denn zwei sind zu wenig; für zwei kann man kein Programm entwerfen und auch keine Statuten festsetzen – und werden leben.

Wir werden den dritten Genossen ausprobieren, wie und aus welchen Tugenden er zusammengefügt ist, welchen Temperamentes und wie groß seine Bildung sei, wie weit er mit seinen Ansichten in die Zukunft oder Vergangenheit reiche – und werden ihn dann aufnehmen. – Dann mögen über uns jene Schreckensgespenster hereinbrechen, mit denen man die Unverheirateten bedroht, – die Einsamkeit, Verlassenheit, Hilflosigkeit, Wunderlichkeit etc. Wir werden nicht einsam sein, nicht lächerlich, wir werden nicht, wie so viele es irrtümlich meinen, beklagenswert sein. Wir werden unseren Gesellschaftskreis haben – selbstverständlich darinnen auch Männer, denn ohne Männer ist es zu einfarbig und werden uns unseren Seelen gemäß sein. Dann werden sich unsere Zuschauer überzeugen, dass die unverheiratete Frau nicht ein Gegenstand stillen Mitleides und Spottes, ein Objekt ständigen Bedauerns sein muss, sondern ein Wesen, das sich *ungeteilt* entwickelt habe und lebe, d.h. wir werden weder Ehefrauen noch Mütter sein, wohl aber Frauen *für sich* allein. Verstehst du es? Dies Wort «*für sich*». – Nimm es ernst. Wir werden Menschen sein, die – es bleibt sich ganz gleich, ob zufällig oder nicht zufällig – weder unter Ehefrauen, noch unter Mütter gingen – hingegen für sich bleiben, für sich als *solche* sich entwickelt haben und leben. Passe auf.

Ich sage nicht, dass ich diesem Ideale direkt zustrebe. Ich lebe für die Kunst und sie füllt meine Seele vollständig aus; es ist möglich, dass ich auch heiraten werde. Ich weiß es nicht; aber wenn ich nicht heirate, so werde ich gewiss keinen erschreckten Vogel abgeben, der die Welt gleichsam um Vergebung bittet, dass er keinen «Mann» habe – Und du?»

«Auch ich.»

Und ich stimmte in der Tat mit ihr überein.

Warum sollten zwei, drei unverheiratete Frauen, wenn sie mit ihren Naturen zueinander passen und in den Anforderungen der Intelligenz einander entsprechen, nicht besser, bequemer und schöner zusammenleben – als einzeln?

Das war auch so einer von den moderneren Gedanken, die mir mein «kunstloser» spießbürgerlicher Verstand nie eingebracht hätte!

Sie beherrschte mich wie eine Untergebene und wengleich ich den freien Willen hatte, zu tun und zu handeln, wie es mir beliebte – so opponierte ich ihr dennoch niemals. Mir tat dieses «sich ergeben» unter ihre Herrschaft nicht weh. Nie wurde ihr gegenüber in mir das Gefühl des Widerstands rege. Im Gegenteil. Wenn sie zeitweise in ihren Angelegenheiten fortreiste, so konnte ich sie kaum zurückerwarten, so sehr sehnte ich mich nach ihr! – Nach ihr und nach ihrer Kraft, die von ihr ausging und unserer ganzen Umgebung Charakter und Farbe aufdrückte.

Auch ihre Erscheinung hatte etwas äußerst Anziehendes und Fesselndes. Aschblond, mit unregelmäßigen, jedoch überaus sympathischen Zügen und klugen, sehr leuchtenden Augen – so war sie. Dazu hatte sie einen wundervollen Wuchs. Alles dies zusammen und dass sie in ihren Entschlüssen rasch und konsequent war – hatte zur Folge, dass ich sie grenzenlos liebte.

Ich passte mich *ihr* willig an und floss wie ein Strom in dem von ihr ausgearbeiteten Bette – neben ihr, um sich dann auch wieder mit anderen – solcher Art wie ich – im Leben wie ein Fluss im Meere zu verlieren...

Vielleicht liebte sie mich deshalb und nannte mich ihr «Weib».

So lebten wir in Harmonie eine lange Zeit zu Zweien.

Ich lernte fleißig zu all' meinen Prüfungen und sie malte.

Das Bild, an dem sie unermüdlich mit erhitzten Wangen und prüfenden scharfen Augen arbeitete, von dem sie bis auf den Grund ihrer Seele durchdrungen war – war eine große Kopie des Gemäldes «Die Ehebrecherin» von Tizian. Sie malte mit der Überzeugung und in dem guten Glauben, dass ihr ihre Arbeit gelingen werde. Das mochte ihr Talent auch entflammt und dazu gebracht haben, dass sie ihr Ziel erreichte...

Einmal erging es uns finanziell sehr knapp, und was das schlimmste war – der Hauseigentümer erhöhte den Mietzins.

Die Künstlerin geriet außer sich.

Sie schleuderte die Sachen zu Boden, zerriss Skizzen, verfluchte ihr Schicksal, das sich als ein Bettelmädchen präsentierte und schwor, lieber gleich erblinden zu wollen, als weiter zu malen.

Ich schritt ruhig hinter ihr her, hob die Sachen auf, nahm ihr die Zeichnungen weg, damit sie ihr neuerdings nicht unter die Hände gerieten und beruhigte sie und sann dann, wie unserem Übel abzuhelfen wäre.

«Ich werde noch Stunden nehmen, das wird unsere Kassa bereichern und alles wird gut werden», tröstete ich sie. «Ich werde Unterricht im Englischen erteilen.»

Sie aber weinte und tobte und klagte immerfort ihre Angehörigen an, dass sie ihr (ihrer Meinung nach) zu wenig Mittel zur künstlerischen Ausbildung verabreichten.

«Stunden aufnehmen?... Das fehlte noch. Das werde ich nie zulassen», fiel sie mir heftig ins Wort. «Ich denke, du plagst und mühst dich ohnedies zu viel ab, oder wie? Hinter den Büchern und versimpelnden Schulheften hast du schon alles Gefühl für die Freiheit verloren und

machst aus dir eine Maschine. Und jetzt noch mehr Stunden? Das geht nicht. Es ist ein wahrhafter Hohn, solch' ein Leben, und da hatte es sich dazu niemanden anderen auszuerkoren gehabt als uns!»

Warum sollte ich nicht eine Stunde übernehmen?» verteidigte ich mich. «Von sechs bis sieben Uhr Abends habe ich noch gerade freie Zeit. Anstatt zu den Vorträgen der Harmonielehre zu gehen, werde ich Anfangsgründe im Englischen erteilen und unser «Kreuz» nimmt ein Ende. Folge mir, Hanne...» bat ich, «sei gut und sage ja...»

«Niemals. Lieber verkaufe ich meine Bilder. *Das da* – und *jenes* – und *jenes* dort...»

Damit konnte ich wieder nicht übereinstimmen. Ich wusste nur zu wohl, was ihr ein jedes Bild bedeutete, wie sie an jedem von ihnen hing und welche Bestimmung ein jedes von ihnen hatte. In jedem Bilde steckte, wie sie es einmal selbst erklärte – ein Stück ihrer Seele, und nun sollten sie den gewöhnlichen Weg der Krämerware wandern? Nein, das konnte und durfte ich nicht zulassen. Ich sann auf einen anderen Ausweg. Ich sann und fand etwas. Und zwar: Wir sollten zu uns noch einen dritten Kumpan aufnehmen. Die Verhältnisse würden sich dann bestimmt bessern müssen.

Sie blickte mich eine Weile mit ihren leuchtenden, vom Weinen geröteten Augen erstaunt an und dann schnitt sie rund ab, dass mein Vorschlag ein Unsinn sei.

Gerade jetzt ein fremdes Ding ins Haus nehmen, wo sie beim Beenden des Bildes sei? Eine solche Arbeit erforderte an und für sich die besten Bedingungen! Würde und somit könne ich denn nie begreifen, was «Kunst» sei und was *Schaffen* heißt?... Bedeutete das etwa eine Kurbel drehen, auf der Maschine nähen oder einen Strumpf stricken? War ich denn schon wirklich

abgestumpft durch fortwährendes Kümmeln, letzteres übrigens dazu erdacht, um systematisch die feinsten Regungen zur freien Entwicklung des Individuums zu ersticken?... Jetzt ein fremdes Wesen ins Haus nehmen – das zum mindesten (o, das war nicht zu bezweifeln!) klatsch-süchtig... vom Äußeren hässlich, ohne jedweden Künstlersinnes mit Gewohnheiten, weiß Gott, Welch' unzivilisierten; eine wahre Last sein müsste?... Das war reine Verzweiflung.

«Warum muss es denn gleich ein unmögliches Ding sein?» fragte ich – schon ein wenig gereizt durch die Ausdrücke der Künstlernatur. «Wir werden ja den dritten Kumpan prüfen, ausprobieren. Wenn er uns nicht entspricht und gefällt – nehmen wir ich nicht.»

«Ah, wahrscheinlich wirst du ihn nicht aufnehmen; *du* mit deinem Herzen, welches dir stets gebietet, den Nächsten mehr zu lieben als sich selbst!»

«Hanne... sei gut!» bat ich. «Du richtest mich zu Grunde mit deiner ewigen Opposition. Was ist zu tun, wenn es keinen anderen Ausweg gibt? Weißt du etwas Vorteilhafteres, dann lasse es mich wissen und ich bin gerne damit einverstanden; wenn aber nicht, dann lasse mich handeln.»

Sie beherrschte sich, als sie merkte, dass sie mir weh getan. Sie blieb vor ihrem großen Bilde stehen und bitter lächelnd sprach sie:

«Worin opponierte ich dir und wann? Ich folge nur blind meinem Talente, aber solche wie du, Martha, – solche wie du – bilden die große Masse, welche solche wie ich *unterjochen*. Als Masse erdrückt ihr uns *einzelne*; und wir gehen unter gleich den Blumen ohne Samen durch euch. – Aber du als Individualität, du bist dir dessen nicht bewusst und deshalb verstehst du das nicht.» Dann näherte sie sich mir mit wenigen Schritten.

«Bist du mir böse, Martuscha?»

Ich gab keine Antwort.

«Und ich sage dir, Martuscha, dass die Herrschaft auf Erden trotz allem dir gehört...»

«Geh' hör' auf!»

«Und ich sage dir, Martuscha, dass die Herrschaft auf Erden *trotzdem dir gehört!*» Und mit plötzlich hervorbrechender Zärtlichkeit mich heftig umarmend, suchte sie mit feuchten Augen Spuren des Zürnens in meinem Gesicht.

Allein ich vermochte ihr nie lange böse zu sein. Ich wusste es nur zu gut – hätte ich ihr in der Tat ernstlich gezürnt, sie hätte sich solange nicht beruhigt, bis ich ihr nicht verziehen und zum mindesten ein paar Mal nacheinander versichert hätte, dass ich nicht böse sei.

Sie war von ungewöhnlicher Herzensgüte. In einem Momente aufbrausend, fast leidenschaftlich, rechthaberisch, vermochte sie schon im nächsten Augenblicke wieder gut und ruhig zu sein. Der Kreis, in dem sie verkehrte, sowie ihre Kolleginnen liebte sie außerordentlich und alle diese tüchtigen und braven Menschen trachteten ihren Wünschen entgegenzukommen und oftmals auch ihren tollsten Launen Genüge zu tun.

Man verehrte sie um ihrer Schönheit und um ihres Talents, sowie auch um ihrer originellen Einfälle willen.

Sie gehörte verschiedenen Vereinen an, geizte und sparte nie und das ihren Kolleginnen verliehene Geld nahm sie nie zurück.

Zu ihren Schwächen gehörte ihre Vorliebe zur eleganten Kleidung – wie für die Eleganz im allgemeinen überhaupt. Sie nannte solche das dritte Gebot zu den Glücksbedingungen. Dadurch wurde sie oft in der Verurteilung der Menschen ungerecht, aber zur Eleganz zog es sie hin, wie das Kind zum bunten Spielwerk.

«Verlasse dich auf mich, dass ich dir kein unpassendes Material ins Haus bringe und dass weder du, noch dein künstlerisches Milieu durch sein Äußeres oder vielleicht sein Benehmen leiden werdet. Ich werde schon das Richtige herausfinden. Ich verstehe auch etwas!»

«Oho!» rief sie lächelnd. «Auch «Ihr» versteht etwas? Aber ja. Ihr versteht wunderbar den Tee zu richten, besitzt alle Eigenschaften einer prächtigen Hausfrau, zukünftigen Gattin und Mutter, ihr seid ein großartiger Rechenmeister und zukünftiger Familien-Grundstamm. Aber von der Psychologie, den Farben und Nuancen in der Kunst und Schönheit, davon, meine Liebe – habt ihr gar keine blasse Idee! – Deshalb fürchte ich auch, Ihr bringet mir einen Elefanten ins Haus. Nach Eurem gütig-frommen Herzen zu urteilen, seid Ihr imstande, die erste beste Nähterin von der Straße aufzugabeln und ins Haus zum «Bunde» herzuschleppen, wenn sie sich nur mit einem recht frommen Aussehen und dem Zeugnisse der Moral – natürlich der spießbürgerlichen – ausweist...»

«Sorge nicht», gab ich zur Antwort. «Ich habe ja doch schon von dir gelernt im Leben die Kunst zu schauen; und was die unsichtbaren Feinheiten im Menschen anbetrifft, so wird diese meine Instinkt herausfühlen. Er war mir immer der beste Lenker.»

«Das will ich sehen!»

«Das wirst du.»

«Aber merke es dir. Wenn diese *dritte* vom Äußeren unmöglich, d.h. hässlich und ohne Manieren sein wird, so setze ich mich nicht mit ihr zu Tische.»

«Das kannst du tun.»

«Hast du schon jemanden im Sinn, dass du deiner Sache so sicher bist?»

«Nein. Aber ich bin sicher, dass ich ein entsprechendes Wesen finden werde.»

«Nun, dann tue, was du willst.»

Ich sagte «nein», dass ich niemanden im Sinn hatte. Und in der tat hatte ich niemanden vor; ja ich hatte nicht einmal die Ahnung, wer diese Entsprechende, Makellose im Bunde die «dritte» sein könnte – und dennoch! Dennoch, just in dem Momente als ich das Wörtchen *nein* aussprach, tauchte vor meiner Seele ein Mädchenantlitz auf, abgehärmt und mit traurigen Augen, und einen momentlang durchzitterte es mein Inneres seltsam traurig, wie eine Ahnung, wie das Vorgefühl eines noch zu erlebenden Schmerzes, flüchtig... und leise und ehe noch Bildnis und Gefühl recht weitere Formen annahmen – schwand es such schon vorbei. Kannte ich jemanden ähnlichen?

Nein.

Sah vielleicht irgendwo einmal?...

Es scheint – nein. Vielleicht, dass ich irgendwo einmal auf der Strasse eine ähnliche Begegnung hatte.

Vielleicht...

Wir stellten im Fenster einen Zettel aus und erwarteten die Dritte. Eines Tages – es war schon im Dezember, kehrten wir beide am Nachmittage von einem Gange zurück und die Frau, welche uns bediente, übergab uns ein Billet, welches, wie sie uns erklärte, von einer Dame komme, die wegen der Wohnung da gewesen war.

Hanne warf sich gierig auf das Billet, sie riss es fast der Alten aus der Hand heraus. «Sonja Doroschenko», las sie laut durch den dichten schwarzen Schleier, der ihr frisches, schönes Antlitz verdeckte und dann betrachtete sie neugierig das Billet von allen Seiten. Es war schmal und länglich geschnitten und mit Goldrand. Darauf

stand nichts außer dem Namen und ein zartes, kaum merkliches Veilchenparfüm irrte uns entgegen...

«Wer ist das?» wandte sie sich neugierig an mich.

Ich zuckte mit den Achseln und ihr das Billet aus der Hand nehmend, las ich gleich ihr den Namen laut «Sonja Doroschenko» und gleich ihr betrachtete ich das reine Billet neugierig nach allen Seiten herum.

«Wie war sie gekleidet?» fragte Hanne. «Schön?»

Die Alte zuckte die Achseln. «Weiß ich denn? Ich habe darauf nicht geachtet. Ich glaube schwarz; glaube – nicht schön. Sie hatte am Kopf über der Mütze einen schwarzen Seidenshawl gebunden gehabt. Einen solchen wie ihn das Fräulein ins Theater nehmen, nur dass er bei ihr schwarz war. Aber im übrigen... o nein! nicht so schön wie Ihr, meine Täubchen!» Und bei diesen Worten fuhr sie liebkosend über den Arm Hannens, die ein elegantes, dunkelblaues, mit Pelz verbrämtes Kostüm anhatte und eine ebensolche Mütze und Muff.

«Da hast es! *Sagte ich es nicht?*» wandte sie sich mit unheilverkündender Stimme an mich. «Das ist eine Nähterin!»

«Wie sah sie vom Angesichte aus?» fragte ich, die ich mit einemmale Lust verspürte, mich zu wehren.

«Weiß ich es denn? Irgendwie sah sie aus. Nicht schön. *Ein abgehärmtes Gesicht mit traurigen Augen...*»

«Du hörst es?» Und schon zerrte mich Hanne am Ärmel. «Das ist gewiss eine Nähterin, die ewig an Zahnschmerzen leidet und den Kopf mit einem Shawl umwickelt! – Was sagte sie, Katharine?»

«Was sollte sie sagen? Nichts sagte sie», erwiderte die Alte. «Sie fragte, ob hier Zimmer zum gemeinschaftlichen Bewohnen seien und ob man ansehen könne.»

«Und Ihr, Katharine?»

«Nichts. Ich bejahte und zeigte ihr die Zimmer.»

«Und sie?»

«Sie besah die Zimmer, sann nach und fragte, ob sie warm seien. – Denn – sagte sie – sie habe ein Klavier, spiele und vertrage keine Kälte.»

«So – o!!» platzte Hanne heraus. «*Sie habe ein Klavier und vertrage keine Kälte! Gouvernante!!* Sie denkt, ich nehme sie etwa mit ihrem Rumpelkasten auf? O, «allsogleich»! Versteht sich! Ich werde malen, werde mich in meine Arbeit vertiefen und anstatt dass mich die heiligste Ruhe umgibt, werde ich blöde Übungen und wahnwitzige Sprünge auf den Tasten anhören müssen. Nein, danke schön für eine solche Harmonie. Vielleicht wirst du so gütig sein und begreifen, dass es eine Sache der Unmöglichkeit ist, mit *zwei* Objekten in Kompagnie zu treten. – Das ist gewiss eine Lehrerin, die sich den ganzen Tag mit Kindern abplagt und des Abends am Klavier herumphantasiert, um ihre abgestumpften Nerven zu erfrischen. Jetzt weiß ich's. Ein Shawl über der Mütze, ein abgehärmtes Gesicht mit «traurigen» Augen... schwarze Kleidung... o wir kennen diesen Typus.» – Bei diesen Worten öffnete sie angelweit die Zimmertüre und rauschte in ihrem Pseudozorn hinein. Ich blieb noch eine Weile bei der Alten stehen und starrte gedankenlos das Billet an.

Nach einigen Augenblicken erschien die Künstlerin wieder.

«Was stehst du da?» herrschte sie mich an. «Was willst Du *noch* erfahren?»

«Nichts!» gab ich zur Antwort.

Mir wurde so seltsam und eigen zu Mute! Ich wollte ihr opponieren. Zum erstenmal im Leben wollte ich ihr Widerstand leisten, und zwar ganz im Ernste und vermochte es dennoch nicht. Wer war *sie*? Welcher Art Mensch? Der Umstand, dass sie musikalisch war, d.h.

spielte – sprach nicht für sie. Wer weiß, wie sie spielte, und Hanne brauchte in der Tat in ihrer Arbeit Ruhe – ich brauche Ruhe – was war da zu tun?

«Und was sagte sie *noch*?» fragte ich von neuem die Alte.

«Sie sagte noch, dass sie nach zwei Tagen wiederkommen und mit den Fräuleins sprechen wolle.»

«Und mehr nichts?»

«Nein. Ja richtig. Noch sagte sie: «Hier ist es schön, hier spricht es die Seele an.»

Hanne riss weit die Augen auf. «Spricht die Seele an!» wiederholte sie. «Schau, Schau... Die künstlerische Atmosphäre hat es ihr angetan. Aber – wie war sie gekleidet, Käthe?» fragte sie und lächelte übermütig.

«Weiß ich denn, wie?» gab die Alte unfreundlich zur Antwort. «Ich denke irgendwie schwarz...sah, dass ein Knopf ihres Paletots schon an einem Faden baumelte und dass die Handschuhe an den Fingern gerissen oder zernagt waren. Übrigens – was habe ich jeden anzusehen?»...

«Weib»! wandte sich nunmehr Hanne ernst an mich, «ich nehme sie nicht in den Bund auf. Das ist mein letztes Wort.» – Und sich abwendend, verließ sie das Zimmer.

Ich versteckte das Billet und ging nach ihr hinein. Wir sprachen nicht mehr davon.

Nachmittags warf Hanne die Schlittschuhe über die Achseln und fuhr aufs Eis, und ich ging zur englischen Konversationsstunde.

Bei einer alten Engländerin, die Unterricht erteilte, kamen zweimal wöchentlich junge Damen und ebensolche junge Leute und man hielt Konversationsstunden.

Das waren die schönsten Stunden in meinem Leben..

Hier kam mir in den Sinn nachzufragen, ob nicht jemand Sofija Doroschenko kenne.

Man kannte sie. Eine liebe, junge Deutsche und ein

Student kannten sie. Die liebe Deutsche versicherte, Sofija Doroschenko sei eine höchst feine und anständige Dame und der Student erzählte – sie spiele wunderbar Klavier und bereite sich fürs Konservatorium vor.

Woher war sie?

Man wusste es nicht. Eine Kleinrussin, aber keine hiesige. Und aus ihrem Benehmen sprach Intelligenz und gab Zeugnis, dass sie kein Durchschnittswesen war.

«Sahen Sie sie denn nicht?» fragte mich die Deutsche. «Sie sitzt ja jedes Mal bei den Vorträgen in der Harmonielehre gerade in der zweiten Reihe vor Ihnen...»

«Nein, ich sah sie nicht.»

«Man kann sie sogleich erkennen. Sie hält sich so gerade... ist etwas mager und hat traurige Augen. Aber nach der Frisur kann man sie sofort erkennen. Sie kämmt sich ganz antique und wickelt um den Kopf ein schmales Sammetband diademartig um. Überhaupt hat sie ein Profil ganz type antique. Bei ihr bilden Stirn und Nase eine einzige Linie. – Ich muss sie gewiss gesehen haben...»

«Ich habe sie nie bemerkt...»

«Dann passen Sie morgen auf; Sie werden sie sehen.»

Als ich nach Hause zurückkehrte, erzählte ich Hannen alles, was ich über sie erfahren.

«Vielleicht sollen wir sie aufnehmen?» sagte ich.

Hanne faltete die Stirn, wollte wie gewöhnlich widersprechen, besann sich aber ein Weilchen und sprach: «Schau' sie dir morgen an, und wenn sie übermorgen kommt und sich uns als *möglich* vorstellt – werden wir sie vielleicht aufnehmen.»

Den nächsten Tag ging ich zum Vortrag der Harmonielehre und schaute nach der *Dritten* umher.

Ich entdeckte sie. Bald darauf als ich meinen Platz einnahm, erschien auch sie und setzte sich in die zweite Reihe gerade dicht vor mich. Sie saß bewegungslos und

hörte dem Vortrage aufmerksam zu. Ich konnte ihr Antlitz nicht voll sehen. Ich sah nur ihr dunkles, sanft glänzendes, dichtes Haar, das an Hinterkopfe sorgsam in einen Knoten geschlungen war; ein zweimal um den Kopf gewundenes Sammetband und das Gesicht im Profil. Das Profil war bei ihr in der Tat rein klassisch. Stirn und Nase bildeten eine einzige weiche Linie... Ihre herabfallenden Schultern gaben ihr den Anstrich von Vornehmheit und Sicherheit...

Ich weiß nicht, weswegen ich sie ohne Unterlass anstarrte.

Es zog mich förmlich zu ihr und zwang mich, gleichsam mein ganzes Wesen zu Diensten zu stellen oder auch noch mehr: ihr alles Licht meiner Seele zu schenken, sie mit ihm zu erfüllen... Ich weiß selber nicht, was mich so sehr zu ihr hinzog...

Wenn sie sich doch umkehren wollte... wenn sie sich doch umkehren wollte! dachte ich ein um's anderemal. Hatte ich sie nie vorher gesehen? Ich muss sie gesehen haben, da sie stets in der zweiten Reihe den Platz vor mir hatte... Wenn sie sich doch umkehren wollte.

Sie wandte sich um. Just im demselben Augenblicke wandte sie sich zum erstenmale an diesem Abend um, und sah mir gerade ins Gesicht. – Mit großem, erstauntem, beinahe fragendem Blick... Ich ward verlegen und senkte die Augen.

Sie wandte sich nicht mehr an diesem Abend um.

Nach der Stunde verließ sie schneller den Saal und ich verlor sie aus den Augen.

Den nächsten Tag gegen sechs Uhr nachmittags saßen wir beide schweigend in der Dämmerung.

Im Zimmer war es still. Im Kamin brannte das Feuer laut und der Flammenschein fiel als rötlicher Schatten vor den Kamin und auf die Ottomane, auf welcher jetzt die Künstlerin in ihrer ganzen Länge ausgestreckt lag.

Sie war bis zum äußersten gereizt und aufgereg.

Sie hatte um ein Stipendium eingereicht und mit Bestimmtheit gehofft, solches zu erhalten und wurde – abgewiesen! Anfangs wollte sie es gar nicht glauben. Sie, das Glückskind, hatte nicht erreicht, was sie erstrebt und gewünscht! – Als sie sich jedoch von dem Unabänderlichen überzeugte, weinte sie ihr starkes, leidenschaftliches Weinen bis zur Ermattung, bis sie blass wurde. – Hernach spottete sie darüber und über sich selber und zuletzt verfiel sie in eine gereizte Stimmung und unterbrach von Zeit zu Zeit die Stille mit Fragen an mich oder mit einer Art Monologen.

Ich saß schweigend beim Fenster und blickte auf die Strasse hinaus.

Auch ich war niedergeschlagen.

Ein junger Professor, der auch zu den englischen Konversationsstunden kam, begann sich um die junge Deutsche zu interessieren und nun schien gleichsam zu vergessen, dass er bis nun fast nie mit jemand anderem gesprochen als mit mir, dass wir die besten Freunde waren und dass alle unsere englisch begonnene Konversation regelmäßig in kleinrussischer Sprache endete, weil wir gar so viel einander zu sagen hatten, es uns im Englischen oft an Ausdrücken fehlte – und wir uns demnach stets beeilen mussten, weil die Stunde so entsetzlich schnell verrann!

Deshalb war er nun so undankbar?... Die junge Deutsche beherrschte das Englische nicht so gut wie ich. Freilich lud sie ihn immer, bei jeder Gelegenheit zu sich ein und versprach die verschiedensten Werke aus

der Bibliothek ihres Vaters (Rektors der Universität) zu leihen – und ich, die schon fünfzig Schritte vor ihm blutrot wurde – vermochte dies nun und nimmer! – Was hätte er sich gedacht? Was hätte Hanne dazu gesagt?... O Hanne! Sie hätte nicht gelacht wie über die erste beste Plumpheit meinerseits. Nein! Sie hätte bloß die Lippen gekrümmt und einfach gesagt: «Warthe... du fühlst schon etwelche *Regungen*? Freilich, du bist ja schon über die zwanzig, ergo muss der Kopf rasch unter die Haube gesteckt werden!» Nein, wie gut wir auch sonst in allem übereinstimmten und wie wir uns auch liebten, aber in *dem* gingen wir weit auseinander! Sie hatte viele Verehrer, aber selber hatte sie nie geliebt. Sie vermochte stundenlang von ihnen zu reden, an ihnen bewundernd, was schön und verehrungswürdig war, die Eigenschaften ihrer Wesen geradezu analysierend – aber die Liebe verfiel sich nie an ihr. In Gegenteil. Sie lachte sie manchmal alle wie junge Knaben aus. Und gar wenn sie eine Arbeit begonnen, da durfte man ihr mit solchen Dingen gar nicht vor die Augen kommen...

Ich weiß nicht, ob das die Gesetze der höheren Kunst erfordern oder ob es etwas anderes ist – aber ich kann nicht so sein wie sie. Die geringste Schönheit macht auf mich Eindruck und ich lasse mich von ihr beeinflussen, ohne ihr auch den mindesten Widerstand entgegenzusetzen. Sie ist eine Künstlerin und fordert *weiß Gott was*, aber – auch an sie wird einmal die Reihe kommen.

Und wenn sie kommt... O Hanne... Hanne! Dein Weinen selber wird dich vernichten!

Die Kunst ist ein großer Mann, aber ich möchte sagen – die Liebe ein noch größerer. Der Professor, welcher zu jeder Konversationsstunde kommt...

«Weib!»

Ich fuhr erschrocken zusammen.

«Was gibt es, Hannetschko?»

«Warum schweigst Du so beharrlich?»

«Was... soll ich... sagen? Du fragst... auch um nichts.»

«Ich frage nicht, aber sprechen kannst Du darum immer noch. Du läufst mir zu gierig auf diese englischen Konversationsstunden und kehrst mir zu erregt zurück. Gewiss hast du dich schon dort in irgend jemanden vergafft. Ich errate es an Dir. Schäme dich... just inmitten der Studien... und du zerkriechst vor Gefühl!»

Ich saß wie mit brühheißem Wasser übergossen, wie vernichtet.

Schon wusste sie es!

«Hanne...»

«Vielleicht ist es nicht wahr? Dir möchte es auch ein Blinder ansehen und nicht erst – ich. Aber ich sagte es dir einmal nicht umsonst: *Die Herrschaft auf Erden gehört dir!*»

Dann lachte sie spöttisch auf.

«Ich wollte gern, ich wäre wie du, das heißt, besäße gern solche seelischen Organe, mit denen ich gleich dir meinen Verstand zu verblenden vermöchte. Aber nein! Ich werde ohne das heiraten. Wenn mir noch einmal so etwas wie heute mit dem Stipendium passiert, so bin ich imstande, dem ersten besten wohlhabenden Menschen, der mir in den Weg kommt, die Hand zu reichen, um mich hernach um so inniger der Kunst hinzugeben...»

«Hanne!»

«Was denn?» fragte sie kühl.

«Du sprichst so... und ,ohne Liebe'? Du, eine Künstlerin, brächtest es über dich, ohne Liebe zu heiraten?»

«Eben deshalb, weil ich Künstlerin bin. Eben deshalb, weil ich in meiner Brust außer einem Herzen auch noch eine andere Kraft trage.»

«...O Marthe!» rief sie plötzlich mit ersticker Stimme,

mit den Händen die Haare wild aufwühlend, «du weißt nicht, wie man *das* lieben kann, was Menschen mit dem Namen «Kunst» bezeichnen, welches in uns lebt und wohnt und unsere Seele ausfüllt, das irgendwie in uns wach wird, großwächst, uns beherrscht, uns keine Ruhe lässt und aus uns seine Arbeiter und Statisten macht! Es ist so etwas Mächtiges und Starkes, dass das persönliche Glück davor zusammenschrumpft und nicht imstande ist, im Menschen mit ihm das Gleichgewicht zu erhalten. Mit seinem launenhaften Wesen zerstört es das persönliche Glück just in dem Momente, wo es Treue geschworen. – Diese Welt nun in sich zerstören, um nur allein für einen Menschen und Kinder zu leben?... Dies ist nicht möglich... *Die Liebe ist auch nicht treu...* Mir ist dies nicht möglich... *Demjenigen* ist es nicht möglich, der die wahre Kunst in der Seele trägt!»

«Hanne... und wenn du lieben solltest?»

«So was»...» rief sie gereizt ungeduldig. «So werde ich *lieben*. Ist denn das schon das Schrecklichste auf Erden? Sodann werde ich ein *lebendes* Bild lieben. Das eine, das zweite, das dritte. Wenn sie nur genug schön sind, genug hinreißend und meiner Liebe und meiner würdig, wenn sie nur voll großer überwindender und origineller Motive sind und – *lieben...* lieben – das ist Kleinigkeit! Ich erwarte dies Aufblühen der Seele... vielleicht schaffe ich jener Periode zu Ehren ein großes Gemälde.»

Dann kehrte sie sich zur Wand um und nach einer kurzen Weile hörte ich, dass sie von neuem weinte.

Mich überkam die Angst.

Ich fürchtete immer sehr dergleichen Szenen.

Es gab viele Dinge, die sie schrecklich leicht nahm, kaum dass sie sie mit den Flügeln ihrer launenhaften Seele berührte, wo andere vor ihrer Wichtigkeit zu Boden fielen – aber in der Kunst war sie ernst und tief wie das Meer...

Und es war schwer mit ihr zu irgend einem Schlusse zu gelangen. Sie bekriegte mich stets mit Argumenten, die – wenn sie auch im allgemeinen nicht anerkannt wurden – im Grunde doch richtig waren.

«Womit willst du mich beruhigen?» fragte sie mich mit großem, flammendem, fast drohendem Blick. «Mit Sentimentalitäten?» Mit warmen Phrasen willst du mein Gemüt besänftigen? Legen wir unseren Seelen keine Masken an. Du und ich – wir beide wissen es, das ich im Interesse der Kunst ins Ausland fahren muss!»! Ich muss es, ich muss!»

Nach einigen Augenblicken erhob sie sich lebhaft von der Ottomane und begann im Zimmer auf- und abzugehen, wobei sie sich nervös die Hände rieb, was bei ihr stets ein Zeichen der größten Verzweiflung war. Es sah aus... als müsste sie im nächsten Moment gegen die Wand rennen und sich daselbst den Kopf zerschlagen...

Ich zündete eine große Lampe, die inmitten des Zimmers hing, an und das Licht brach gleichsam die kritische Situation, indem es sich über alle Gegenstände des Zimmers sanft ergoss und nur die Winkel des Zimmers dunkel ließ. Daselbst Seidenfauteuils, hohe unbewegliche Blattpflanzen, große Buketts und weiße Marmorbüsten.

Jemand klopfte.

Sie hielt im Gehen erschrocken inne und wandte zornig den Kopf über die Achseln nach der Türe... wer wagte es, jetzt in diesem Momente, hereinzukommen?

Ich bat einzutreten.

Die Tür öffnete sich und ein Mädchen trat herein.

Schwarz gekleidet, den Kopf über der Mütze mit einem Shawl umhüllt – die Haltung gerade—sie!

«Sofiza Doroschenko...» wandte sie sich ausschließlich an mich.

«Sehr angenehm. Sie waren bereits einmal da?»

Ja, sie war da, traf aber niemanden und ließ durch die Diensthilfe ausrichten, dass sie nochmals kommen würde. Sie bittet um Entschuldigung, dass sie um diese ein wenig unpassende Zeit komme, allein bei Tage sei sie sehr beschäftigt und fürchtete auch, dass, wenn sie zeitlicher käme, sie mich zuhause nicht antreten würde. Und ihr lag daran, dass sie mich antreffe... Ihr gefielen die Zimmer und wenn ich nichts dagegen hätte, dass sie spielte... sie spielte nämlich Klavier... sie bereite sich für das Konservatorium vor... so würde sie in alle von mir gestellten Bedingungen eingehen und gleich morgen oder übermorgen einziehen.

Sie sprach sehr milde und ohne abzuwarten, dass ich sie zum Sitzen auffordere, zog sie mit einer ruhigen, sicheren Bewegung einen Sessel vom Tisch und nahm Platz. Das Licht fiel in blassen Streifen auf ihr Antlitz. Ein mageres Angesicht mit traurigen Augen...

Ich wandte mich nach Hanne. Sah sie Hanne nicht?

Es scheint nicht. Sie sprach, wie wenn sie sie gar nicht sehe oder als meide sie sie absichtlich.

Und die Künstlerin stand beim Kamin, hoch, stolz, kühl, gereizt bis zum Äußersten und ihre großen, vom inneren Kampfe entflammten Augen hingen gierig an dem mageren Gesichte des Mädchens. Nein, sie hingen nicht, sie suchten unheimlich nach einem Etwas, um es gleich im nächsten Momente zu zerstören, um dem eigenen Schmerze damit Erleichterung zu verschaffen, der sich in sie festgesogen. Sie war nicht gut in diesem Momente.

Ich stellte sie dem Mädchen vor. Das Mädchen verneigte sich leicht, während die Künstlerin kaum mit dem Kopfe nickte.

«Ob Sie bei uns wohnen können, wird schon meine Freundin entscheiden», gab ich ihr zur Antwort, indem

ich damit Hanne Gelegenheit hab, ein Wort zu sprechen. Und Hanne fragte, ohne ihre Stellung zu verändern:

«Spielen Sie schön?»

Ich starrte sie erschrocken an und dann flog mein Blick zum Gaste.

Sie lächelte kaum merklich, dann rieb sie sich mit einer ruhigen, beinahe ermüdeten Bewegung Stirne und antwortete:

«Ich weiß nicht. Ich spiele meiner Seele gemäß...»

Hanne blies die Lippen auf und sprach kein Wort mehr.

Ich befand mich in einer peinlichen Lage. Ich empfand den Wunsch, dies Mädchen aufzunehmen, welches – wenngleich mir unbekannt, in mir Sympathie und Vertrauen erweckte. Mit seiner Milde, seiner Sicherheit und zumeist mit seinem Äußeren. Dies war so ruhig und zugleich so unendlich melancholisch! Die Sicherheit ihrer Bewegungen und diese Sicherheit im Ton, sie hatten eine andere Grundlage als «gute Erziehung» oder «Abkunft aus guter Familie».

«Also wie denkst du, Hanna?» fragte ich nochmals die erregte Künstlerin.

Sie zuckte mit den Achseln und führte mich gleichsam mit den Augen auf zwei Knöpfe des Paletots der Fremden, die sich stark von den übrigen unterschieden, indem sie nur schwach an den Fäden hingen; dann auf ihre Handschuhe oder vielmehr deren Fingerspitzen, die das Mädchen gerade im demselben Momente zum Munde führte und nervös zu nagen begann...

Sie tat es unbewusst und es schien dies bei ihr offenbar eine Gewohnheit zu sein.

Mir schlug es wie Feuerflammen ins Gesicht – ich schämte mich, und stummer Zorn bemächtigte sich meiner. Nie empfand ich eine mir von Hanne zugefügte

Unannehmlichkeit so tief als in diesem Momente vor der feinen Fremden, die – wie es ihr Wesen offen sprach – sich mit Vertrauen an mich wandte, hingegen wir beide uns nur vor ihr kompromittierten und geradezu dumm benahmen.

Während eines Moments des peinlichen Schweigens, aus welchem jeder die Antwort wie auch die Stimmung der Künstlerin erraten hätte – erhob sich sie, Doroschenko, von ihrem Platze. Immer wieder ihren Muff mit sanfter Bewegung glättend, wandte sie ihre großen, leuchtenden Augen ängstlich auf die Malerin.

«Sie können sich nicht entschließen mir abzusagen, Fräulein?» fragte sie. Es ist ihnen peinlich, nicht wahr? Es trifft sich mitunter so. Aber Sie sind daran nicht schuld, mein Fräulein!... Ich allein bin die Schuldige, die hierher kam...: Nein, *Sie* sind die Schuldige», verbesserte sie sich, sich an mich wendend...und ein unendlich liebes Lächeln erschien auf ihren Lippen. «Sie erweckten in mir eine Sympathie, von der Sie wahrscheinlich keine Ahnung haben, wenngleich ich Sie nur vom Gehen kenne! Ich sah Sie während der Vorträge der Harmonielehre. Nach einer Wohnung suchend, geriet ich zufällig auch in ihre Gasse. Ich las den im Fenster ausgestellten Zettel, erfuhr, dass Sie daselbst wohnen und war sofort entschlossen, meinen Wohnsitz hier aufzuschlagen. Darum bin ich da. Aber nun sehe ich, dass es nicht möglich ist, dazubleiben. Ich könnte es nie dazu bringen, mit dem Bewusstsein zu spielen, dass irgend jemand von meiner Umgebung durch mein Spiel und damit durch mich – leide – O nein, niemals! Mein «Fach» ist anspruchsvoll und erfordert gleich für sich eine unbegrenzte Freiheit. Und weil ich gewöhnt bin, der Musik unbeengte, rückhaltslose Gefühle zu geben, so würde hier meine Seele von einer ewigen Unruhe und dem Verdacht gequält sein, dass ich anderen

die Nerven verstimme und meine Umgebung schlecht beeinflusse, und das möchte ich nun und nimmer, um keinen Preis. Ich brauche Ruhe und Stille, welche aus Liebe zur Musik kommen muss und Harmonie in den Verhältnissen, vor allem Harmonie! Jetzt bitte ich nun selber um Entschuldigung, dass ich zurücktrete», fügte sie ein wenig schüchtern hinzu, wobei ihr Blick abermals ängstlich die Künstlerin streifte, «aber ich kann wirklich nicht anders. Hier sieht man» – fügte sie sich umschauend hinzu – «es herrscht hier eine feine Schönheit, allein ich muss Liebhaber der Musik suchen...»

Hanne geriet in Bewegung.

Mit einem Blicke auf sie erriet ich mit einemale, dass mit ihr eine Veränderung vorgegangen war und dass ihre gute Natur in ihr die Oberhand gewonnen. Wie wenn sie nie böse gewesen, nie außer sich geraten wäre – so lächelte sie jetzt. Die Brauen erstaunt emporziehend – fragte sie:

«Wer sagt Ihnen, liebes Fräulein, dass wir keine Musikfreunde seien? Gerade *wir* lieben Musik, die Musik wie sie aus der Seele kommt, das nicht ein Anschluss der Dressur und Profanation dessen ist, was mit Talent bezeichnet wird, sondern der einer zart besaiteten Seele, wie Sie soeben schilderten.» Und ihr die Hände voller Innigkeit entgegenstreckend, sprach sie weiter: «Wir bitten Sie aufrichtig, bei uns zu bleiben und Ihre Sympathien auch ein kleinwenig auf *andere* zu übertragen. Sie sind nicht so schlimm als sie mitunter scheinen oder wenn sie zufällig Verdruss haben – ist es nicht so, Marthuscha?»

Ich lächelte beglückt, mit dem Kopfe zustimmend. Ich wäre ihr am liebsten gleich um den Hals gefallen, so lieb und gut war sie in diesem Augenblicke!

«Und was die Harmonie in den Beziehungen zu einander anbelangt, so verstehen wir sie zu schätzen.

Gerade in unserem Leben spielt die Harmonie eine große Rolle und wenn Sie in der Tat bei uns bleiben wollen, so würden wir ein vollendetes Trio bilden!»

«Weib!» wandte sie sich an mich, «bestätige gefälligst, was ich gesagt habe, und mache mir ein bisschen Reklame!»

Und ich, beglückt durch eine solche Wendung ihrer Stimmung, bestätigte freudestrahlend ihre Worte, machte ihr «Reklame» und bat nun auch meinerseits das Mädchen, bei uns zu bleiben.

Sie dankte.

Man sah ihr an, dass sie erfreut war, wenngleich sie es nicht durch Worte verraten hatte. Es schien, dass sie Gefühle nicht in Worte zu kleiden verstand und wir konnten höchstens an den Augen ihre Zufriedenheit merken; diese Augen überflogen uns mit feuchtem Aufleuchten, und dann senkte sie sie rasch, wie wenn sie sich ihrer Aufregung schämte, die die Künstlerin durch ihr herzliches Auftreten hervorgerufen hatte.

Ich bat sie bei uns zum Tee zu bleiben; allein sie dankte, indem sie vorgab, viel Arbeit zu haben, wenn sie übermorgen einziehen sollte. Bei diesen Worten griff sie in die Tasche, holte ihr Portemonnaie und zahlte uns für drei Monate im vorhinein. Dann blieb sie noch eine Weile sitzen und hernach verabschiedete sie sich und ging.

Den dritten Tag zog sie ein.

Die Künstlerin verfolgte mit Neugierde, mit beinahe verzehrenden Augen jedes Stück ihrer Sachen, die man ins Zimmer hereintrug, wie wenn sie aus ihnen den Charakter des Mädchens erraten und das Milieu kennen lernen wollten, das aus allem atmete; und ob es dafür stand, sich nicht mit ihr «auf den Mund zu küssen».

Aber sie hatte nicht viele Sachen.

Das schönste, was sie besaß, das war ihr Klavier.

Schwarz, von einem kostbaren Holz, mit weißer Perlmutterverzierung und leuchtend wie ein Spiegel.

Als man es hereintrug, kam sie selbst mit den Leuten mit. Sie bestimmte selber den Platz, wo es stehen sollte und legte mit eigener Hand die Glaskugeln, auf denen es zu stehen hatte.

Als alles in Ordnung war und wir abends alle drei beim Tische saßen, worauf der Samowar siedete – blickte sie alle Augenblicke befriedigt hinüber nach dem Zimmer, darinnen ihr geliebtes Instrument stand und es schien, als lächelten sie einander zu, weil sie es so gut unterbracht hatte.

«Hier sind die Zimmer hoch und es wird wunderbar klingen» versicherte sie uns ein- ums anderemal. – «Es hat einen wunderbaren Resonanzboden, aber es braucht Raum und *dann* soll man es hören! Ich kenne es. O... hier werde ich aufleben!»

Das Zimmer, worinnen es stand, war unbeleuchtet und seine Tür stand heute weit offen...

Stand weit offen und daraus atmete ein in Dunkel gehülltes, mit seinem Charakter mir völlig unbekanntes Etwas. Ihre Augen wandten sich dahin, wie von einer geheimen Kraft angezogen, seltsam aufstrahlend, wie wenn sich ihre Seele einem kräftigeren, von ihr heiß geliebten, sie ganz überwindenden Elemente widerstandslos ergäbe.

Hernach spielte sie uns vor.

Sie öffnete den Flügel ganz, damit der Resonanzboden in der künstlerischen Atmosphäre ganz und voll aufatmen könne und spielte. – Nicht Kompositionen verschiedener Musiker, sondern *ein Stück* allein während des Abends.

Mir kommt das so vor, wie wenn ein Mensch auf einmal mehrere Autoren läse, und indem er mehrere läse, sich darum in keinen recht zu vertiefen vermöchte. Den

Kompositeur abspielend, muss man zugleich sein Wesen zu erraten trachten, um das Motiv der Komposition selbst zu verstehen. Anderenfalls wird das Spiel charakterlos. Einmal – weil es ohne die Seele des Kompositors ist, und zweitens, weil es ohne die Seele des Spielers ist, welcher zwischen sich und der Komposition keine verbindenden Seiten findet und im «Finsteren» spielt. Das, was im gewöhnlichen Sinne des Wortes ein schönes Spiel genannt wird, ist bloß eine Harmonie der Töne, gehoben durch reine Technik.

Sie spielte die Chopinsche Etüde (oder Nocturne), op. 25.

Ein paar Mal nacheinander.

Und darin, was sie gesprochen, schien Wahrheit zu liegen.

Ich hörte öfters diese Nocturne, hörte und vergaß sie von neuem, allein als sie dieselbe spielte und ein paar Mal nacheinander, erhielt ich gleichsam ein anderes Gehör.

Die Seele war fähig, die Musik zu verstehen.

Unsere Zimmer begannen sich zu verwandeln.

Es kamen in sie geschwommen, sanft in eintönigen Wogen, eines nach dem anderen – eines nach dem anderen, Töne. Immer Töne und Töne, lauter und leiser, wogend, hoch aufschwellend, tief herabsenkend, mit sich einen weiten Raum ausfüllend.

Sich wiederholend, verwandelten sie sich unmerklich in Schönheit.

Und sie riss hin. Nicht mit lauter überwindender Kraft, sondern mit Zartheit und Milde. Überwand, mit klingenden Farben heranlockend, und das Gefühl ergab sich ihr, ging auf in ihr ohne Weh...

Die Künstlerin saß ihr gegenüber, angelehnt an die Sesselchen.

Die stets beweglichen, nie ruhenden Hände lagen diesmal bewegungslos im Schoße, und das Gesicht war erblasst. Vom tiefen Einfluss der Musik war es erblasst. Sie starrte die Spielende derart an, dass man hätte sagen können, sie beleuchte sie mit ihren Augen. Zum erstenmal sah ich es, wie sie von einer anderen Kraft beeinflusst wurde als von ihrer eigenen, und wie sie sich ihr ergab.

Und die Spielende saß wie eine Statue uns zugewandt mit ihrem klassischen Profil fast regungslos und nur ihre Hände flogen über den Tasten gleich weißen Blättern...

Als sie das Spiel beendet, überschüttete sie Hanne mit begeistertem Lobe.

«Sie sind eine geborene Künstlerin», redete sie ein-ums anderemal, ihre Hand herzlich drückend, «und ich bin sehr glücklich, dass wir Sie in unserer Mitte haben».

Sie lächelte, erwiderte aber nichts. Vielleicht war sie an dergleichen Redensarten gewöhnt. Ich konnte mich aber nicht einmal zu *solchen* Reden aufschwingen! Ich fühle mich so klein und unbedeutend vor ihr, dass ich kaum Worte für meine Unbedeutendheit fand. Nun was wahr ist, die Liebe ist ein großer Mann, aber auch die Kunst ist kein geringerer!

Und sie selber ging so still und bescheiden umher, wehrte alle ihr zugewendete Aufmerksamkeit so offenbar von sich weg, wie wenn sich eine Last auf sie damit sänke...

Sie war sehr lieb im Benehmen, leicht, kaum fühlbar, aber schweigsam und sehr ernst.

Das Lächeln, welches auf ihren Lippen nur sehr selten erschien, war gleichsam für immer mit Trauer gestempelt.

Auf die Frage Hannens über ihre Eltern – erzählte sie, dass ihr Vater Direktor einer großen Bank gewesen, und nachdem er sein Vermögen verloren, eines plötzlichen Todes gestorben sei. Ihre Mutter lebe bei seinem Bruder, einem Hagestolze, gefesselt durch ein schweres Leiden seit Jahren an den Sessel. – Sie, Sofiza, fürchtete sehr, dass der Onkel heirate, womit er von Zeit zu Zeit drohte, denn dann könnte sie nicht ins Konservatorium, was für sie von derselben Bedeutung wäre wie der Tod. – Er erhalte ihre Mutter, und wengleich sie, Sofiza, im Wien auf ihren Lebensunterhalt auch arbeiten würde, so wie jetzt (sie erteilte Lektionen in der Musik), so müsste sie doch auch seine Hilfe in Anspruch nehmen, denn die meiste Zeit würde sie der Musik widmen.

Mehr erfuhren wir von ihr nicht.

«Ich kann noch diesen deinen typus antique nicht charakterisieren», sagte mir Hanne als wir eine oder zwei Wochen später allein zu Hause blieben. «Aus ihren Passionen entnehme ich eine Natur feinen Stiles, die sich um Kunst und Schönheit im vollen Sinne des Wortes interessiert. Andererseits aber ist sie für mich ein Rätsel, sie ist gegen alles gleichgültig wie ein Stück Holz. Zum Beispiel... was ist das für ein Typus? Merkst du auf ihre Wäsche? Sie ist fein und schön wie bei einer Komtesse und ihr Bettzeug noch schöner. Sie schläft wie ein Zarenkind. Wenn sie sich wäscht, vergisst sie nie zum Wasser ein paar Tropfen vom feinsten Parfüm zu gießen – dafür

aber ihre äußere Kleidung, dass sich Gott erbarme! Ein wahrer «Pöbel!» – Ich bin nur neugierig, wie lange noch die zwei Knöpfe an ihrem Paletot herumbaumeln werden, und wann sie die Anstoßschnur an ihrem Rocke annähen wird, die sie in der Eile mit einer Stecknadel angesteckt und wann sie auch ihre Handschuhe zunähen wird?»

«Sie hat sie zernagt, Hanne...»

«Sie nagt auch an den Nägeln.»

«Ich konstatiere, dass sie nervös ist. Nur die Nervösen haben eine Vorliebe für derlei Zerstreungen, wenn ihre Seele von Gefühlen überfüllt ist. Aber sie scheint ihr Gefühl in tüchtiges Geschirr gezwängt zu haben – sie ist immer ruhig, wie Marmor. Aus dem Schnitte ihrer Lippen schließe ich, dass sie nicht leidenschaftlich, aus den breiten Schläfen, dass sie treu ist und aus den Augenbrauen, die zwischen den Augen ineinander fallen — dass sie Geheimnisse zu wahren versteht.»

«Schau, schau, was für ein Lavater in dir steckt!» lachte ich sie aus.

«Vielleicht nicht? Rate ich etwa schlecht? Lasse mich nur dir einmal deine Eigenschaften aufzählen; und zwar aus deinen Lippen ist zu ersehen, dass du dich mit jedem Bürschlein, wenn es nur recht hübsch und vom Standpunkt alter Tanten und Väter aus «Änständig» wäre – küssen würdest; weiter, dass du gesprächig bist wie eine Elster. Aus deinen lustigen Augen schließe ich, dass du bereit bist, jeden Moment die ganze Welt zu umarmen, mit jedem gleich ohne Gedenken «Du auf Du» wärest, und deine Hände habe ich in dem Verdacht, dass sie im Notfalle auch Holz zerspalten würden.»

Ich brach in Lachen aus.

«O, was meine Hände angelangt, so sprichst du wahr!» rief ich.

«Und die ganze Welt würdest du nicht umarmen?»

«Wenn auch! Gut, dass ich in mir so viel Wärme habe, dass ich sie auch mit anderen teilen kann. Dazu gab Gott ein Herz...»

«O das versteht sich ja! Man muss schnell das Köpfchen unter die Haube stecken. Ich sage es ja. *Die Herrschaft auf Erden gehört trotz allem dir!*»

Damit beendete sie alle ihre Kritik über mich.

Nach einer Weile, während welcher sie fleißig malte – begann sie von neuem:

«Sofie muss eine unglückliche Liebe haben. Eine unglückliche Liebe ändert die menschliche Seele mitunter bis auf den Grund.»

«Du rückst gleich mit solchen deinen Vermutungen aus!» protestierte ich – «Wenngleich ich von dieser Vermutung schon zu meinem Herzen gesprochen habe.»

«Was spielt im menschlichen Leben eine größere Rolle als die Liebe?» fuhr Hanne weiter fort. «Auf ihrem Grunde entwickelt sich allerlei Tugend und Untugend, allerlei «Kraft»; und wenn sie empfindsam ist, was sie mir eben zu sein scheint, und dazu treu von Natur – so ist die Metamorphose fertig. O, ich habe ein scharfes Auge, und ich hab' es gleich weg, wer sich auf Unglück versteht.»

«Sie gibt selber zu, Hanne, – nervös zu sein; sie meint – seit dem Tode des Vaters sei sie so geworden. Sie war allein bei ihm als er den Herzschlag bekam und er verschied in ihren Armen. Das ist furchtbar, Hanne. Das hatte sie aufs Krankenlager geworfen. Die Ärzte verboten ihr sogar sich auf längere Zeit hindurch mit Musik zu befassen, aber wie sie sagte – was war ihr das Leben ohne Musik? Deshalb hielt sie sich nicht an ihr Verbot und spielte und spielt bis heute nach Herzenslust. Sie sagte: Ich weiß es auch ohne sie, dass ich das Nervensystem und das Leiden vom Vater geerbt habe, aber was liegt mir dran, einen Tag mehr oder einen Tag weniger zu leben? Ich fürchte den Tod nicht.

Mit ihm wird alle Musik meiner Nerven verstummen und auch *das*, was ihren Klang getrübt.

«Siehst du, Martuscha», rief die Künstlerin, die Hand mit dem Pinsel mit triumphierender Bewegung emporhebend. «Dahinter steckt etwas und ich werde es noch heraus bekommen. Ich bin furchtbar neugierig. Welcher Art Vorfall erstickte, oder wie sagte sie – *«trübte»* die Musik ihrer Nerven?»

Ich zuckte die Achseln.

«Aber sie spielt doch wunderbar.»

Und in der Tat – sie spielte wunderbar.

Sie beherrschte uns vollständig.

Die Künstlerin verliebte sich in sie wie ein Mann, und erdrückte sie fast mit ihrem heftigen, für Sofijas Wesen zu laut bekundeten Gefühl!

Und ich betete sie stumm an.

Hanne entdeckte jeden Tag eine neue Schönheit in ihrem Wesen, und mit ihrem Äußeren befasste sie sich wie eine Mutter mit ihrem Kind. Sie kämmte selber ihr langes glänzendes Haar und ordnete es ihrem eigenen Stil *«antique»*, ersann für ihr klassisches Profil eigene Krägen und sonstige Kleidungsstücke – und ich liebte sie *«ohne Motive»*. – Nein, sie beide — liebte ich...

Keine von den beiden verlangte diese Liebe von mir als etwas Höheres, Heiligeres im Leben – aber ich selber gab sie ihnen. Und indem ich sie gab – ward ich dadurch selber beglückt. Keine verlangte irgendwelche Art Arbeit von mir für sich, welche zu dem uns festgestellten Programm nicht gehörte – oder welcherlei Art Dienstleistungen zu ihrer persönlichen Bequemlichkeit – aber ich selber legte sie ihnen zu Füßen. Der einen und der anderen. Die erste empfing sie fast ohne es zu bemerken und die andere neigte sich hierfür nach mir dankbar wie die Blume nach der Sonne.

«Hanne nennt dich mit Recht Weib», sprach einmal Sofia zu mir als ich ihr wieder einmal einen kleinen Liebesdienst erwies. «Du bist schon eine geborene Frau und Mutter, während uns beiden, d. h. Hanne und mir, dies erst die Liebe schaffen müsste, und würde dies irgend eine weitere Entwicklung unserer Wesen bilden. Du bist ein noch vom modernen Geiste unberührter, unverletzter Typus des ursprünglichen Weibes, welches uns Kain's Ada vor die Seele bringt oder andere Frauen aus der Bibel, voll Liebe und Demut. Aber nicht der durch *Erziehung großgezogenen Demut und Liebe*, sondern die Demut und Liebe aus erster Hand von Natur aus! Du würdest auch ohne Kenntnisse, fast ohne «Erziehung» dieselbe sein, wie du es jetzt bist. Würdest dich aufopfern infolge inneren Dranges zur Güte, ohne Besinnen und ohne Ansprüche auf irgendwelchen Dank! Du bist der Typus jener tausender, alltäglicher, rastlos arbeitender Ameisen, welche ohne Belohnung zugrunde gehen, und nur dazu leben, um durch ihre Liebe die Ordnung in der Welt aufrecht zu erhalten...»

Ich schämte mich ihrer schönen Worte, und verhüllte mein Antlitz mit den Händen. Ich fühlte, dass ich durch irgend etwas tiefer, weit tiefer unter ihr stand; dass ich ihr gegenüber nur irgend eine gewöhnliche Arbeiterin war... Und sie... als fühlte sie gleichsam dies mein Bewusstsein heraus, wollte mich zu sich erheben und sagte:

«Aus dir wird einmal eine prachtvolle Mutter werden, Martuscha!»

«Aus dir nicht minder», versicherte ich sie, ihre wunderschönen, weißen Hände küssend.

Sie zog die Stirne finster, und um ihre Lippen erzitterte es.

«Aus mir – nicht!» schnitt sie düster ab, wie wenn ich sie verletzt hätte.

«O, gewiss würdest du! – soviel Schönheit und Freiheit...»

Ich würde alle mit meiner Liebe zugrunde richten, den Mann und die Kinder», erwiderte sie mit bebender Stimme, den Blick rasch nach unten senkend. «Ich bin nicht eine von denen, die mit Maß lieben!» Und mit einem flüchtigen, bitteren Lächeln lenkte sie das Gespräch auf Hanne.

«Sie ist eine Künstlerin. Unruhig, veränderlich wie das Meer, aber auch so schön wie das Meer. Wer doch die Kraft besäße, sie für immer an sich zu fesseln!»

«Auch an sie wird die Reihe kommen!» warf ich ein.

«Es wird niemals die Reihe an sie kommen. Sie ist vom Grund aus Künstlerin; wengleich ihre Werke vielleicht niemals einen europäischen Ruhm erreichen werden. Dagegen gibt es kein Mittel. Weder der Mann noch die Kinder werden sie davon heilen. Dazu ist sie schön. Sie ist die Schönheit selber und es wäre schade, diese künstlerisch zugeschnittene Seele in das Format durchschnittlicher Frauenseelen einzuzwängen. Sie sollte sich voll ausleben...so wie sie ist.» Aber sie schloss sich nicht so an sie an, wie an mich.

Sie sprachen oft ganze Abende über die verschiedenen Themen, stimmten in den wichtigsten Punkten der Lebenserscheinungen, wie auch sonst in vielen Anschauungen über allerlei überein – allein die Art selber, wie die Künstlerin *fühlte* – schien es – verlegte diese ungewöhnlich fein organisierte Natur.

Manchmal, in einzelnen Momenten zog sie sich von ihr zurück... wie zurückgestoßen von der Ahnung irgend eines Schmerzes, der ihr von dieser starken, übervollen Natur zukommen sollte... Allein die Künstlerin merkte dies nicht einmal. Sie liebte sie leidenschaftlich und versicherte, dass sie ein direkt vom Himmel gestarteter

Engel sei, just ein für sie herab gestarteter Engel, den sie mit ihrem Talente verewigen soll! – Und mir redete sie unausgesetzt, dass sie mit ihrer Wärme diesen typus antique aus seinem klassischen Gleichgewichte bringen wolle.

Bei Hanne versammelten sich an manchen Tagen einige Mädchen, denen sie Unterricht im Zeichnen erteilte. Gegen das Ende der Stunde zu wurden sie gesprächiger und legten öfters ihre Gedanken und Gefühle allzu offen an den Tag. – Alsdann begann die «Musik» – so nannten wir sie – ihre Hände aufmerksam zu betrachten, wie wenn sie an ihnen ein Fleckchen entdeckte, – erhob sich – und als erblicke sie eine schadhafte Stelle an ihrem Rocke, die ausgebessert werden müsse, verließ sie langsam das laute Zimmer.

Die Mädchen waren darüber froh. Sie behinderte sie durch ihre Anwesenheit. Erstens – weil sie von uns allen die Älteste war, und zweitens... in ihr war etwas, was Feinheit im Denken und Benehmen gegen sie erforderte, und dies beeinträchtigte ihre Ungezwungenheit.

Die häuslichen Arbeiten leiteten wir gewissenhaft unter uns. Jede von uns hatte ihre Woche. Wenn die Reihe an sie kam, den Tee und dem Ähnliches herzurichten, freuten wir uns ordentlich darauf. Die Künstlerin pflegte sich gemütlich auf ihrer Ottomane zu strecken und ich geriet in die allerbeste Stimmung.

Sie nahm die Sache sehr ernst. «Man muss auch in solchen Dingen die schönen Seiten herausfinden, dann werden sie einem nie zur Last!» Des Abends die Jalousien herunterfallend, verstopfte sie auch die kleinsten Lücken und Spuren, damit niemand hineinsehe, wie wohl sie

überzeugt war, dass niemand zu uns hereinsehen konnte, denn unsere Fenster lagen hoch und die Jalousien waren neu und dicht. Dann stellte sie schon ruhig den Samowar auf und begann zu «wirtschaften». Es schien – wenn sie sicher war, dass niemand Fremder sie sehen würde – als belebte und erwärmte sie sich. Als verwandelte sie sich in ein anderes Wesen, warm und zugänglich, unvergleichlich im Ersinnen der verschiedenartigsten Einfälle, das häusliche Leben zu verschönern und befanglich zu gestalten. Allein wenn gerade damals jemand unerwartet ins Zimmer trat, zog sie sich in sich «selber» zurück, und sich in den dunkelsten Winkel verkriechend, saß sie dort unbeweglich, schweigend die ganze Zeit.

Eines Tages übersiedelte das vis-a-vis unserer Wohnung – weg – und es zog – ein junger Techniker mit seiner Frau ein. Aus den Möbeln, die hereingebracht wurden, war zu ersehen, dass es wohlhabende Leute waren. Als sie von der neuen Nachbarschaft erfuhr, veränderte sie sich schrecklich. Ein unbeschreiblicher Hass malte sich in ihren für gewöhnlich ruhigen Zügen und die Augen entbrannten in einem bösen Feuer..

Instinktmäßig fühlte ich, dass die Ursache in den Unbekannten lag – hatte aber keinen Mut zu fragen oder sonst was zu sagen, und sie selber sprach kein Wort. Sie wandte sich vom Feuer ab und trat ans Klavier heran.

Dann begann sie zu spielen.

Sie begann leicht, von oben hin, mit wenigen Klängen einen Walzer.

Der erste Teil war heiter, graziös und elegant.

Der zweite veränderte sich.

Es begann ein Herumsuchen in den Klängen, eine Unruhe – eine verzweifelnde Unruhe! Sie hielt sich immer wieder in den Satztonen auf, bei den höheren und den tieferen, dann aber verließ sie sie und übergang

in rasenden Läufen zu den hohen Tönen. Von hier aus rannte sie von neuem in wahnwitziger Eile mit einzelnen Akkorden voll Weinens zu den Bässen, und wieder kam das Herumwühlen und Suchen voll Verzweiflung und Unruhe, immer von neuem, Ton an Ton, dicht bei einander voll Drängens und Angst und dann abermals die rasenden Läufe...

Die heitere Harmonie verlor sich. Es blieb nur ein fast wahnwitziges Weh zurück, an den Gefühlen erbarmungslos zerrend, hie und da unterbrochen von einzelnen heiteren Klängen gleich flüchtigem Lachen...

Sie spielte mehr als eine Stunde, dann brach sie inmitten einer Tonleiter, die zu den höheren Tönen raste, mit einem Akkorde unsäglicher Trauer jäh ab.

Der Mond leuchtete und beleuchtete die ganze Wand, und den Platz, wo sie saß...

Als sie zu spielen beendete, legte sie auf eine Weile die Arme am Notenpulte übereinander und ließ den Kopf darauf sinken.

Totenstille.

Und dennoch fühlte ich, dass sich in ihrer Seele der ganze Walzer abspielte, so wie sie ihn soeben beendet und dass sie einen Eindruck nicht loswerden konnte. Diese schmerzlichen Läufe und Tonleiter und das unruhvolle Herumwühlen in den Basstönen.

Ich fürchtete die Stille zu unterbrechen.

Und es war dies auch keine gewöhnliche Stille. Es war eine Stille voller Spannung und erstickten Leides... es begann aus ihr etwas zu wachsen und Formen von verhängnisvollen Schatten anzunehmen.

Plötzlich erhob sie den Kopf und begann von neuem dasselbe zu spielen.

Ein leichter, graziöser Anfang, und dann der zweite Teil.

Sie spielte beinahe verbissen, als kämpfte sie mit irgend etwas aus all' ihrer Kraft, brach dann abermals in der Mitte mit jähem Akkorde des Schmerzes ab...

Sie presste die auseinander gespreizten Finger an die Schläfen und atmete auf. Jetzt unterbrach ich selber das Schweigen.

«Das war ein Walzer, Sofija?» fragte ich zögernd.

«Ein Valse.»

«Er ist schön...»

«So? ... Das ist Valse mélancolique.»

«Wessen Komposition?»

«Die meinige.»

«Hast du ihn in Noten?»

«Nein. In der Seele...»

Und verstummte.

Ich wollte noch fragen, nach welchem Motive sie ihn komponiert hatte, aber ich fand nicht den Mut dazu. Der Ton, in dem sie sagte: «Nein, in der Seele» verbot sich von vornherein alle weiteren Fragen. Wenn sie schwieg, redete ihre Seele schweigend weiter. – Jede Bewegung, jeder Blick und jedes Lächeln bekamen bei ihr gleich einen Sinn und wurden eine Fortsetzung des inneren Lebens, weil sie mit ihnen nicht überflüssig und über Maß verfügte. Es schien – eine ungewöhnliche Kraft war hereingezwängt in die klassische Form einer unerschütterlichen Ruhe und deshalb mahnte sie an den klassischen Typus voll von vollendeter Schönheit in Form und Bewegungen, während sie im Denken durchwegs modern war.

Eines Tages fühlte ich mich sehr unglücklich.

Die englischen Konversationsstunden wurden für mich immer unerträglicher. Der junge Professor besuchte die junge Deutsche auch zu Hause, und wenngleich ich ihm in seinem Betragen gegen mich keine Falschheit vorwerfen konnte, machte mich schon der Umstand allein, dass er sie *besuchte* – sehr unglücklich.

Mir verging die Lust in diesen Stunden zu sprechen und meine ganze Konversation bestand nur in kurzen trockenen Antworten, wenn sich jemand von den Anwesenden mit Fragen an mich wandte. Das Leben war unerträglich, denn ich fühlte deutlich, dass ich ihn liebte...

Hanne war vom Hause abwesend, ich warf mich aufs Sofa und das Gesicht in den Polster gepresst, weinte ich.

Ich weiß nicht, wie lange ich weinte, aber plötzlich fühlte ich, wie mich jemand kräftig an den Schultern rüttelte und dann vernahm ich über mir die Stimme Sofijas.

«Weib!»

Ich erhob mich.

Sie stand vor mir, hoch und ruhig und sah mich mit ihren großen traurigen Augen an...

«Weshalb weinst du?»

Ich erzählte ihr meine ganze Geschichte.

Sie hob die Brauen in die Höhe und sprach: «Deshalb also weinst du?»

«Genügt das nicht, um vor Schmerz zu sterben?» gab ich zur Antwort.

Sie zuckte mit den Achseln, wie wenn sie sagen wollte: «Nun, für dich genügt auch das!» und antwortete nichts. Als ich mich zwang, die Tränen zurückzuhalten und es mir nicht gleich gelang, begann sie: «Den Stolz, den uns die Natur in die Seele legt – solltest du mehr pflegen. Dies ist die einzige Waffe des Weibes, mit der es sich

tatsächlich auf der Oberfläche des Lebens erhalten kann. Du wirst dereinst Mutter werden...»

«Was bedeutet der Stolz im Vergleiche zur Liebe?» fragte ich.

Da verbarg sie das Antlitz mit einer leidenschaftlichen Bewegung in die Hände und stöhnte beinahe auf: «Überall dasselbe! Überall dasselbe!» Und sich erhebend, fügte sie hinzu: «Und was bedeutet die Selbsterniedrigung vor einer unwürdigen Person? Du hörst es?» Und ihre Blicke flammten hasserfüllt auf, so wie damals, als sie von der Übersiedlung des jungen Technikers in unsere Nachbarschaft erfuhr. Ich fühlte einen tiefen Schmerz in ihrer Stimme und das Antlitz in ihrem Schoß bergend, fragte ich ganz leise:

«Hast du geliebt, «Musik»?»

«Ich habe geliebt...»

Stille.

«Du hast *geliebt*, Musik!»

«Ich *habe geliebt*...»

«Sehr?»

«Es gibt eine Art von Frauenliebe», erwiderte sie mit bebender Stimme, als fürchtete sie zu sprechen, «welche der Mann nie verstehen wird. Solch' eine Liebe, die mich voll zu entwickeln hatte... nein, die mich zur Vollendung aufblühen zu lassen hatte – schenkte ich ihm. Nicht von heute zum morgen, sondern für immer. Jedwede seiner Bewegungen war mir ein Bedürfnis, sein Anblick war mir ein Bedürfnis, seine Stimme war für meine Seele ein Bedürfnis, seine Fehler und gute Seiten...Er war mir ein Bedürfnis, auf dass ich vollendet werden sollte und damit vieles, was noch in mir schlief, erwachsen sollte. Er hatte meine Sonne zu werden gehabt, in deren Lichte und Wärme ich mich voll zu entwickeln hatte. Ich hatte noch anders zu werden gehabt; weiß schon nicht mehr wie...

Zu diesem Aufblühen meiner Seele brauchte ich nur noch ein paar Worte seiner Liebe. – Wir hatten niemals miteinander von Liebe gesprochen. Sie existierte zwischen uns als stumme Musik... so wie die Blume mitunter nur einen leisen Windhauch zum vollen Aufblühen braucht ohne Rücksicht darauf, was hernach geschehen werde – aber er sprach sie nicht aus. Er hatte sie in der Seele, er trug sie in den Augen, sprach sie aber nicht aus... Und ich forschte nach der Ursache seines Schweigens, welches mich tötete; suchte... nein, ich suche sie noch *jetzt* und kann sie nicht entdecken! – Ich schüttete ihm alle Lilien meiner Seele vor die Füße, und er hatte sie nicht erkannt! Er dachte, es seien solche Blumen, die welken und dann im Wasser von neuem aufblühen. Aber nur die Lilien allein blühen im Wasser nicht mehr von neuem auf. Er hatte mich nicht verstanden. Den Charakter meiner Liebe hatte er nicht verstanden.

«Da Gott nicht überall sein konnte, so schuf er die Mütter», lautet ein arabisches Sprichwort. Die Mütter konnten nicht überall sein und schufen Töchter und Söhne. Die Söhne für die Töchter und die Töchter für die Söhne. Er war der Sohn, für den mich meine Mutter geboren hatte! Aber während ich meine Seele vor ihm auseinanderlegte, dachte er...»

«Nein, nein...» rief sie plötzlich, das Antlitz mit den Händen verhüllend, «ich werde es weiter nicht aussprechen!»

«Eines Tages», fuhr sie weiter nach einem Momente schweren Aufatmens fort, «schiedен wir beide auseinander... so... als wie von heute zum «morgen», und ich mit einem Lächeln auf den Lippen und der Sonne in der Seele, denn wir sollten uns wieder sehen. Und sahen uns nicht mehr.»

«Er reiste fort oder, besser gesagt, er entfloh.»

«Bist Du, Martha, niemals in einer großen Stadt von der Seite deiner Mutter verloren gegangen? Ich bin einmal als siebenjähriges Kind verloren gegangen – und eine solche Verzweiflung, solchen Schmerz und Schrecken fühlte ich zum zweitenmale wieder erst damals als ich mich plötzlich ohne sie sah! – Ich wusste nicht, was mit ihm geschehen sei, denn er kam nie in unser Haus. Ich suchte ihn dort, wo ich gewöhnt war, ihn zu sehen. Und dann auch dort, wo ich ihn nicht sah. Ich suchte ihn mit Verzweiflung in der Brust, rannte in den Straßen unter den Menschen umher und dass ich nur nicht jeden anhielt und fragte: «Habt Ihr ihn nicht gesehen? Er war, und ist nicht mehr da. War, und ist nicht mehr!»

Aber niemand hatte ihn gesehen.

Seit dieser Zeit hörte ich auf, vom Herzen zu lachen.

Später erfuhr ich, dass er in seiner Stellung versetzt wurde und wegreste. Er nahm keinen Abschied von mir, weil – wie er sagte, er nicht den Mut hatte, mir das Herz zu brechen. *Ich war nur zum Lieben, sagte er, und gehörte nicht zu denen, die man zu Gattinnen macht...* Dass du es weißt, Martha», – fuhr sie mit beruhigterer Stimme fort – «dies ist kein Märchen, es ist Wahrheit. *Und er hatte mich geliebt...*» Er hatte später die Tochter eines Bierbrauers geheiratet und wohnt jetzt ... *da...*»

Aber er ist schon nicht mehr derselbe von früher; mit freiem Gemüte und einem ebensolchen Geiste. Sie hatte ihn derart beherrscht und umzuändern verstanden, dass er den ursprünglichen Charakter seines Wesens verloren hat. Er ward zur objektiven Maschine und alle Buntheit, aller Klang seines Wesens, alle Elastizität seiner Seele schwanden. Gleichsam ohne Charakter ist er geblieben»

«Und du trafst nicht mehr mit ihm zusammen?» fragte ich.

«Nein. Nur dreimal bin ich ihm begegnet. An mir

vorbeigehend, sah er mich derart an, als wollte er mich für immer an sich fesseln, für immer! Mit einem Blicke, Martha, der mir die Füße küsste.» – Dann lachte sie leise auf, dass mich ein Schauer durchfuhr. – «Er bedauert seinen Schritt und trauert um mich, Martha», fügte sie mit gesenkter Stimme hinzu. – «Bedauert und sagt, dass ihn das Gefühl verfolgte, wie wenn er mein Weinen hörte, ein leises ersticktes Weinen, welches den ganzen Körper schüttelt, weil es heimlich ist... Aber ich weine nicht mehr. Habe überhaupt nicht geweint. Es tut mir nicht leid um ihn. Er lehrte mich den Hass und tauchte mein ganzes Wesen vom Scheitel bis zur Sohle in Demütigung. Er war es, der mich dies hässliche Gefühl zuerst fühlen ließ. Von Zeit zu Zeit fühle ich diesen schmutzigen Fleck auf meiner Seele und werde ihn wahrscheinlich nie wegwischen. Ich schenkte ihm meine Seele, breitete sie vor ihm wie einen Fächer auseinander und er... der Bäuerling!» – Mit unsäglicher Verachtung sprach sie dies Wort aus. – Es schien, – wenn er dies Wort und den Ton, mit dem sie dies Wort aussprach, vernommen hätte, – er hätte sie ermordet.

Und mehr liebte ich niemanden in meinem Leben. Aber es ist gut», – fügte sie mit einem voll aufleuchtenden Blicke nach dem Zimmer hin, darinnen sich ihr geliebtes Instrument befand, – «denn ich kann die ganze Seele dem «Resonanzboden» zuwenden. Und ich wende sie ihm auch zu! Wenn ich mich zu ihm setze, finde ich das Gleichgewicht der Seele wieder, kehrt nur mein Stolz zurück; ein Gefühl, welches ich sehr, sehr schätze. Darum spiele ich auch in Tönen, wie er sie von niemandem vernehmen kann, und werde ihm bis zum letzten Atemzuge spielen. Ich weiß es. Und er wird mir treu bleiben. Er ist kein «Bäuerling». Nicht aus dem Holz geschnitten, das auf der breiten Heerstraße wächst,

sondern aus einem, welches allein auf stolzen Höhen prangt. Ich bin *sein* Musikant.»

Sie stand auf und breitete die Arme weit aus, wie wenn sie jemand an die Brust ziehen wollte, und ihre Augen, ihre großen traurigen Augen, leuchteten im seltsamen Glanz auf. Dann ließ sie die Arme sinken.

«Warte» – sprach sie — «wie ich ihm spielen werde, wenn ich erst das Konservatorium hinter mir habe und wie er mir antworten wird! Unsere Musik wird allen den Atem benehmen. Jetzt bin ich noch ein simpler Musikant, treffe es noch nicht gut – aber *dann...* dann werden wir beide voll aufleben.»

In ihrer Stimme zitterte eine verhaltene Freude und gleichsam ermattet von einer heftigen Erregung lehnte sie sich an den Diwan, ihr feines, klassisches Profil mir voll zuwendend.

Sie sah sehr schön und sehr feierlich in diesem Momente aus und doch gerade in dem Momente als mein Blick auf ihr ruhte, wo sie zum erstenmale seit unserer Bekanntschaft so aufrichtig erschien, – durchdrungen von einer Art heimlichem Glücksgefühl – ergriff mich ein unsägliches Leid um sie. Ich fühlte deutlich Schmerz um sie. Dann flog mein Blick wie von einer unsichtbaren Kraft hingezogen zu ihrem Instrument, dieser ihrer Welt... Ich ließ abermals den Kopf in ihren Schoß sinken und die Lippen an ihre Hände pressend, bat ich sie mit leiser Stimme mir nochmals den *Valse mélancolique* zu spielen. Ich wollte ihn hören.

Sie ging und spielte.

Ich weiß nicht... es ging dem Menschen die Brust schier entzwei bei diesen Klängen, zuerst das größte Glück verkündenden, graziösen, heiteren und zuletzt im tiefsten Schmerz und der wahnwitzigsten Unruhe verendenden! Diese Wühlen dort unten in den tiefen

Basstönen, das Durchsuchen, dicht beieinander, Herumrasen zwischen den Tönen um etwas... vielleicht ums Glück? Und vergebens! Sie brach unverhofft in Mitten der Läufe mit einem traurigen Akkord jäh ab, wie zum Hohn in der Seele eine Menge aufgeringelter Gefühle zurücklassend.

Ich weinte.

Was lag mir am Stolz, von dem sie sprach, dass man ihn pflegen müsse, um sich auf der Oberfläche des Lebens zu erhalten, was lag mir an ihm!

Und woher soll ich ihn auch nehmen, wenn er sich nicht selber aus dem Grunde des Herzens erhebt? Nein, ich treffe das nicht was sie. Weder in der Liebe, noch im Leid, noch im Überwinden des eigenen Ich und schon am wenigsten in der Pflege des Stolzes! – Ich bin eine gewöhnliche Arbeiterin, der Typus einer Magd von Natur aus, welche sie absichtlich mit jener stolzen Gabe nicht beschenkt hatte, auf dass er sich vollendet winde und krieche...

Deshalb krieche und demütige ich bis zum heutigen Tage und gehöre zu jenen Tausenden, die nur dazu geboren werden, um ohne Belohnung zu sterben!

Wenige Tage darauf reiste sie zu ihrer Mutter ab, die schwer erkrankte und sie telegraphisch zu sich berief.

Ich teilte der Künstlerin mit, was sie mir von ihrer Liebe erzählt hatte.

«Das ist ja ganz still und «tatenlos», – bemerkte diese, die Brauen erstaunt in die Höhe emporziehend. – Die Wahrheit gesagt – ich hatte etwas Stürmischeres erwartet.»

«Nun, – sprach ich, – es ist nicht jeder imstande, laute

Tatsachen zu schaffen, oder zu erleben, aber ihr Erlebnis scheint mir so traurig und bleich!»

«Allein sie erwartet noch etwas vom Leben», bemerkte die Künstlerin.

«O nein, sie erwartet nichts mehr!»

«Nichts? Und was spricht de Valse mélancolique? Wornach sucht sie in ihm unablässig? Nicht mit Worten, nicht mit dem Benehmen, weder mit den Augen noch mit den Bewegungen... nur mit den Tönen allein. Und ich weiß es wornach sie sucht...»

«Wornach, Hanne?»

«Ei, das verstehst du nicht.»

«Ach was «Glück»! Das gibt es nicht. Die Harmonie sucht sie, sie will sich harmonisch voll ausleben. Sie sucht nach Gleichgewicht – verstehst du, was das heißt? Um nicht im Übermaß nach unten zu sinken und nicht über Maß in die Höhe zu steigen, sondern just wie man's braucht. Aber.. du verstehst das nicht...» Und nach einer Weile, während welcher sie vor sich gleichsam in die Ferne mit scharfen durchdringenden Gedanken erfüllten Blicken geschaut hatte – versetzte sie langsam mit einem bitteren Lächeln um die Lippen: «Und ich sage dir, Martuscha, – wie ich es schon öfters gesagt und noch oftmals sagen werde – *die Herrschaft auf Erden gehört dir...*»

Als sie von der Mutter zurückkehrte, wandte sich die Künstlerin mit verdoppelter Liebe zu ihr; es schien, als wenn sie an ihr neuerdings eine neue «Schönheit» entdeckt hätte.

Aber sie kehrte gebrochen zurück. Ihre Mutter lag schwer krank, und sie kam nur deshalb, um bei der Eltern

der Schülerinnen, denen sie Unterricht in der Musik erteilte, Urlaub auf zwei, drei Wochen zu erbitten, sie musste unbedingt an das Lager der Kranken zurückeilen.

Nachdem sie ihre Angelegenheit geordert, reiste sie abermals fort, ihr geliebtes Instrument unserer besonderer Obhut übergebend, damit keines der fremden Mädchen seine Tasten berührte und den Resonanzboden mit falschen Akkorden «reize»...

Sie kehrte schneller als in zwei Wochen zurück.

Ihre Mutter starb und sie kehrte sogleich nach der Beerdigung zurück. Sie kehrte zurück blass und still, – gleichsam an Körper und Seele erfroren.

Als sie in das Zimmer trat, schleppte sie nach sich einen langen Streifen Trostes von draußen herein... Hanne zog sogar fröstelnd die Schultern in die Höhe...

«Der Atem des Todes ist an mir hängen geblieben», entschuldigte sie sich, die Bewegung Hannens auffangend. Hernach klagte sie, dass sie sich nicht erwärmen könne...

Später setzte sie sich in ihren Lehnstuhl beim Kamin.

Ich kann sie nicht vergessen, wie sie dort saß. Die lange, schwarze, um Hals und bis zu Füßen pelzverbräunte Ronde hatte sie um die Schultern geworfen, und auf der Brust hielt sie sie, nachlässig mit der Hand, wie mit einer weißen Agraffe zusammen. Der dunkle Knoten ihrer Haare senkte sich ihr tief bis auf den Hals hinab, und der zweimal mit einem dunklen Sammetband umwundene Kopf war an den Rücken des roten Sammetstuhles gelehnt... Das regelmäßige, wie aus weißem Marmor gemeißelte Antlitz mit den großen, traurigen Augen... nein, nein, ich werde sie niemals vergessen!

Hanne reichte ihr den Tee und sie trank ihn und erzählte uns, was sie erlebt.

Ihre Mutter war nach dem Tod ihres Vaters sehr unglücklich.

Erstens durch den Verlust desselben und zweitens, weil sie durch ein schweres Leiden an den Sessel gefesselt auf Gnade und Ungnade der Dienerschaft angewiesen war. Zudem nagte an ihr die verzehrende Überzeugung, dass sie dem Onkel eine Last war. Sie flehte Gott täglich um Erlösung von ihren Leiden und ihre ganze Freude und Zerstreuung war die Bibel, in der sie von früh bis Abend las. Sie war schon längst auf den Tod vorbereitet. Sie nahm ihr, Sofien, das Wort ab, um sie nach ihrem Tode nicht zu weinen und zu trauern, denn das würde ihr die ersehnte Ruhe im Grabe benehmen. Und sie gab dies Wort der Mutter. Und als man sie beerdigte, da beherrschte sie sich mit Anstrengung aller Kräfte, um das gegebene Wort nicht zu brechen. Sie hatte nämlich noch niemals ein gegebenes Wort gebrochen, aber als trotzdem der Schmerz die Oberhand gewinnen wollte und sie sich mit unerhörter Aufregung bemühte, ihn zu überwinden, da verdarb der Kirchengesang – diese hässliche schwarze Musik, komponiert absichtlich zu dem Zwecke, um die mutigeren und lichtereren Regungen des Geistes zu ersticken und zu töten, ja aus ihm einen kraftlosen Sklaven zu machen, – alle ihre Bemühungen, und sie brach in ein furchtbares Weinen aus!

Und sie kann eines todesartigen Hauches – der sich ihrer am Grabe bei diesem Gesange bemächtigte – nicht loswerden! Kann ihre Seele nicht erwärmen! Und als die Mutter zu Grabe getragen wurde, war gerade solch' ein wunderschöner Morgen! Die Sonne verlieh mit ihrem goldigen Schimmer dem Schnee eine rosige Farbe, alles schien so friedlich und zugleich festlich, wie wenn es sich absichtlich in Schönheit gekleidet hätte, wenn ein Mensch in den Schoß der Natur zurückkehrt! Eine Symphonie hätte sie der Mutter zum Grabe aufspielen lassen – eine schöne großartige Symphonie, die Seele

zu einem erhabenen Fluge stimmend, damit sie mit ihrem Charakter den aufgewühlten Schmerz in der Brust lindere! So aber verdarb man ihr die Nerven durch die finstere Kraft des Kirchengesanges und sie erlag ihr und ergab sich ihrer Dürsterheit. Und in der Tat, sie war ganz gebrochen.

Aber Hanne hatte es sich nicht vergebens vorgenommen, diesen typus antique mit ihrer Liebe zu erwärmen. Sie ging in ihren Bemühungen um sie auf. Sie war so fein und warm, so gut, wie ich sie noch gegen niemanden gesehen habe – und dies alles blieb nicht ohne Folgen.

«Ich verliere unter Euch das Gefühl der Einsamkeit», sprach sie auf solche Bemühungen und lächelte dazu dankbar ihr mildes Lächeln...

Und damit gaben wir uns schon zufrieden.

Die Künstlerin war witzig und unterhaltend und sprühte vor Geist, und da sie in heiterer Stimmung hinreißend wirkte, so brach ihre Heiterkeit die Trauer des Mädchens und langsam kehrte ihr das Gleichgewicht der Seele in ihre alte Stimmung wieder.

Es schien, als habe sie sich mit dem Leben ausgesöhnt.

Der Musik wandte sie sich mit doppeltem Eifer zu.

Im Herbst hatte sie nach Wien ins Konservatorium zu fahren und gleich in der dritten Jahrgang zu treten. Und in der Tat, ihr Talent und ihre große Vorliebe zur Musik versprachen ihr schon jetzt eine glänzende Zukunft.

Der Mai war angebrochen.

Alles stand in Blüte.

Die Bäume prangten voller Blüte, ihr Duft wogte weit und breit in der Luft und die Abende waren voller unsäglich milden, verlockenden Schönheit.

Wir beide mit Hanne erwarteten Sofija, die jeden Augenblick von den Stunden heimkehren, das Nachtmahl einnehmen und dann mit uns wie gewöhnlich einen Abendspaziergang machen sollte. Wir saßen beide im unbeleuchteten Zimmer und jede hing ihren Gedanken nach.

Hanne hatte bereits ihre große Kopie des Gemäldes «Die Ehebrecherin» von Tizian verkauft und träumte von der Reise nach Rom und ich war nicht minder befriedigt.

Ich legte gerade die schriftliche Matura ab, gab mich der freudigen Hoffnung hin, dass die mündliche ebenso gut ausfallen werde, und das Schönste an meinem Schicksale war, ich war die Braut des *Professors*. Desselben, der zu den englischen Konversationen erschien! Ich hatte ihn seinerzeit vergebens wegen Sympathien zur lieben, jungen Deutschen verdächtigt und beschuldigt; – er machte nur Reklame für einen seiner Kollegen.

Die Tür des Zimmers – darinnen das Instrument Sofijas stand – war zur Hälfte offen.

Durch unsere Fenster fiel das Mondlicht in lichten Streifen herein und aus jener einen Türhälfte gähnte uns schwarzes Dunkel an. Über dies und jenes nachgrübelnd, blieb der Blick immer wieder an jener hohen, dunklen Hälfte haften und die Grabesstille, die dort drinnen herrschte, schien zu uns heranzurücken.

Wenn sie doch jemand schließen würde! – fuhr es mir durch den Sinn. Aber ich hatte keine Lust aufzustehen und dahin zu gehen... Dann führte etwas meinen Blick auf den dunkelroten Lehnstuhl Sofijas, welcher unweit der Ottomane Hannens in der Nähe des Kamins stand und indem sie am liebsten ausruhte, sich daselbst stets gemütlich und bequem streckend und mein Blick blieb an ihm haften. Er stand steif und hölzern und gerade jetzt im Dunkeln...

Hanne lag auf der Ottomane und schwieg gleich mir. Plötzlich unterbrach sie die Stille.

«Martuscha, schließ die Tür von Sofijas Zimmer!»

«Schließe *du* sie...»

«Ich liege so bequem...»

«Mir ergeht es grad so.»

«So schließen wir sie beide zusammen», bat ich mit unsicherer Stimme und erhob mich von meinem Platze entschlossen.

«Kommen wir!»

Gleichsam von einem Gefühle geleitet, traten wir beide dicht an einander, und mit einer energischen, hastigen angsterfüllten Bewegung schloss... nein, warf Hanne die Tür ins Schloss.

«Diese Dunkelheit stört mich», murmelte sie erschauernd und sich gleichsam vor mir entschuldigend. Und mich an der Hand ergreifend, zerrte sie mich zu sich auf die Ottomane herab. «Bleibe dasitzen...»

Ich blieb da schweigend sitzen. Ich war außer Stande ein Wort zu sprechen. Irgend etwas schloss mir die Lippen, auf den Flug der Gedanken legte sich etwas Hemmendes und eine qualvolle Unruhe bemächtigte sich meiner...

Die ganze Seele erwartete irgend etwas.

Hanne schwieg wie verstummt.

Nach einiger Zeit ließen sich Schritte auf den Stiegen vernehmen, leichte, aber langsame.

Es kam Sofija. Sie kam immer näher und näher heran und endlich trat sie ein. Sie bewillkommnete sich nicht wie gewöhnlich, gerade wie wenn sie uns im Zimmer nicht bemerkte. Sie ging direkt auf die vor einer Weile verschlossene Tür, öffnete sie und trat dorthin hinein...

Wir hörten, wie sie drinnen das Fenster öffnete, später nach einigen Augenblicken die ganze Klavierdecke... Dort legte sie wider ihre Gewohnheit Hut und Schirm ab, und

erst hernach trat sie zu uns ins Zimmer herein.

Sie näherte sich uns in schleppendem, rhythmischem Gange wie ein Schatten und wie einen zweiten Schatten schleppte sie etwas aus dem geöffneten Zimmer nach sich.

Dann setzte sie sich in ihren Lehnstuhl neben uns.

Sie schwieg.

«Gut, dass du kommst, Musik», unterbrach Hanne das Schweigen. ↵

«Wir erwarten dich schon mit Ungeduld!»

Sie gab keine Antwort. Sie saß wie eine Statur bewegungslos.

«Du hörst, Sofija?»

«Ich höre. Bitte macht Licht!» versetzte sie mit veränderter Stimme. Ich starrte sie durch das Dunkel an – mit einer solchen Stimme sprach sie gewöhnlich nicht. Ich zündete die große Hängelampe über dem Tische an und blickte ängstlich nach ihr...

Sie saß da blass wie der Tod, und ihre Augen, gerade auf mich gerichtet, leuchteten in einem fast phosphorartigem Glanze und schienen mir ungewöhnlich groß...

Auch die Künstlerin bemerkte die Veränderung an ihr.

«Sofija, – bist Du krank?» fragte sie voller Angst und Besorgnis.

«Ach nein, nein!...» versicherte sie, sich zu dem gewöhnlichen Ton zwingend und senkte plötzlich die Augen.

«Aber ich sehe, du bist nicht wohl, Nachtigall! Komme, esse etwas! Hernach wollen wir unseren Spaziergang machen.»

«Ich bin nicht hungrig», antwortete sie. «Esset allein... Ich werde spielen. Während ihr esset – werde ich spielen.»

«Aber du bist ja müde! Komm' iß mit uns!» baten wir

beide gleichzeitig und traten beide zugleich an sie heran.

«Nein, nein, ich werde nicht essen... ich kann nicht...» Sie blickte uns mit großen und flehenden Augen an. «Ich erhielt vom Onkel einen Brief und kann nicht. Ich werde spielen. Ich *muss* spielen...!» Und sich erhebend griff sie in die Tasche und warf den Brief auf den Tisch. Hernach ging sie mit dem Schritt von früher in das Klavierzimmer. Wir stürzten uns auf den Brief. Der Onkel machte ihr die Mitteilung, dass er geheiratet habe und sie in Wien nicht erhalten werde. Wir verstummten.

Hanne traten Tränen in die Augen und mich durchfuhr es mit einer Angst, mit einer unmotivierten, unbeschreiblichen Angst!

«Das ist schlimm, Martuscha... Ach, ist das ein Gauner!»

Ich nickte stumm mit dem Kopfe und setzte mich. Setzte mich gedankenlos an den Tisch, und meine Augen richteten sich dorthin nach ihr. Sie spielte da drinnen im unerleuchteten Zimmer und die Tür stand wie früher geöffnet.

Sie spielte ihren Walzer, aber so wie nie vorher.

Wohl nie hatte er mehr die Benennung «Valse *mélancolique*» verdient als heute. Der erste Teil voller Heiterkeit und Grazie, voller Aufforderung zum Tanz und Glücke, und der zweite – o diese Läufe! Sie flog im rasenden Lauf von den lichtesten Tönen bis zum tiefsten Bass und dort die entsetzte Unruhe, das Herumsuchen und Drängen, das verzweiflungsvolle Wühlen dicht nebeneinander, Ton neben Ton, das Aufeinanderdrängen der Töne, ein Kampf... und wieder der Lauf der Töne nach unten und dann inmitten der Tonleiter ein jäh aufschreiender Trauerakkord – Schluss.

Hanne weinte. Auch ich weinte.

Wir beide wussten, dass ein Leben gebrochen war.

Dann beendete sie ihr Spiel und kam zu uns herein.

«Jetzt gebt mir zu essen», sprach sie und neben uns stehen bleibend, gerade dem Licht gegenüber, begann sie sich zu recken und zu dehnen, wie sie es gewöhnlich nach jedem längeren oder anstrengenderen Spiel zu tun pflegte.

Wir erhoben uns, erfreut durch ihre Worte.

Allein sie hatte sich noch nicht zu Ende gereckt – war noch so recht mitten drinnen – als im anstoßenden Zimmer, darinnen das Instrument stand, eine furchtbare Gebrach erfolgte und darauf ein schwacher, wehmütiger Klang der Saiten...

Sie erstarrte.

«Der Resonanzboden ist gesprungen!» schrie Hanne auf.

«Eine Saite!!» rief ich.

«Der Resonanzboden...»

Ein gellender Schrei durchschnitt die Luft, und Sofija flog ins Zimmer.

Eh' wir mit dem Lichte nachkamen, wusste sie bereits, was geschehen war.

«Der Resonanzboden?» fragte Hanne.

«Eine Saite...»

«Also doch eine Saite!»

Und in der Tat, es war nur eine Saite. Das Instrument war vollständig geöffnet, wir standen alle geneigt über ihm und sahen jene Saite. Es war eine von den Bassseiten; sie lag zusammengerollt von der starken Anspannung unter den anderen gerade gespannten Saiten und blinkte rot-golden gegen das Licht...

«Und ich dachte, der Resonanzboden sei dir untreu geworden!» unterbrach Hanne die erste Stille in ihrem gewöhnlichen sorgenlosen Ton – allein sie antwortete nicht mehr. Den Oberkörper über die Saiten neigend

ward sie ohnmächtig... Wir trugen sie heraus. Dann brachten wir sie zur Besinnung und Hanne lief selber um einen Arzt. Bevor dieser noch ankam, begann sie zu sprechen.

«Weshalb sagte Hanne, dass der Resonanzboden gesprungen sei? Warum? – fragte sie ineinemfort voller Verzweiflung, so wie kleine Kinder fragen, ohne die Ursachen ihres Schmerzes zu kennen, ohne sich dessen bewusst zu sein, was mit ihr vorgegangen war. «Warum, warum?»

Ich beruhigte sie nach Möglichkeit.

«Aber warum behauptete sie es?» forschte sie, und große Tränen rollten über ihre Wangen. «Warum sagte sie es, da er ja *nicht* untreu geworden war!»

Der Arzt trat an ihr Bett heran, wie sie den Herzschlag bekam.

Er vermochte ihr nicht zu helfen.

Die Aufregungen, die über sie kamen, waren zu heftiger Natur und traten zu rasch nacheinander heran, als dass ihre physische Kraft ihnen zu widerstehen vermocht hätte. Sie überwandten sie...

Man trug unsere Musik heraus.

Der Mai raubte sie zu sich.

Hanne hatte nie erfahren, wie ihre gedankenlos hingeworfenen Worte zu dem traurigen Ereignisse beigetragen haben. Allein sie vermochte sich auch ohne dem ein paar Wochen hindurch nicht zu trösten. Von Zeit zu Zeit brach sie in ihr starkes, leidenschaftliches

Weinen aus, verwarf alle färbige Kleidung und zerriss ein wunderschönes, zur Hälfte vollendetes Gemälde, zu dem ihr die «Musik» als Motiv gedient hatte. Aber nach sechs Wochen überkam sie die Sehnsucht nach Farben und nachdem sie sich von allen verabschiedet hatte, reiste sie nach Rom...

Das Klavier der «Musik» hatte ich für mich erstanden und auf ihm spielt mein Sohn. Aber wie ich es auch behüten und schonen, jedes leiseste Stäubchen von ihm wischen mag – so scheint es mir immer, es sei düster, verwaist und sehne sich nach jenen weißen, zarten Händen, die seine schwarze glatte Fläche mit einer Bewegung voller Liebe und Zartheit gestreichelt hatten und auf seiner Klaviatur wie weiße Blätter umherflogen. Hanne bemüht sich, mich zu überzeugen, dass mein Sohn niemals ein Künstler sein werde und vielleicht ist die Wahrheit auch auf ihrer Seite. Aber dafür wird *ihr* Sohn ein Künstler sein, wenn nicht von Beruf, so gewiss der Seele nach.

Sie kehrte nach dreijähriger Abwesenheit aus Italien zurück und brachte mit sich einen wunderschönen zweijährigen Knaben, dunkel wie aus der Bronze und mit *ihren* Augen.

«Wo ist dein Mann?» fragte ich sie, als sie mir ihren Besuch mit dem Kleinen abstattete, elegant und prächtig wie eine Fürstin. Sie hob die Brauen in die Höhe, und sah mich mit erstaunten Augen an. «Mein Mann?... Ich habe keinen Mann.» Der Vater meines Knaben blieb dort, wo er war. Wir konnten uns in der Lebensweise nicht vereinbaren, und als er mich nicht verstehen wollte – verließ ich ihn. Aber der Knabe ist mein. Ich verdiene selber den Lebensunterhalt für ihn und er gehört mir. Niemand hat ein Recht auf ihn außer mir. *Dieses Recht erkaufte ich mit meinem guten Ruf.* Aber... das verstehst du nicht!

Und vielleicht verstehe ich es auch in der Tat nicht! Aber... was ist mit ihr, dass sie diesen Schritt beging? Vielleicht ist sie auch schuldig... wenn gleich... wenn man ihre seltsame Natur auseinander nimmt... kann ich keinen Stein auf sie werfen. Ich bin sogar überzeugt, dass auch die «Musik», dieser unendlich reine Typus antique, sich von ihr *nicht abgewendet hätte*. Sie hatte selber gesagt, es wäre schade, diese durch und durch artistische Individualität zu verderben und sie solle sich voll ausleben!

Nur sie konnte sich nicht voll ausleben.

Wie sie auch dem Drängen einer verhängnisvollen Macht zu widerstehen trachtete und zwar mit einem beinahe klassischen Gleichgewichte eines starken Geistes – der Musik selber vermochte sie nicht zu widerstehen. Und ihr *Ende* hat sich in sie geflüchtet und verborgen, in diese Musik. Blickte aus ihr mit hinreißender Schönheit voller Trauer und Melancholie und gerade wenn sie ihre eigenen Kompositionen und Phantasien spielte und wenn sie sich in ihr wie in ihrem eigentlichen Elemente badete...

Ich kann mich bis zum heutigen Tage des Gedankens nicht erwehren, dass die Musik sie ums Leben gebracht hat...

Mit einer einzigen feinen Saite hatte sie sie getötet...!

DIE WALDMUTTER

Eine Skizze aus dem ukrainischen Leben

Wer kennt das Karpathengebirge?
Auch das im Kronland Bukowina?
Viele, aber vielleicht auch wenige.

Da gibt es Partien, verborgene Schluchten, da gibt es Plätze, wo sich die Götter und Nymphen aufhalten, wo zaubernde Farrenkräuter den Erdenkindern die Augen verhüllen, auf dass sie das übersehen, was für ihre Alltagsseelen unfassbar wäre und das Auge blenden würde. Die zaubernden Farrenkräuter und Sagenkinder des Karpathengebirges. Wo die heilkräftige und gleichzeitig gifttragende Arnica ungehindert wuchert, ihre Augen über den übermütigen, zuzeiten verschlafenen Bach schweifen lässt... und ihren eigentümlichen Duft ausströmt. Wo alles *e i n* Atem, *e i n* Rhythmus ist. Waldrauschen, Biegen und Wiegen im Winde, süßes Träumen und Sichgehenlassen, Trägheit in Sonnenglut und Ächzen und Brausen in Gewitterstürmen.

Wer kennt das alles?

Viele, aber vielleicht auch sehr wenige.

In der Nähe einer Felswand, die ihre Brust in der Morgensonne seit undenklichen Zeiten täglich wärmt, steht eine kleine Huzulenhütte. Die Tannen, kolossal auf dieser Seite und breitästig, ohne jede merkliche Bewegung, wie es scheint, rauschen und bekennen ihr tiefes Leben.

Aber niemand achtet darauf. Niemand stimmt ein. Allein sind sie und ohne Verständnis für sich von draußen. Aber daran sind sie gewöhnt. Die ganze Bergseite, auf der die kleine Hütte steht, rauscht. Alt und jung, hoch und niedrig, kennen sie alle nur diese Melodie.

In der Hütte haust die Huzulin Dakija mit ihrem einzigen minderjährigen Sohn Jurij. Sie ist mager, voller Runzeln im Gesicht, wenn auch nicht so alt. Not, schwere Arbeit und Gram, die sie seit dem Tode ihres Mannes nicht verließen, haben in ihrer Art die Schriftzeichen ihres Wesens daraufgedrückt. Fast ist es wie aus Holz geschnitzt, dies braune Antlitz und die noch immer hohe Gestalt, bereits gebückt, als trüge sie beständig Holzbündel auf ihrem Rücken.

Und sie trug sie auch. Sommer und Winter kroch sie emsig im Walde umher, sammelte trockene Äste und stapelte sie auf. Es könnten Tage kommen, wo sie erkranken, oder auch zum Pfarrer den Berg hinuntersteigen, oder auch in das Städtlein gehen müsste, um Zündhölzer, Stickwolle für Jurijs Hemden, oder auch andere Dinge fürs Haus – und da länger ausbleiben, es könnte sich vieles ereignen, worauf man nicht immer vorbereitet ist. Gutes und Böses. Der Junge sollte ihr dann nicht allein in den Wäldern herumstreifen und Holz besorgen. Es haust allerlei zuzeiten in Wäldern. Er sollte bei der Hütte bleiben und Wache halten. Ohnehin ist der Haushund alt und blind, bekam eine verrostete Stimme seit dem Tode seines Herrn, und könnte sich jemand leicht in die Hütte einschleichen und das bisschen Habe, was sie in ihrer Holztruhe barg, wegschleppen. Aj ja. So ist es. Ihr Leben ist schwer. Jurij ist mit ihrer einzigen Kuh und den vier Schafen beständig auf der Weide als Hüter, und sie plagt sich beim Hause allein. Sie muss das kleine Erdstück, was da neben der Hütte liegt, bearbeiten, um

wenigstens etwas Flachs daraus herauszubekommen. Ein Hemd braucht sie und Jurij doch. Muss ihre kleine Heuwiese, auf der sie Kartoffeln anbaut, statt Heu wachsen zu lassen, bearbeiten. Der Winter stellt sich um seine Zeit ein, und der Mund verlangt dann seinen Teil. Außerdem sammelt sie auch während des Sommers im Walde, an Stellen, die nur ihr allein bekannt sind, Schwämme, Himbeeren, Erdbeeren und anders, was die Erde gibt, trägt es in die Stadt und verkauft. O, dies viele Bücken, immer und ewig das viele Gebücktsein. Sollte man dazu noch etwas reden?

Lieber man schweigt sich aus.

Wer würde da auch auf das Klagen helfen?

Die Bäume?

Die schwiegen auch. Das verstehen sie von Grund auf. Ach, die Bäume! Da neulich hätte sie ein Windbruch (die Waldmutter) zum Krüppel gemacht. Erhebt sich da plötzlich ein Sturm, als ob der Himmel sich öffnen und alles auf dem Erdboden gleichmachen wollte; er schüttelt an den Bäumen und dazwischen Donner und Krachen. Dabei blitzt es und gießt und schreckt, dass einem wie ein Winseln aus dem Hals entschlüpfte. Und da sollte man es nicht glauben. Eine Fichte ächzt nie vergeblich. Wenn sie rauscht und dazwischen noch ächzt, erwartet man mit Zuversicht etwas Böses. Als *s i e* nun erschrocken inmitten des Regengusses und Sturmes, der wie auf ein Blitzgebot vom Himmel losbrach, in den Wald lief, um von dort ihr Pelzchen zu holen – vernahm sie es. Wären es noch junge Tannen gewesen, deren Ächzen sie nie ängstigt. Aber wenn einmal eine Waldmutter im Sturme aufstöhnt, hat es gewiss noch mehr dabei, als bloß mit einem Gewittersturm zu kämpfen. *S i e* hatte graues Moos auf Stamm und Ästen. Ihre Zweige waren nichts anderes als Ärmel, so weit und breit, als wie dreifache, breite

Hemdärmel eines reichen Huzulen. So tief und reich, so schwerfielen die grünen Zweige vom starken Geäste hernieder, als zöge sie die heilige Erde zu sich von selber herab.

Es gab eine Zeit, wo sie das alles nicht merkte, nichts verstand, wo sie das alles nicht sah. Sie nicht, und andere wie sie auch nicht; aber da war ein junger Lehrer eines Tages unter ihnen erschienen – so nannte er sich – war in den Wald getreten, und hatte sie und andere des Abends am Rande des Waldes sich setzen lassen, und erzählte ihnen vieles, und sagte mit einem Male: «Schaut euch heute den Mond an.» Sie alle schauten. Es war Vollmond, der Himmel klar, die Sterne wie silbern und nickend, und er sagte: «Jetzt schweigt und horcht!» Sie schwiegen alle. «Hört ihr es?» fragte er, als sie eine Weile mit zurückgehaltenem Atem da saßen und auf etwas nicht – *horchten* als vielmehr warteten.

«Was hört ihr?» fragte er plötzlich.

«Nichts.»

Durch seine Gestalt ging ein Ruck.

«Nichts?» fragte er und um seine Lippen zuckte es traurig.

«Der Wald *rauscht* – *hört* doch, er rauscht, er spricht, es lebt und webt in ihm ... er ist wie wir, wie ich, du und andere, er *l e b t!* – wir sind ja eines ... horcht und *schaut*. Mit euren Augen ... mit euren Seelen.« Da erschrakten sie und horchten und staunten. Hatten sie es nie gehört?

– Und der Himmel war voller Sterne, der Mond flammte, es schien so weit und doch so nah, unten brauste der Tscheremosch und alles wurde lebend, und das vergaß sie nie, nie. Nicht einmal die kleinen Lichttropfen, die im Grase und Moose nachts blinken, ließ er unbemerkt und sprach von ihnen und benannte sie irgendwie. Lebend waren sie.

Dann ging er fort von ihnen, weit weg und lebt oder starb vielleicht. Irgendwo ... irgendwo. Wenn sie sich manchesmal seiner erinnert – es geschieht selten ... (sie hat ja keine Zeit), da scheint es ihr, als ob die Fichten lauter rauschten, als ob es in der Luft deutlicher woge, unten auf der Erde die Blätter oder etwas anderes rascheln und ginge, Schritt für Schritt. Und mit ihnen käme die Sehnsucht.

– Wenn sie einsam sitzt oder im Walde arbeitet, stellt sie sich die Frage: «Warum ist mir so schwer und sehnsüchtig zumute? Woher kommt die Sehnsucht und wohin geht sie? Ach um – aber der Lehrer ist nicht da, der die Aufklärung gäbe, der unter ihnen damals wie ein Zauberer saß und mit einigen Worten ihre Augen sehend machte. Dass sie erblickten und verstanden.

Ob alle? Und alles ringsherum?

Schön war es damals und Gott war mit ihnen. Und nie konnte sie jenen Abend aus der Erinnerung verwischen.

Jetzt sitzt sie einsam, das Dunkel des Waldes ist wie das Dunkel ihrer Seele ... in die sie hineinhorcht und nichts vernimmt. Es ist auch dort leer geworden; oder vielleicht fortgezogen ... irgend wohin wie der junge Zauberer – kommt nie wieder – wie der Bach nicht umkehrt.

Ja, und gerade *s i e*, die Waldmutter (die er auch bewunderte und mit seinen Armen maß), hatte im Sturm geächzt, als sie im Gewitter an ihr vorbeilief, um den vergessenen Pelz zu holen. Sie war nicht weit von ihrem Stamm entfernt. Kaum aber hatte sie sich gebückt, um das Vermisste vom Erdboden aufzuraffen, als es aufblitzte, unverhofft neben ihr ein furchtbarer Donnerschlag erscholl, und sie wie von unsichtbarer Hand untermächt vor Schrecken zu Boden fiel ...

Noch blieb es ein paar Momente ruhig; noch rollte und grollte der Donner durch alle Berge durch – aber

nun ereignete sich etwas ebenso Unerwartetes wie der Blitzschlag.

Ein lautes Krachen erfolgte, die Waldmutter schwankte. Feuer entflammte ihrer Rinde, und kaum dass *s i e* Zeit hatte, sich auf Händen und Füßen fortzuschleppen, brach die Hundertjährige ächzend und stürzte mit Rauschen zu Boden. Jedoch nicht ganz. Mit der Krone fiel sie auf die Häupter ihrer Kinder, dass diese sich tief, fast zur Erde, zurückbogen – und erhob sich nie wieder.

– Das Gewitter und der Sturm ließen nach. Sie selbst blieb auf ihrem Fleck sitzen, glücklich, dass sie nicht unter den Stamm des Baumes kam und beinahe noch betäubt, horchte sie und betete. Noch ging es wie ein Schluchzen durch den Wald, noch fielen die Regentropfen schwerwiegend, wenn auch seltener durch das Gezweige des Waldes ins Moos. Allein wie Dunstschleier kolossaler Größe stieg es aus den Schluchten, Bergkesseln und raste zur Höhe über Berg- und Tannengipfel.

Ob mit ihnen zugleich auch die Seele der Waldmutter?

Wer wusste es?

Der junge *Zauberer* hätte es gewusst. Er hätte mit seinen Augen gesehen, was keiner von ihnen erschaut.

Er hätte ihnen die Richtung gegeben.

Dann ward es mit einemmal still.

Da beschlich sie ein seltsames Gefühl. Sie hätte es nicht zu beschreiben vermocht. Das fiel ihr auch gar nicht ein. Nun *verstand* sie plötzlich. Verstand alles. Erst jetzt, da sie alt wurde. Alles auf der Erde, und was Gott schuf, war *eines*. Alles war ein Atem. Und da war der Tod gewesen. Noch schleicht er wahrscheinlich umher. Sucht noch weiter? Ach, um ihn her ist alles rauschend, grün, schlank und jung! Nur die *Waldmutter* musste gehen. Schritt für Schritt geht er ... bleibt stehen ... wo sich was rührt ... wo

was rauscht und – horcht. Irgend etwas muss er noch mitnehmen. *Irgendwohin* muss er weiter. Weiter, noch ein Paar zur *Waldmutter* ... noch ein Paar ... Tannen, hört es! Tannen, hört es! Tannen, horcht! *A-r-m-e h-o-c-h!*

Es war gerade ein Monat seit der Zeit vergangen. Der Rücken der Huzulin will seit dem Tod der Waldmutter nicht ganz gerade werden. Er tut ihr öfters weh, und auch scheint es ihr, als ob ihr etwas das Gehör verschleierte. Vielleicht täuscht sie sich auch. Vielleicht hatte sie ein böser Wind umweht ... vielleicht war ihr etwas ins Ohr gekrochen. Sie schlief nicht einmal auf bloßer Erde, auf braunem Moose.

– Sie sprach darüber auch mit ihrem Jurij; aber weil er noch ein dummer Junge war, lachte er und zwinkerte pfiffig mit den Augen. «Lasst mich Euch etwas ins Ohr sagen ... ich will wissen, ob Ihr hört.» Und als sie den Kopf zu ihm folgsam neigte, drückte er sich fest an sie heran, schrie ihr aus Leibeskräften ins Ohr: «Mutter!» sprang zurück wie eine Heuschrecke und hielt sich die Seiten vor Lachen über ihr entsetztes Gesicht.

– Der dumme Jurko. Das wird aber vielleicht vergehen, sagte ihr eine Bekannte. Von selbst vergehen. Dergleichen kommt öfters vor.

Der junge Jurij war hinunter ins Dorf gegangen. Er sollte vom Juden ein Stück Seife holen, Tabak, denn sie hatten schon seit zwei Tagen nichts, womit ihre Pfeife stopfen, und Zündhölzer. «Von dem übrigbleibenden Kleingeld kaufe dir eine Semmel», rief sie ihm nach, als sich der Junge mit wichtiger Miene, mit einem Stock, den er sich für diesen Gang zurechtgemacht, bewaffnete. «Haj, haj!» gab er zur Antwort... und schritt durch das kleine Blumengärtchen vor der Hütte fort – das aus zwei kleinen Beeten, jedes vor einem Fenster, bestand und darauf «Kuptschaki», «Wassylok» und ein paar A stern blühten.

Der Knabe war schon ihren Blicken entschwunden, als sie sich plötzlich vor die Stirne schlug. Sie lief den schmalen Fußsteig hinunter, den der Knabe betrat, und rief: «Jurij, Jurij!» «Ha-j?» klang es zurück, ohne dass der Bube sichtbar wurde.

«Kehre zurück!»

«Um was?»

«Eine Kerze muss ich noch haben.»

«Wozu? Es ist noch ein Stück da.»

«Sie soll zu Hause sein.»

«Dann bringet das Geld heraus, ich mag nicht mehr zurückkehren.»

«Du Raubvogel du ... mit meinen schwachen Füßen soll ich dir nach? Schämst du dich nicht?» schalt sie und suchte dabei mit der ruhigsten Miene von der Welt in ihrem Gürtel einen Lappen, in dessen einer Ecke ein paar Groschen auf mehrere Knoten fest zugebunden waren. Mit einem Male umfassten sie zwei Hände blitzschnell von rückwärts um den Gürtel und schüttelten sie. Beinahe in demselben Moment stand auch Jurij vor ihr. Er blickte ihr mit seinen ernsten Augen eine Weile ins Gesicht, schlug dann mit katzenartiger Schnelligkeit einen Purzelbaum vor ihr und lachte. «Ihr seid, Mutter, wie eine Hexe. Immer nur böse sein und beständig zanken. Da bin ich ja! Gebt Geld, dass ich gehe. Nicht früher, nicht später als ‚punkt‘ heute ist Euch die Kerze eingefallen?»

Die Alte gab ihm weiters ein paar Kreuzer und sagte sanft, als wäre nichts vorgefallen und als hätte sie das Übermutsmanöver ihres Lieblings nicht bemerkt: «Gehe, Duschko», sagte sie, «und kehre bald zurück. Es ist viel Arbeit daheim. Alles müssen unsere Hände allein zurecht machen. Meine zwei alten und deine jungen. Und pass' auf – kaufe nichts anderes als eine Kerze ... Du weißt, ich habe kein Geld, Jurij. Keinen einzigen Groschen mehr. Käme

so der Tod über mich, oder, Gott behüte (hier schlug sie sich plötzlich mit den Fingern über den Mund), dich – du weißt, was in unserer Truhe steckt. Wir sind Bettler. Die Kuh ernährt uns und darf nicht verkauft werden und die vier Schafe, die ...» Sie brach ab und sah auf.

«Ihr habet mehr gesprochen als ein Schaf im Tag meckert», gab der Knabe altklug zur Antwort, während es um seine Lippen schalkhaft zuckte. Dann hüpfte er den Fußsteig wie ein Vogel den Berg herab, lief, von Zeit zu Zeit aufpfeifend, während sie die Kuh aus dem aus ein paar Brettern zusammengeschlagenen Verschlag, «Stall» genannt, heraustrieb und sich dann an eine andere Arbeit wandte.

Das geschah am Morgen, als der Silberreif von der Sonne nicht ausgetrunken wurde, als erste Kühle den Menschenkörper empfindlich anhauchte und daran mahnte, dass der Herbst heranrücke ...

Der Herbst. Lautlos, wie unbewusst, oder auch raschelnd fielen von den wenigen, hie und da wachsenden Laubbäumen die roten oder gelben Blätter auf das Moos.

Es war gegen Ende September.

Es mochte gegen drei Stunden später und fast gegen Mittag sein, als die Huzulin ihre Arbeit stehen ließ und den Fußsteig einschlug, auf welchem ihr Knabe ins Dorf gegangen war. Da blieb sie stehen und sah hinunter. Sie sah nichts als die ihr wohlbekannte Schlucht, den Bach, wie er dort tief unten ihr zublinkte; die Felswand, nicht weit zur Rechten ihrer Hütte ... ringsum Berge und Wälder, und hoch oben unter dem blauen Firmament einen und dann noch einen Habicht schwebenden Fluges umherkreisen. Ruhe.

«Jurij!» rief sie aus vollem Halse, mit einem Male wie geängstigt, und horchte.

«Jurij!» antwortete es von irgendwo schwach.

«Bist das du?»

«Du?» klang es zurück.

Sie wandte sich ärgerlich. Es war das Echo, was ihr antwortete. Der Bengel selber war es nicht.

«Jurij», rief sie noch angstvoller, «antworte!» und damit hielt sie den Atem zurück.

«Antworte» gab ihr nun das Echo ihr eigenes Wort zurück.

Sie spie durch die Zähne. Dass einen auch das noch foppte. Aber er musste auch selbst bald da sein. Die Zeit sagte es ihr.

«Hohi ho! – hej, hej, hej!» arbeitete sich plötzlich seine junge Stimme aus der Tiefe des Waldes odervielleicht auch von anderswo aus grüner Tiefe zu ihr empor, während die Echolaute ihm wie ein Schwärm nachfolgten.

«Ich bin da!»

«Da!!» schlug es an ihr Ohr und begrüßte sie. Sie atmete auf und schlug das Tuch vom Kopfe zurück, das ihr mit einem Mal hinderlich schien.

Sie fürchtete immer, wenn der Bub nach unten ging. Er war so übermütig, so aufreizend, und wer seine Art nicht kannte, wie zum Beispiel andere Knaben seines Alters, da kam es bald zu Schlägereien, und er kehrte zerkratzt mit Beulen im Gesicht und verrissenem Hemd nach Hause und weinte zornig. Ob er auch heute so kam?

Er kehrte über die Massen spät heim.

«Jemand ist gestorben», sagte er heute bloß ... als er endlich vor ihr stehen blieb und sie ihn ob des langen Ausbleibens schalt.

Es gab ihr einen Stich.

«Wer?» schrie sie fast auf.

«Die Frau unseres Kaisers.»

«Die Frau?»

«Die Kaiserin.»

«Gestorben?»

«Man hat sie gemordet.»

Da schlug die Alte die Hände zusammen und rührte sich nicht.

«Die Kaiserin» fügte sie noch andächtig hinzu, «die Mutter.»

Schweigend und ernst nahm der Knabe das Gekaufte aus seiner Tasche heraus und zuletzt kam auch die Kerze zum Vorschein.

«Ich zünde sie an», sagte sie plötzlich wie auf einen Befehl, «ich zünde sie an für ihre Seele, für die Seele unserer Mutter, Mutter!» flüsterte sie ein um das andere Mal.

– Als dann einige Minuten später die Kerze vor einem dunklen, vor Alter fast verwischten Heiligenbilde brannte und flackerte und die Frau in der Hütte einige Töpfe im Ofen mit zitternden Händen fast ohne Ursache hin und her schob, flüsterte sie betend vor sich: «Das Paar zu *ihr* ... das Paar; wer hätte es gedacht? Gerade zwei aus der Höhe. *S i e* und jetzt *die*». Sie bekreuzte sich und sah sich um, als näherte sich auch ihrer Schwelle das, was die beiden gestürzt hatte, als müsste die Reihe nun an sie herantreten oder etwas in den Bergen. Ihre Kuh? Schafe?

Drei Tage später stieg sie, fast zusammengekauert, eiligen Schrittes den Waldberg hinunter.

«Wohin, Mutter?» rief ihr der Knabe nach. «Habt doch alles zu Hause.»

«Zum Pfarrer.»

«Ah ja, Mutter?» rief er ungläubig. «Ah ja?»

«Ah ja, Duschko, zum Pfarrer. Passe mir auf, dass kein Schaden geschieht.»

Der Knabe schob die Unterlippe vor. «Bleibt nicht zu lange aus. Ich fürchte mich.»

«Vor wem?»

«Weiß ich es?»

Unten im Dorf angelangt, trat sie in das Vorhaus des Pfarrers.

Gerade als sie die Hand auf die Türklinke der Pfarrkanzlei legen wollte, wurde die Tür von innen geöffnet und der Pfarrer erschien selbst auf der Schwelle. Erstaunt trat er zurück und hieß sie freundlich hereintreten. Sie blieb bescheiden an der Tür stehen. Seit dem Tod ihres Mannes war sie hier kaum zweimal gewesen.

«Ihr wäret lange nicht da, Eudokija», sagte der Pfarrer.

«Ja, Herr Pfarrer-Väterchen – schon lange. Immer ist es die Arbeit, die einen zurückhält. Die stete, schwere Arbeit. Auch jetzt ließ ich alles liegen und eilte hieher, dass es nicht zu spät werde.»

Der Pfarrer, ein kluger, ruhiger Mann, der seine Pfarrlinge wie die eigenen Kinder kannte, betrachtete neugierig das vorzeitig gealterte Weib vor sich.

«Was hast du für ein Anliegen?» fragte er, als er aus ihrer zögernden Miene ihren Wunsch nicht erraten konnte.

Die Alte antwortete nicht gleich. Man sah ihr ein Zögern an, das mehr einer Unsicherheit oder einer Angst ähnlich erschien.

«Ist etwas mit deinem Jurij los? Schlag er sich wieder?»

«Oh nein, Jurij ist brav.»

«Sind Steuern einzuzahlen oder hast du etwa eine gerichtliche Vorladung bekommen?»

«Nein.»

«Also rede. Verliere keine Zeit... Da, setz dich. Du bist weit gegangen.»

Sie setzte sich scheu auf die Kante des Sessels, die sie vorher mit ihrer Handfläche abwischte.

«Nun?» munterte der Pfarrer auf.

«Ich komme – Herr Pfarrer», begann sie endlich und richtete ihre Augen vertrauensvoll auf ihn. «Es ist wegen dem ... weil ... wie ich hörte, unsere Kaiserin, die Mutter unseres Landes, gestorben ist ...»

Der Pfarrer starrte sie an.

«*Ermordet* wurde sie! Ermordet, Weib, von einer elenden, ruchlosen Hand, eine Tat, die zum Himmel um Sühne schreit! Aber Gott ist mit uns. Er allein wird sie richten. Solch eine edle, schuldlose Frau, die keiner Fliege etwas zu Leide tat.»

«Die Mutter, die Mutter eines ganzen Landes ...» fiel sie entsetzt und doch auch gleichzeitig andächtig ein – während er sich erregt mit der Hand durch sein ergrautes Haar fuhr.

«Was willst aber du?» Er sah sie erstaunt und voller Mitleid an. «Was willst *d u* ? Sie wird den Frieden oben finden.» Die Huzulin sah ihn eine Weile sprachlos an. Bloß eine kurze Weile. Dann sagte sie: «Ich bin sehr, sehr arm, Herr Pfarrer-Väterchen. Ihr wisst es am besten, wie arm. Aber doch ...» und hier brach sie plötzlich ab, und damit kramte sie nach etwas in ihrem Gürtel herum, bis sie endlich ihren Lappen, der ein Taschentuch vorstellen sollte, herauszog und auf ihre Knie niederlegte. Dann band sie mehrere Knoten einer Ecke auseinander und zum Vorschein kam ein Häuflein Kleingeld.

«Das da ...» sagte sie noch immer in ihrer bescheidenen Art und sah ängstlich zum Pfarrer auf «das da, Herr Pfarrer-Väterchen, sammelte ich lange, sparte ich lange zusammen, bis daraus fünf ganze Gulden wurden. Sind Sie nicht böse, nehmet das, Väterchen, nehmet das», bat sie und wischte sich mit einem Male mit dem Rücken der Hand die Augen aus. «Ich gebe es aus vollem Herzen.»

«Wozu? Wofür?» fragte der Pfarrer erstaunt und sah fast belustigt auf das runzelige Weib da auf dem Sessel vor sich.

Sie erhob sich.

«Verachtet es nicht, es kommt aus innigem Herzen. Ich habe es für meine Sterbestunde gesammelt, ich habe es im geheimsten Winkel meiner Kammer gehalten. Nicht einmal mein Kind wusste davon. Mein einziges Kind – nehmet es.»

«Wofür, Weib?» wiederholte der Pfarrer nunmehr sehr ernst, «wofür?»

«Für sie, die *Kaiserin auf eine Seelenmesse* für sie, unsere Mutter! O Herr Pfarrer!» rief sie und schlug die Hände zu einer Faust zusammen. «Sie war die Mutter unseres Landes und *solch* eine Mutter zu morden!! ... Wird denn Christus nicht vom Himmel herabsteigen und sie rächen? Er wird es tun.»

– Der grauhaarige Mann vor ihr starrte sie einen Moment an, als fehle es ihm zum ersten Male im Leben an Worten.

«Dein Wunsch soll dir erfüllt werden, Weib» sagte er, «er soll dir ebenso innig erfüllt werden, wie er dir rein vom Herzen kommt. Gott segne dich!»

– Die Huzulin atmete tief und erleichtert auf, als löste sich ihr bei seinen Worten ein Stein vom Herzen – und ging.

Der Pfarrer geleitete sie bis zum Pförtchen. Er schritt noch lange vor dem Hause schweigend auf und ab. «So arm und unansehnlich» ging es ihm immer wieder durch den Sinn; «so arm und so tief versteckt im Walde und *doch!* Du bist doch überall, o Gott, und überall ist ein Teil von dir.»

Zu Hause angelangt, erzählte sie auf das Ausfragen des Knaben alles. Von der Waldmutter angefangen bis auf den Tod der Kaiserin und die Messe.

«Und ihr hörtet, wie der Tod das Paar suchte?» fragte er und suchte ihre Blicke beharrlich mit seinen klugen, schalkhaften Augen.

Sie gab keine Antwort.

«Und wer kann jetzt zum Beispiel bei uns hier an die Reihe kommen, Mutter? Ihr?» drang er in sie weiter, ohne seinen Blick von ihr zu wenden. «Ihr?»

«Narr du!» ermahnte sie und lächelte. «Wir werden sehen ...» sagte er und schloss das Gespräch.

Siebzehn Jahre waren seit jener Zeit vergangen.

Es kam der Krieg.

Jurij wurde einberufen. Groß, schlank und kräftig, wie ein echter Gebirgssohn ist er. Vom Scheitel bis zur Sohle dunkel und ernst. Nur der übermütige Zug um Aug' und Lippe aus dem Knabenjahren ist erloschen...

Da steht er. Er schaut durchs Fenster und wartet und wendet nur von Zeit zu Zeit den Kopf nach der alten Mutter, wie sie ihm mit zitternden Händen sein Bündel auf den Weg herrichtet. «Da, auch ein Kerzel steck' ich dir herein», sagte sie und wies auf ein kleines Kerzel, das aus dem Bündel hervorsah. «Vielleicht hältst du einmal Wache und es kann dir zugute kommen.»

«Ja!» antwortete er kurz, ohne den Kopf nach ihr zu wenden. «Ihr seid gut und denkt an alles ...» und brach ab. – Etwas lag in seiner Stimme, das sie erzittern machte. Sie begann sich die Augen, die sich plötzlich mit Tränen füllten, mit den Hemdärmeln zu wischen...

«Dass ich das erleben muss, Jurij, dass ich das erleben muss.» Das letzte Wort kam wie ein Schrei von ihren Lippen.

Er antwortete nichts, nur mit einem Male ging es durch seinen Körper wie ein Ruck – und er stand bei ihr.

«Lebt wohl, Mutter ...!» sagte er und entblößte sein Haupt. «Jurij!...» schrie sie auf und ihre Arme umschlossen plötzlich seinen Hals wie braune Klammern. Ich seh' dich zum letzten Mal, Bursche!»

«Nicht jede Kugel trifft...»

«Hej – hej, mein Sohn ...» schluchzte sie, «hej, hej!»

«Erwartet mich!» sagte er. «Erwartet mich immerfort, Mutter!»

Und wieder brach etwas aus seiner Stimme hervor, das ihr fast den Boden unter den Füßen wankend machte.

«Ja, ja, mein Sohn» sagte sie und sog sich mit ihren Blicken in seinen Anblick. «Ich erwarte dich ...»

«*Tretet nicht aus der Reihe ohne mich...!*» vollendete er den Satz, ihren Blicken ausweichend, wandte sich um und schritt über die Schwelle.

«Schreibe! – Wo wirst du sein?» Ihre Worte klammerten sich an ihn, während er wie gehetzt vorwärts ging, als zöge es ihn mit Gewalt den Berg herab. Fast war er schon ihren Blicken entschwunden.

«Wo wirst du sein?» rief sie ihm nach.

«Wo die Erde begossen wird.»

«Wo?»

«*Irgendwo.*»

«*Irgendwo ...*» flüsterten die Lippen der Mutter und sie starrte wie von Sinnen in die Tiefe, die im reichen Grün ihr Kind auf immer ihrem Blick entzog. Mit einem Male, als legte jemand einen Eismantel um ihre Glieder; schüttelte sie ein Frost und sie besann sich. Mit aller Kraft, die der alten Brust zu Gebote stand, rief sie zum letzten Mal bergab:

«*Aus der Reihe trete ich!*» Und sie wartet. Es kam wie ein Befehl.

«*I c h!*» arbeitet sich aus der Tiefe eine Stimme empor.

Ob seine? Sie weiß es nicht mehr. Vielleicht war es das Echo.

Sie glitt zu Boden, presste die Hände vor das Gesicht und stammelte: «O ihr beiden! Gebenedeite und Kaiserin, beschütze ihn!»

Ringsumher majestätisches Tannenrauschen. Und so rauscht es bis heute.

Czernowitz, am 29. September 1915

Skizzen

DIE BAUERNBANK

Ich hatte die Pflicht, einem armen Bauern, einem Vater von vier Kindern, zu erklären, dass seine Wirtschaft versteigert würde. Auf seinem armseligen Besitz lastete bei der Bauernbank seit langer Zeit eine Schuld, die schon seine Eltern aufgenommen hatten. Nachbarn, einfache, ungebildete Bauern, hatten ihm geraten, er solle das Land auf seinen Namen umschreiben und die Abzahlung stunden lassen, um den Besitz «zu retten», auf den ein reicher Jude aus demselben Dorf schon lange erpicht war. Der Bauer hörte diese Ratschläge und befolgte sie gewissenhaft. Er bat, die Bank möge doch ein paar Jahre verlängern, und sagte, Gott würde es der Bank vergelten, ihm aber helfen, sowohl die Schuld als auch die Zinsen abzuzahlen. «Die Zinsen», klagte er, «sind wie die Sünden ins Kraut geschossen und haben mir das Blut tropfenweise ausgesogen.» Der letzte Termin ging vorüber, und er hatte nichts gezahlt.

Er besaß kein kaufmännisches Talent; obendrein waren die letzten Jahre schwer gewesen, es gab keine reiche Ernte, und der Bauer erwarb sich kärglich den Lebensunterhalt, indem er sich als Knecht verdingte. Das ganze Dorf wusste, dass er die erforderliche Summe nicht aufbringen würde, die mit den Zinsen zusammen den Wert seines armseligen Besitzes weit überstieg, und deshalb – mir zitterten die Lippen, als ich ihm die Lage der Dinge klarmachte – sollte sein Hof unter den Hammer kommen. Während unserer Unterhaltung verfolgte

mich unablässig der Gedanke, dass dieser Pechvogel von der Wiege an wohl keinen glücklichen Augenblick kennengelernt habe. Er betrank sich bisweilen. Das waren die schönsten Stunden seines Lebens.

Ich teilte ihm zum Schluss mit, was ihn erwartete. Er konnte es zuerst nicht fassen.

Auf seinen Lippen erstarb das müde Lächeln, sie wurden schmal, leblos, und seine Augen, diese Augen, die gewöhnlich so gutmütig dreinschauten, spiegelten nun Entsetzen und Stumpfsinn.

«Aber ich habe doch keine Gelder genommen!» rief er plötzlich außer sich.

«Aber, Verehrtester, Sie haben Anweisung gegeben, das verpfändete Land auf Ihren Namen zu überschreiben. Oder geschah das etwa ohne Ihr Wissen? Die Bank ist doch nicht an Menschen, sondern an Grund und Boden interessiert. Wenn Sie wenigstens die Zinsen gezahlt hätten, dann würde die Bank sogar auf Ihre Enkel warten. Da Sie aber weder Zinsen noch die Schuld abgetragen haben, ergibt sich...»

«O Herr! Wie ist das möglich?» rief er entsetzt. «Wie kann sie mein Land verschlingen, wenn ich... Falls ich lüge, sollen mir die Lippen verdorren!... Wie ist das möglich, wo ich niemals auch nur einen Groschen geliehen oder genommen habe? Und die Leute haben gesagt, als hätte es der Zar selbst entschieden, dass es so eine Bank geben und dass sie uns Mushiks helfen solle.»

Er lachte, dass ihm die Tränen in die Augen traten. «Wahrhaftig», fuhr er fort, «ich fliege nicht als erster und nicht als letzter dieser Bank wegen auf die Straße. Jeden zweiten, dritten Hof würgt sie wie eine Schlange und saugt ihm das Blut aus. Und die Pächter, diese verfluchten Antichristen, sind die Herren der Bank, sie schalten und walten über das Schicksal der Mushiks.»

Bis heute weiß ich nicht, ob er lachte oder weinte, als er sagte:

«Mein Gott! Heut noch habe ich so schwer gearbeitet, dass sich diese schwieligen Hände morgen mit Wunden bedecken werden, und meine Frau hat das letzte Stück Leinwand weggetragen, um eine Handvoll Mehl dafür einzutauschen. Ich soll mein Haus verlassen, mein Elternhaus, das mein Vater mir hinterlassen hat, und umherziehen! O Wahrheit und Recht, wo seid ihr? Bettler werden muss ich, ein Bettler!...Und das mir, mir, dessen Großvater ein reicher Landwirt und Kirchenältester, ja Starost war! Das Haus soll ich verlassen, in dem mein Vater als ehrlicher Bauer gestorben ist... Ich könnte... Sofort werde ich gehen!» rief er nach kurzem Nachdenken mit unaussprechlichem Schmerz. «Ein Jahr mehr oder weniger Not leiden – es ist mir gleich. Ich bin sowieso schon ein Krüppel, habe bei der schweren Arbeit all meine Kräfte verausgabt, bin völlig erschöpft... Aber meine kleinen Kinder... Das ist es, was mich jammert!»

Er lehnte sich an die Wand und bedeckte sein faltenzerfurchtes Gesicht mit den von schwerer Arbeit krummen Fingern. Ein leiser, herzerreißender Seufzer entrang sich seiner Brust.

Dann schlug er die Augen auf, nahm seine Mütze, winkte ab, als entsage er allem, und ging hinaus.

Es war ein später Herbstabend, und scharfer, eisiger Wind jagte heulend über die Äcker. Weit in die Runde erstreckte sich bis in die Ferne frisch gepflügtes Land, da und dort erhoben sich kleine Bauernhäuser.

Er ging.

Er schritt auf einem schmalen Pfad, der sich schräg über das Feld wand und sich in der Ferne verlor. Den Kopf auf die Brust gesenkt, schritt er dahin, als wäre er betrunken. Dann kehrte er niedergeschlagen und mutlos

nach Hause zurück. Niemand würde ihm beistehen. Er war zu arm, als dass ihm jemand hilfreich die Hand reichte oder dass das Mitgefühl mit seinem Schicksal eines anderen Herz erweichte. Er hatte es gewusst.

Die ersten Lebewesen, die ihn wie immer freudig begrüßten, waren die beiden großen schwarzen Hunde, die sein Haus und seinen Besitz bewachten.

Er blieb einen Augenblick stehen, ehe er in das Haus trat.

Dunkel war es darin.

Am Ofen, in dem unter der Asche vereinzelt Kohlen glommen, hatten sich die Kinder zusammengedrängt. Dort saß auch seine Frau. Sie warteten voller Ungeduld auf den Vater. Er war ins Dorf gegangen, um eine Kerze zu holen. Wo blieb er nur solange? Den Kindern gruselte es im Dunkeln. Sie glaubten, ein Ungeheuer spähe durchs Fenster oder aus den Ecken und ginge sogleich auf sie los. Auch der Frau war beklommen und schwer ums Herz. Die Tür knarrte – der Vater kam.

«Papa ist da!» rief freudig der älteste Junge und stürzte ihm entgegen. «Papa hat Licht gebracht!»

«Papa hat Licht gebracht!» rief auch das jüngere Schwesterchen, während es schnell von der Bank krabbelte.

«Lichte bracht», plapperte der Kleinste, «Lichte bracht!»

Aber der Vater blieb stumm.

Er warf eine kleine Kerze auf den Tisch und erwiderte kein Wort, als sähe und höre er sie alle nicht.

Wehmütig sah die Frau ihn an. Was war mit ihm los? Er redete nicht, gebärdete sich wie ein Stummer und nahm nicht einmal die Mütze ab. Hat er schon wieder getrunken? Er geht auch unsicher. Natürlich ist er betrunken. Wie neulich hat ihn dieser Kerl wieder

vollgefüllt, dieser verdammte Antichrist. Immer will er ihn übers Ohr hauen, er solle ihm für ein Butterbrot den Mais hacken. Arbeiten kann er ja – warum sollte der Kerl ihn nicht ausnutzen? Und er – Gott strafe ihn dafür! – hat sich diesem Scheusal wieder ausgeliefert.

Verbitterung und Ärger drückten ihr das Herz ab, und ihr Mund floss über von harten Worten, die das Leid gebar.

«Du bist wieder betrunken, Petro!» sagte sie halblaut, während sie das Licht ansteckte.

«Betrunken, liebe Dokia... Oho-ho, und wie betrunken ich bin! Heute bin ich betrunken, weil ich und du und unsere Kinder in einer Woche auf der Straße liegen werden.»

Ihr blieb das Herz stehen, sie starrte ihn an. Er war bleich wie der Tod, und seine Augen brannten in unheimlichem Feuer.

Nein, diesmal war er nicht betrunken!

Übrigens – hätte er nicht doch lieber trinken sollen?

*Aus dem Ukrainischen übersetzt
von Traute und Günther Stein*

FANTAISIE IMPROMPTU

Eine Skizze

Jedes Mal, wenn tiefe ernste Glockentöne zu mir herüber klingen, mahnen sie mich an eine vergangene Zeit und an ein weibliches Wesen, lassen mich träumen von den Tagen, in denen es noch Kind war, ein zartes schwächliches, empfindsames Kind mit unendlich schwermütigen Augen, mir einer Seele, empfindsam wie die *mimosa pudica*, stets voller Tränen und voller Fantasiegebilde, voller Töne. –

Stundenlang lag es im Grase und hörte mit einer Art Wohllust dem Geläute der Glocken einer uralten Klosterkirche zu – hörte sich in das Geläute hinein und weinte, bis es vor Müdigkeit fast umfiel.

Zu manchen Zeiten.

Und zu anderen war es ein leidenschaftliches, tief erregtes Wesen, das an junge arabische Pferde mahnte, z.B. wenn seine Spielkameraden es als Pferd einspannten und vor sich her trieben.

Das war sein Lieblingsspiel.

In Schnüre eingespannt, jagte es wie toll über Felder und Gärten, wild und schön, und hätte sich aus unerklärlicher Lust voll Feuer zu Tod gelaufen, wenn nicht die Jagenden es zurückgehalten hätten! –

Immer mahnen mich tiefe ernste Glockentöne daran!

An einem düsteren Herbstnachmittag, an dem der Himmel sich in finsternes Gewölbe gekleidet, machte es sich auf den Weg in die Stadt, um einen Fingerhut zu kaufen. Auf der Strasse überfiel es ein Sturm, kehrte den Regenschirm um, riss ihm diesen förmlich aus der Hand, und es schritt mutig und kühn, den Strohhut in Nacken, auf sein Ziel los, das Gesichtchen blass und durchnässt.

«Du fürchtest dich nicht?» fragte man es in dem Laden. «Bleibe da und warte, bis sich der Sturm gelegt; er fegt dich sonst irgendwohin fort, du kleiner Vogel.»

Die kleinen Lippen krümmten sich flüchtig verächtlich.

«Nein – ich fürchte mich nicht.»

Und es ging im Sturm, wie es gekommen war. Die kleine Brust dehnte sich voll Mutes und die schwermütigen Kinderaugen starrten weit geöffnet irgendwohin in die Ferne.

Suchten sie das Spiel der Wolken zu ergründen? Erriet die kleine Seele eine Melodie, eine Harmonie im Sturmgeheule? Oder sah sie besondere Formen und Erscheinungen in den sich im Wind ächzend biegender Bäumen?

Immer mahnen mich die ernsten, tiefen Glockentöne daran, und an einen sonnigen, glühenden, übersättigten Sommernachmittag.

Es lag am Rande des Teiches, just wo er am tiefsten war, und sah in die Tiefe hinab und sah auf die glatte, klare Spiegelfläche, voll nervöser Erwartung.

Darüber tanzten und flimmerten Mücken... Millionen an der Zahl... Große glotzügige Frösche steckten ihre viereckigen Köpfe aus dem Wasser hervor, verharrten so unbeweglich, um dann nach den Mückchen blitzschnell zu schnappen. Andere sprangen aus dem Grase hinein und verschwanden; dabei hörten sich eigentümliche Laute. War es gar nicht möglich, ihnen nachzuahmen...

diesen Wasserlauten? Sie müsste es treffen...

Schwarzblaue Schwalben flogen über die Erde und im Kreise, tief und tiefer, und netzten sich die rötlich-weißliche Brust im Fluge, gleichsam im Übermute, im Wasser, das sie hell auflachte vor Vergnügen. Alles verschlang sie schier.

Unweit vom Teiche standen unter einer künstlich aufgerichteten Wand Bienenstöcke, und man hörte das Summen der Bienen.

Wie sie nur ein- und aufflogen! Eilig, geschäftig, summend; eine nach der anderen – wer sie genau beobachtet! Und bunt durcheinander für das flüchtige Auge.

Sie summte mit, auf dem Boden liegend, auf die Ellenbogen gestützt, und das Kinn in die Hände gelegt. Stets von neuem, monoton, höher oder tiefer, das war gleich, wie sie eben den Ton anstimmte. Das schuf Harmonie und rief Schönheit hervor.

Dann legte sie den Kopf ins Gras, gleichsam im Schläfe lag sie da – aber sie schlief nicht. Sie sah Bilder in Tönen. Sie fühlte Bilder in Tönen. Durchfühlte, selbstgesponnene Erlebnisse, märchenhafte, phantastische, unmögliche und weinte vor unerklärlicher Trauer.

- - - - -

Schimpfend und fluchend liefen Bauernknechte dem durchgegangenen Hengste nach, der sich nicht einfangen ließ, der Possen mit ihnen trieb und sie geradezu narrete. Bis zu dem Momente, wo sie beinahe zwei Schritte von ihm entfernt waren, blieb er ruhig und weidete in dem ihm bis zur Brust reichenden Korn... dann, wenn sie nach der sich schleifenden Halfter greifen wollten, machte er eine jähe blitzartige Wendung, schlug aus, dass die Hufe

in der Sonne auffunkelten, und jagte in tollen Sprüngen, den prächtigen Kopf übermütig schüttelnd, durch die wogenden Ähren stampfend und verheerend gleich einer bösen Kraft.

– Wie eine Katze, tief gebückt, hatte sie sich in die Nähe des wild gewordenen Tieres geschlichen und in dem Augenblick, als es wieder beruhigt schien, nach der Halfter gegriffen.

Angstvoll klopfte das kleine Herz und eine Art Fieber überfiel sie. Wenn es sich jetzt umwendete und ausschlüge?

Bah! – Das war unmöglich» –

Und es schlug auch nicht aus.

Es war willig und folgte der kleinen Hand, wie ein Kind, bis es nicht in die richtige Hand kam.

Damals schlug man sie beinahe im Schrecken, dass sie diese Tat begangen und sich so unbedacht einer Gefahr ausgesetzt!

«Fratz einer!... es hätte dich totschiagen können!...»

Sie hatte nicht geweint.

Den Blick auf den Boden und auf einen Punkt geheftet, am Nagel kauend, dachte sie «weiß Gott worüber nach»...

In ihr wogte es so seltsam... so seltsam. Sie wäre beinahe erstickt – ihr schien, an etwas Buntem, Überwältigendem, das an Bilder mahnte und dann in Töne übergieng...

Als sie zehn Jahre zählte, stimmte bei ihren Eltern ein vorüberreisender Klavierstimmer das Klavier. Er war jung

und von großer Schönheit und vornehmen Manieren. Man munkelte, es sei ein Emigrant und von hoher Abkunft.

Die ganze Zeit hindurch saß sie ihm gegenüber – still zusammengekauert und fast unbemerkt – sah ihm zu und horchte auf die von ihm kräftig hervorgerufenen Akkorde.

Beide befanden sich allein im Zimmer.

Er sah sich nach einer Uhr um, und da er keine im Zimmer bemerkte, fragte er sie, welche Zeit es sei. Seine schönen Augen richteten sich dabei mit mildem Ernste auf sie.

Ihr jagte alles Blut zum Gesichte, das Herz pochte zum Zerspringen und sie vermochte keine Silbe hervorzubringen.

Einen Moment lang sah er sie mit erwartungsvollem Erstaunen an, als sie jedoch nicht antwortete, setzte er sich wieder vors Klavier und ein melancholisches Lächeln flog über sein ernstes junges Gesicht.

Sie schämte sich und rührte sich nicht mehr aus ihrem Versteck.

Den nächsten Tag kam er wieder und sie saß wieder auf ihrem Posten und starrte ihn an.

Er tat allerlei Akkorde, immer gleich kräftig anschlagend, kräftig und elegant, wie sie nur eine sehr geübte und feinfühlig Hand anzuschlagen versteht. Stimmte nach und schlug von neuem an. Jeder Schlag auf die Tasten elektrisierte sie, und jede unerwartete Wendung seines Kopfes oder seines Körpers verursachten ihr Herzklopfen. Dann, er musste endlich mit dem Instrument zufrieden sein, begann er zu spielen...

Anfangs nur mit einer Hand und gleichsam tändelnd, und etwas piano. Es klang wie ein zurückgehaltenes ersticktes Lachen, ja, wie das Lachen einer Frauen-

stimme... aber kein glückliches Lachen. Dann kam die andere Hand zu Hilfe, und nun ergossen sich Töne in einander von packender, schauerlicher, aber unbeschreiblicher Schönheit. Was er spielte, mahnte an gefesselte Leidenschaft, und wie er sie offenbarte, verriet ihn als Menschen.

Beim Beginn des Spieles schauerte sie zusammen, aber später, sie wusste nicht, wie es kam, begann sie zu weinen. Still, aber «mit dem ganzen Körper»... Es kam wieder über sie jenes bunte überwältigende Etwas, das an Bilder mahnte und in Töne aufging und sie zu ersticken drohte. Als er sie so weinend bemerkte, hielt er erschrocken im Spiele inne. Dann rief er sie zu sich.

Sie rührte sich nicht.

Er stand auf und kam zu ihr. Sie hatte die Hände fest vors Gesicht gepresst und verhielt sich totenstill.

Er beugte sich ganz zu ihr.

«Du weinst?»

Keine Antwort. Er löste ihr die Hände sanft vom Gesicht und sah in die verweinten Augen.

«Was ist dir?»

Sie schwieg abermals.

Pause.

«Weshalb weinst du?»

– – «Weil – so – .»

«Dir hat die Musik gefallen?» fragte er nach minutenlangem Schweigen und wie in Folge innerer Eingebung.

«Ich weiß nicht.»

«Aber du hast es lieb, wenn man spielt – nicht?» sprach er weiter sanft und so zart, als ob er den scheuesten Vogel vor sich hätte.

«Ich weiß nicht... ja, ja.»

«Das Stück, welches ich soeben spielte, heißt

«Fantaisie Impromptu» von Chopin... könntest du dir diese Worte merken?»

«Wenn ich sie nachsage, ja.»

«Wenn du Musik lernst, kannst du es spielen; aber merke dir's, erst wenn du völlig erwachsen bist; über die zwanzig bist. Hörst du?»

Sie nickte.

«Erst dann wirst du ganz verstehen, was jeder Ton dieses Stückes sagt.» Dann nahm er ihren Kopf zwischen seine Hände und sah in ihre verweinten, todtraurigen Augen. Ein unendlich wehmütiges Lächeln flog über sein Gesicht.

«Ich denke», sprach er und mehr wie zu sich selber, «dass du es noch besser spielen wirst als ich... noch besser.»

Dann fuhr er ihr kosend übers Gesicht, streichelte das Haar, besah ihre Finger und endlich küsste er sie.

«Mir kannst du es erlauben... ,künftige Größe'», sprach er dabei, «Ich bin einer, der auch Seelen stimmt... und mehr noch.»

- - - - -

Als sie erwachsen war, war sie fast schön. Sie liebte viel, leidenschaftlich, aufopfernd, oft bis zum Wahnsinn; indes sie war eine «treulose» Natur, d.h. sie liebte nie lange.

Sie hatte auch nie einem Manne lange gefallen, und es beehrte sie keiner zur Frau. – Sie war geistreich und klug und witzig, eine überaus reich beanlagte Natur. Sie malte und «betrieb» Literatur und versuchte stets von neuem ein fast krankhaftes Schönheitsverlangen zu stillen. Es gelang ihr das niemals.

Weshalb? Darauf wäre ebenso schwer eine Antwort zu geben, wie auf die Frage, weswegen sie nie einem Mann auf die Dauer gefallen.

Sie mochte wohl jenes nicht haben, was sie Alltagsmenschen befriedigt. Sie besaß zu viel Originalität, hatte zu wenig vom «Heute» und gar nichts vom «Allgemeinen» an sich.

- - - - -

Sie war keine «zukünftige Größe» geworden.

Ich selber bin diese missratene Größe.

Ich erwarte das Glück täglich, stündlich. Ich fühle, wie das Leben vor mir liegt, nicht als wie etwas Trostloses, schwer zu überwindendes, sondern wie ein prachtvoller heller Festtag, heiß pulsierend, verlockend, ein buntes hinreißendes Gemälde, oder wie eine schwere Sonate, ja – so wie die Musik. -- -- Süße, berauschende, schwermütige Töne. Aufwiegend, fortreißend, auffordernd, vernichtend – und doch! – und doch! – ich habe nie Musik gelernt! Ich habe nie, nie die Fantaisie Impromptu selbst spielen können; und wenn ich sie von andern höre, ist meine Seele voller Tränen.

Was das ist?

Was das ist... dass durch all das Sonnenlicht, welches meine Seele voll durchblutet, dennoch gleichsam ein schwarzer Trauerflor weht? Dass ich mit dem Zukunftsblut in den Adern doch keine Zukunft habe und in meinem Leben der Mittag fehlt?

Wenn ich die Musik höre, bin ich bereit, zu sterben. Ich werde tollkühn, ich werde groß, verachtend, liebend...

Was liegt an mir, wenn ich sie nur höre... - - -

DEMUT

Lauter helles Maigrün und Sonnenlächeln. Ein viereckiger Obstgarten, begrenzt von schweigsamen vornehmen Gebäuden, prangte in seinen Farben.

Die Frühlingsblumen blühten. Zeitig früh entwickelten sie sich für heute im dämmernden Licht unter kühlen Tautropfen.

Und sie waren geöffnet.

Türkischer Flieder, weißer Flieder, volle rundliche Tulpen, Narzissen wie weiße Schmetterlinge auf grünen Halmen. – – –

Grüne Sträucher mit dicht und bodenförmig zur Erde herabhängenden Zweigkränzen, überschüttet mit feinen, sternförmigen, gelben Blüten. – – –

Stark duftende Aurikeln von satter, rother Farbe und Stiefmütterchen.

Eine Unmasse verschiedener Stiefmütterchen, auch andere Blumen. Die mit weißem Sand überstreuten Pfade umschlossen, kokett sich biegend, Beete und Arabesken und verloren sich in den Sträuchern, die dicht an der kühlen Mauer wuchsen. – – –

Gegen 10 Uhr vormittags schickte sich der Künstler an auszugehen und wollte vorher den Vorhang am offenen Fenster herablassen.

In diesem Augenblick trat eine junge Zigeunerin vor ihn – vielleicht im Alter von zwanzig Jahren – mit zwei Mädchen von etwa vier, fünf Jahren vor das Fenster, um Almosen zu bitten.

Sie sprach in frommen, demütigen Worten und die Kleinen ahmten ihr nach, die kleinen Hände zu ihm emporstreckend. Traurig und begierig zugleich waren die Augen aller zu ihm gewandt. Große, verlangende Augen, in denen die unbewusste Leidenschaft südlicher Racen glomm.

Er warf ihnen Geld zum Fenster hinaus und geschickt hatten sie es erhascht.

Sie blieben stehen.

Sie wollten noch irgend etwas. Die Mutter bat weiter. Irgend ein überflüssiges, abgetragenes Kleidungsstück... irgend ein altes Tuch... oder etwas anderes. Es war einerlei was: aber doch noch etwas... sie hätten so gar nichts. Sie wären von weitem gekommen und müssten wieder weiter... weit..., schrecklich weit!!

Und wieder wandten sich, wie früher, alle Augen zu ihm. Groß, mit erwartungsvollem, gierigem Ausdruck. Die Mutter legte die Hände kreuzweise über die Brust und beugte sich demütig zur Erde.

Aus dem Innern hatte ihn jemand gerufen. Eine klangvolle, gleichmäßige Frauenstimme, die das Fenster sofort zu schließen befahl...

Einige Minuten vergingen.

Ob sie fort waren?

Ja.

Sie hatte etwas von ihrer Demut hier unter seinem Fenster zurückgelassen und ging auf dem weißen, breiten Pfade, der sich zwischen den Frühlingsblumen, zwischen den mit gelben feinen Blüten überstreuten Sträuchern wand, im goldenen Sonnenglanz zu den anderen Wohngebäuden.

Sie ging langsam, mit zaghaften Schritten, mit schlaff herabhängenden Händen... durch den Garten... aufrecht, als ob sie am Haupte einen vollen Krug trüge. Und doch, wie viel Rhythmus lag in ihrem geraden

Gang, wie edel ihre Linien waren, wie biegsam und zart ihre Gestalt, deren Schönheit auch die elende Kleidung nicht beeinträchtigen konnte, und wie viel Anmut und Schönheit verriet sie da bei jeder Bewegung!

Er blickte ihr nach. Der Künstler – –

Sie erblickte einen der Bewohner im Vorhause des Herrschaftsgebäudes und legte, wie früher vor ihm, jetzt dort die Hände über die Brust und – die Demut kehrte wieder. Vollendet und bescheiden. Sie beugte sich tief, mit Würde, aber ruhig zur Erde. – – –

Er schämte sich.

Was war es, um was sie ihn vor einem Augenblicke gebeten, das er nicht geben konnte und sie vergeblich etwas von ihrer Demut zurückgelassen hatte?

Was war es denn? Er schämte sich.

Dann suchte er etwas hervor und lief damit hinunter.

Sie war ins Vorhaus getreten – die Kleinen waren im Garten geblieben. Ihnen winkte er mit der Hand, das Geschenk hoch schwenkend, sie zu sich lockend.

Sie flogen herbei.

Mit freudigen beglückten Rufen flogen sie wie Vögel herbei. Dunkelblaue, liebliche Schwalben – beglückt schon durch einen Augenblick...

Das Ältere ergriff das Geschenk für sich und, herzlich lachend, fasste es seine Hand und drückte seine Lippen an sie. Aber nicht wo man gewöhnlich küsst, etwas höher, noch am Ärmel ungefähr.

In demselben Augenblick stieg die Mutter die Treppen herunter und bemerkte alles. Sie kreuzte die Hände und neigte sich. Er eilte ins Haus mit einer geheimen Glückseligkeit in der Brust.

Küsse – das mochte er nicht.

Aber diesen Kuss kindlicher Lippen fühlte er bis in die Seele hinein. Er haftete an seiner Hand wie ein

daraufliegendes Stiefmütterchen... eins von diesen sammtweichen, mit dunklen Augen... gerade wie deren eine Menge dort im Grün und im Lichte blühten. Oder besser: er hinterließ nach sich eine deutliche Spur südlicher Wärme. – – –

Er hatte alles vergessen, der Künstler. Und seit diesem Augenblick war eine Zeit verstrichen, es ward Herbst.

In der Natur ging alles seinem schließlichen Ende entgegen. Hier und dort bemerkte man in ihr die letzten Reste strahlender Schönheit. Im Walde, auf den Feldern, im Park und am meisten unter den stolzen Herbstblumen ohne Duft.

Wochen vergehen, das Zigeunerkind steht ihm vor Augen. Und er sieht es, wie es damals dastand... im elenden Kleidchen... das Köpfchen in ein Tuch von nicht zu bezeichnender Farbe, nach Art einer Matrone... das bräunliche Gesichtchen mit schwarzen Augen, strahlend vor Glück, mit wundervollen Augen... traurig... einzig!!

Und er wünschte, dass es wiederkäme.

Aber nicht jetzt. Im Mai, wenn alles, vom Goldglanz der Sonne übergossen, sich des frischen Grün und der Blumen, des Duftes und der Schönheit, der Neuheit und Fröhlichkeit und der Rückkehr der Schwalben freuen wird – dann sollte es wiederkommen.

Er würde es hoch in die Höhe heben und ihm dann ein Almosen geben. Dafür sollte es ihn küssen. Aber nicht die Hand und nahe am Ärmel – sondern den Mund. Mit seinen zarten, keuschen, warmen Lippen – sollte es ihn küssen. Mit diesen reinsten sammtweichen Stiefmütterchen... einmal und ein zweites, und ein drittes Mal, und dann sollte es gehen. – – –

Aber es wird nicht kommen. Es war irgendwo weit fort – es hauste unter freiem Himmel – und wird nicht kommen...

Und aus ihm wird eine ebensolche Palme wie seine Mutter – schlank, ernst – mit traurig blickenden Augen – und wird sich demütig neigen.

Es wird die Hände über der Brust zu kreuzen erlernen und an jedem Haus, an jeder Schwelle in der Bitte um abgenützte Kleider etwas von seiner Demut zurücklassen...

*Aus dem Ruthenischen übersetzt
von Klementine Hankewycz.*

DIE BETTLERIN

Ein sonniger, warmer Vormittag im Juni.

Das Fenster meines künstlerisch eingerichteten Zimmers war weit geöffnet, ich saß davor am Schreibtisch.

Eine der allerschönsten, der allerwildesten Karpathenlandschaften breitete sich stolz vor meinem Fenster aus. Ein großmächtiger, pyramidenartiger, dicht bewaldeter Berg erhob sich zum Himmel. Daneben eine dunkle, enge Schlucht zwischen verschiedenartigen, bewaldeten Bergen und Felsen. Dazu das ununterbrochene Rauschen der Fichtenwälder, das an das Meer erinnerte und viel, viel Sonne.

Überall möglichst viel Sonne.

Nie war mir das Waldesgrün so frisch, so kräftig erschienen; der wolkenlose, klare Himmel nie so blau, so mild. Ich war in diesem Anblick ganz verloren...

Verloren!...

Das sagt zu wenig.

Ich fühlte diese prachtvolle Schönheit der Natur in jeder Faser wieder; ich sog sie mit Blicken ein, ich berauschte mich an ihrem Dasein; dabei wusste ich auch, das alle Kräfte, die meine Seele bildeten, *sie* geweckt, dass *ihre*, ganz allein *ihre* Liebe sie hervorgebracht hatte...

Glücklich, der sie zu verstehen imstande ist.

Eine unbezähmbare Lust, heute eine langgehegte Idee niederzuschreiben, bemächtigte sich meiner. Förmlich mit Gewalt wandte ich meine Blicke von der Natur ab und

schickte mich an, die Gedanken zu sammeln.

Sie ergeben sich, aber sie leisten auch Widerstand, sie zerstreuen sich, sie treiben Spott mit mir... ich kann nicht!!

Unweit vom Hause – hundert Schritte ungefähr – sitzt seit dem frühesten Morgen eine Bettlerin und bittet die Vorbeigehenden um Almosen. Sie bettelt nicht wie es solche Leute in der ihnen eigenen Art tun. Sie singt auch nicht. Sie hat nicht einmal diesen Bettlerton, an den man Menschen dieser Art so sehr gewöhnt ist und der gerade nur solange Rührung hervorruft, als man diese Geschöpfe vor sich sieht. Nein: auch den hatte sie nicht. Sie wimmert. Immer von Anfang im gleichen Tempo von den höchsten bis zu den niedrigsten Tönen. In der Mitte der Skala eine kaum merkliche Abweichung und hernach wieder: «Erbarmt euch der Unglücklichen, Gott wird's euch lohnen!»

Ich fühle dieses Wimmern am ganzen Körper, vom Scheitel bis zur Sohle. Ich versuchte darauf nicht zu achten, ich trachte taub zu sein. Nicht möglich! – «erbarmt euch der Unglücklichen, Gott wird's euch lohnen!»

Es war erpicht auf mich, es hatte es auf mich abgesehen, und ich hörte auf dieses Wimmern nervös, ja mit einer am Wahn grenzenden Lust. «Bravo! Bravo!» – flüsterten meine Lippen in unbeschreiblichem Spott. – Bravo! und bis aufs Blut gereizt, schleuderte ich die Feder auf den Tisch.

Vielleicht wird sie denn doch einmal aufhören!

Ich horche mit eingehaltenem Atem eine Minute, zwei, drei und plötzlich: «Erbarmt euch der Unglücklichen, Gott wird's euch lohnen!»

Das konnte den Menschen zur Verzweiflung treiben.

Ich stürzte zum Fenster, um sie zu sehen. Mich drängt es, sie zu sehen! Hier!...

Sie sitzt vor der Brücke, die zum Marktplatze führt und wimmert. – Nun, man mag denken, was man will, eine Wohltat ist das Verbot des Bettelunwesens doch. In keinen Städten existiert diese Strafe Gottes noch, obwohl auch dort Unterstützungen für sie vorhanden sind. Aber ich will allem ein Ende bereiten. Ich will ihr Geld hinschleudern, um sie zum Schweigen zu bringen, dass sie mindestens im Bettlerton bitten sollte oder dass sie... oder dass sie... ach! dass sie verstumme!...

«Erbarmt euch der Unglücklichen, Gott wird's euch lohnen!»

In mir wallte es auf und ich lächelte hässlich.

Ich ergreife den Hut und laufe zu ihr hin.

Sie sitzt, das Profil zur Seite gewendet, von der ich herankam. Als sie meine Schritte hörte, schwieg sie. Diese ganze dünne, gebückte Gestalt, das Haupt auf die Brust geneigt, nimmt plötzlich einen gespannten Ausdruck an. Ich mäÙige meine Schritte, ich will sie ansehen. – Ein wachsgelbes, abgemagertes, aber jugendliches und ungewöhnlich regelmäßiges Profil neigt sich auf die Brust. Den oberen Teil des Gesichts sehe ich noch nicht genau; der untere zeigt Spuren eines längst verwischten Schmerzes...

Jetzt erhebt sie den Kopf – ich glaube, etwas zu hoch – und ich sehe, dass sie blind, vollständig blind ist. Lange, schwarze Seidenwimpern beschatten die Augen...

Mit Angst, mit einem plötzlichen Schrecken hielt ich die Blicke auf sie gerichtet und steckte schnell das Geld in ihre kleine, sonnverbrannte Hand. Ihre blutlosen, melancholisch geschlossenen Lippen kräuseln sich wie zu einem Lächeln:

«Gott segne euch, Herr!... Gott segne euch viel tausendmal! Seit Sonnenaufgang, den ich nicht sehe und nie wieder sehen werde, sitze ich hier und ihr seid der

erste, der sich meiner erbarmte. Gott segne euch!»

Ein unsäglich hässliches Gefühl hatte sich meiner bemächtigt.

*Aus dem Ruthenischen übersetzt
von Klementine Hankewycz*

ROSEN

In einem feingeschliffenen Glase, das durchsichtig, fast bis an den Rand mit frischem Wasser gefüllt war – standen sie.

Die «Schwarzrote», umgeben von nachlässig herabfallenden Blättern, purpurn atmend. Als Blüte vollkommen vollendet, sich selber berauschend und voller auffordernder Erwartung.

Dicht neben ihr, und gleichsam behütet von klein gearteten, etwas steifen Rosenblättern gedämpfteren Grüns, lehnte eine halbaufgeblühte *Zartrosa*.

Es schien als hätte sie – sie, die noch vor wenigen Minuten eine Knospe gewesen, ein einziger kräftiger Atemhauch der Morgenluft aufblühen gemacht und nun sähe sie aus, als sei sie von selber so prächtig geworden, während sie noch lange eine Knospe blieb.

Sie blieb noch eine Knospe voller poetischer Ahnungen, dem Mittag mit seinen bunten Schmetterlingen glücklich entgegenlächelnd.

Während ihre Bandblätter von Dunkelrosa durchdrungen waren, schienen die inneren nur von einem rosigen Atem angehaucht zu sein. Zart und duftig und von einer unbeschreiblichen Keuschheit lehnte sie sich an die Schwarzrote und stach ab und forderte unbewusst zum Insichaufnehmen auf.

Dann kam die *Weiß*e.

Geborgen zwischen dichten Blättern, verlor und fand

sie sich selber wieder. Kaum ahnend von der farbenreichen Umgebung, leuchtete sie von Unschuld und Reinheit und duftete so hinreißend, dass die grünen Blätter den Atem anhielten und wie berauscht ihr süßes Wesen tranken...

Neben der und einer Zentifolie stak eine einzelne mattgelbe Knospe.

Sahen so die Knospen aus?

Tief über den Rand des Glases hing sie.

Und große fast glänzende Blätter schlangen sich um sie in sanften Linien und strebten um ihre nächste Nähe. Aber sie – schwermutsdurchdrungen und ermattet von einer unbefriedigten Sehnsucht – hatte keinen Blick für sie.

Stets nach unten waren ihre Blicke gesenkt, der Kopf nach unten geneigt, als fürchtete sie, von irgend einer Seite ein unerwartetes Aufleuchten oder einen zudringlichen Strahl der Sonne in ihr verschlossenes Inneres, den sie um keinen Preis hätte ertragen mögen. – Ihre großen Randblätter rollten sich, wurden langsam braun und welkten vorzeitig...

Neben ihr zwei dickhalsige Moosrosenknospen mit hellgrünen Blättern.

Der Tisch – worauf das Glas steht – weißer Marmor.

Hintergrund – goldbraun.

Dicht daneben gedämpfte Lampenbeleuchtung.

Schlummerten sie?

Schwerlich. Eher sah es aus, als stünden sie in Erwartung vor etwas Neuem, Unbekanntem, das an Märchen mahnte...

Aus einem hohen schmalen Bogenfenster gegenüber, dessen Flügel weit offen stehen, dunkeln unbestimmte große Baummassen entgegen und darüber erhebt sich der Himmel leicht bewölkt und mit halb verschleiertem Neumond.

Nun erhebt sich ein Säuseln. Anfangs sanft und mild, aber nach und nach stärker und wird zum heißen heimlichen Geflüster. Dann weht ein frischer, mutiger Luftzug durchs Fenster herein.

Er fährt gerade aus in die Richtung, wo die Rosen stehen, und berührt sie alle kühn, gleichsam kosend, dass die dicke Lichtflamme erschreckt aufflackert und zittert... dann bleibt es wieder still.

Fast hörbar fielen die schwarzroten Rosenblätter auf die weiße Marmorplatte.

Zuerst drei, vier, dann mehrere – zuletzt fast alle.

Aus dem Fallen derselben erdichtete die ringsum herrschende Stille ein Schicksal...

DICHTER

Eine Phantasie

Einstmals hatte ich eine «Morgenseele». Das ist gleichbedeutend mit Glück, mit Sonnenlicht, mit Frühling...

Es ist die Essenz alles Starken und Gewählten, das man in sich trägt und womit man dem Leben entgegentreten und seine düsteren Seiten leicht nehmen kann.

Den Dichtern hatte ich es zu verdanken. *S i e* hatten mich derart ausgemeißelt, dass ich zu allen Tageszeiten für Kunst und Schönheit empfänglich war. Eine große Errungenschaft. Etwa nicht? Wenn man die Augen aufschlägt und alles lesen kann! Von der Rose angefangen, die sich im Garten auf ihrem Stängel wiegt, bis auf das, was sich im Mondlichte als sehnsuchtweckende Ferne erstreckt.
– Es gibt doch nichts über Künstler und Dichter!

Wie sagte meine «Morgenseele?»

Sie sagte: «Da Gott selber die Poesie nicht pflegen konnte – schuf er die Dichter.» Und die Poesie ist die Mutter alles Grossen und Schönen. Und gar erst, wenn man seine Seele hinausschickt auf stille Wandelungen und sie Gleichnisse zieht zwischen dem *da* und *dort*, und das Beste in sich nimmt...

Künstler und Dichter ziehen solche Morgenseelen groß. Über alles liebte also meine Morgenseele Künstler und Dichter.

Priester des Schönen!
Sänger der Liebe...
Hüter der Reinheit
Götter der Erde.
Schöpfer der Morgenseelen – sie leben hoch!
Über alles hielt meine Morgenseele die Dichter hoch.

Bei mir wimmelt es von Seelen.

Ein feines Publikum, das ich in meiner Wohnstätte versammle und neidisch und sorgsam behüte. In der Wohnstätte, in die die Sonne hereinlacht, alle darin befindlichen Gegenstände vergoldet, die gewählten Blumen abküst und prangen macht und alle krankmachenden Stimmungskobolde mit ihren Strahlen ausfegt. – Gewählte Menschen sag ich – denn edle Taten, feine Gebärden und feine Sitten sind ihnen gleich heilig. Desgleichen das Wesen der Intelligenz. Das ist ihnen nicht Flitterstand und Stundenschmuck, sondern der Grund und Boden, auf dem man ein dauerndes und reines Heim baut. Ein reines, heiliges Heim voll Glückes und dazu schwere Eichentüren. Das vor schlechtem Klang und flachen Pöbelköpfen zu schützen. Dichter hab ich bei mir und Künstler; eine feine Sorte von Menschen. Ich möchte sagen, die feinste.

Denn gibt es noch eine feinere Sorte?

Ich würde alsdann dieser noch feineren Sorte die Türen meiner Wohnstätte angelweit öffnen, sie hereinlassen und den Boden mit kostbaren Teppichen bedecken, auf dass ihre Füße bequem darauf schreiten... so wie es sich geziemt, für die feinste Sorte von Menschen.

Lieblinge meiner Morgenseele!

Blüten der Menschheit...

Ihre vornehmen Seelen spazieren sich so ungezwungen bei mir herein, machen es sich so gemütlich, als wären sie bei sich zu Hause.

Sie sprechen von allerlei. Sie reichen in die Höhen und Tiefen und wissen stets Neues zu geben. Neue Güter, neue Werte, neue Formen und Frauen und Männer, nach denen man sich wie nach Vorbildern meißeln kann! Rufen *das* ins Leben, ziehen *jenes* aus Schutt und Trümmern und öffnen die Augen für neue Schönheiten: für alle Schlupfwinkel der Schönheiten.

Sie lösen die Rätsel der Seelen und geben Menschen immer zu denken.

Dabei sind sie fein und höflich und verstehen sich auf Liebe. Mir ist, als sähen sie mich immer mit freundlichen Blicken an und als liebten sie mich; nein, ich fühle diese ihre Liebe, und das ist eine ganz besondere Empfindung.

Eine ganz besondere Lust, eine ganz besondere Seligkeit, die solch eine Dichterliebe hervorruft! Sie mahnt an Veilchenduft und an jenes Glück, das sich in uralten Märchen verborgen hält.

Davon kann sich der Pöbel keinen Begriff machen.

Und bei mir ist alles dickköpfiger Pöbel, was den Dichter nicht ehrt und schont.

Ihm nicht den kostbarsten Teppich unter die Füße ausbreitet. Ihm keine Blumen und kein Gold unter die Füße streut. – Dickköpfiger, plumper Pöbel, der es gar nicht wert ist, dass die Schönheit auch nur einmal einen Gang durch sein Land tut. Dass sie ihm auch nur einmal ihr herrliches Antlitz voll zuwendet und ihn etwas zu Ende Geratenes schauen lässt. Pfui! über den dickköpfigen Pöbel, der seine Auserwählten nicht ehrt und wahr.

Der Erde Götter...

Meiner Morgenseele Lieblinge!

Ich sagte es schon.

Keine Alltagsbude, angefüllt mit Krämerwaren, war meine Seele! Nein, eine echte Dame war sie, die durch den jahrelangen Verkehr mit den Vornehmen des Geistes selber sensitiv und reich geworden ist und deren Instinkte fein waren wie der Blütenstaub einer Lilie.

Am Morgen, wenn die Sonne voll auf dem Himmel stand, die Luft klar war und das Auge genau alle Formen der Natur und Kunst unterscheiden konnte – nahm sie ihre stillen Wanderungen vor. Ihre Augen streiften klug die Gestalten und die Ohren nahmen auf das Lied des Tages.

Abends erzählte sie zur Freude oder zur Schwermut des Gemütes, was ihre forschenden Blicke geschaut.

Sie malte, wie sie die Künstler das Malen gelehrt. Mit wenigen Strichen aber getreu und intensiv, dass ich die Gestalten klar vor mir sah.

Sie liebte die Ferne, so wie man das Zukünftige, das Ersehnte liebt und ging deshalb über die Grenzen *ihres* Landes.

Wenn sie heimkehrte, war des Erzählens kein Ende. Des Staunens und Preisens kein Ende. Sie war trunken von Schönheit und trunken von Bewunderung.

Denn was sie da und dort sah, strotzte vor Vollendung, vor Größe. Es sprach von Kultur, von Kraft, vom stolzen Bewusstsein noch stolzerer Völker und von Bürge für die Zukunft. Auch von weiter Weltanschauung. Nein, von tausend Beweisen starker Lebensfähigkeiten sprach es. Und alles war Wahrheit. Und zuletzt und am meisten freute sie sich... und sie verstand sich auf Freude. Freute sich, wie sich kleine Kinder im Goldglanz des Sonnenlichtes mit Perlen und Farben freuen, über – Dichter und Künstler und darüber, wie sie da und dort auf den kostbarsten Teppichen schritten, ihnen Blumen

und Gold vor die Füße gestreut wurde und sie von Männern und Frauen, von Jungfrauen gehegt und geehrt wurden wie Götter und wie sie sich deshalb ungestört und ungeteilt den Musen widmen konnten.

Dann legte sie sich zur Ruhe, glücklich und zufrieden, und träumte vom vollendeten Glücke ihrer Lieblinge.

Einer, der der Auserkorene ihres Herzens war, grüsste sie pünktlich durch die Abendstille: «Du bist der Anfang und das Ende meines Lebens!» grüsste sie und schlief dann ein.

Eines Tages ging sie nicht über die Grenzen *ihres Landes*.

Sie blieb daheim und nahm da stille Wanderungen vor. Abends kehrte sie nicht zurück.

Auch den nächsten und nächstnächsten nicht.

Am fünften Abend kehrte sie zurück. – Viel später als sie es sonst zu tun pflegte... schleppenden Schrittes und die Blicke hatte sie zu Boden gesenkt. Ihre Wangen mahnten an das Weiß des Todes.

Sie schwieg.

Sie schwieg auch, als ich fragte.

Sie schwieg auch, als ich nach dem fragte, was sich ihren Augen in *ihrem Land* geboten und was in Lauten an ihr Ohr geschlagen. Ich hoffte auf ein Lächeln, das allen ihren Schilderungen voranzuleuchten pflegte, aber – es erschien nicht.

In verfinsterten Nächten sieht man keine Sterne blicken.

Meine Morgenseele!...

Den nächsten Morgen nahm sie keine Speise und Trank.

Als ich ihr zuredete und Fragen stellte, wandte sie das Antlitz zur Seite und schloss langsam die Augen. – Später

hörte ich ein Schluchzen und ich wusste es. So wie sie sich auf Freude verstand, verstand sie sich auch auf Unglück und Leid.

Arme Morgenseele!

... Dann kamen die Dichterseelen zu ihr, alle der Reihe nach, wie sie sich stets mit ihnen zu unterhalten pflegte und fragten besorgt, was ihr fehle.

Sie fragten um ihre Wünsche und stellten ihr ihre Güter zur Verfügung. Sie sollte darinnen wühlen und sich das Seltenste eigen machen.

Was sie nur wollte. Gold und Blumen und Schmuck, und viele schöne und kostbare Dinge, wie sie nur Dichter und Künstler ihr eigen nennen.

Aber sie schwieg.

Sie schwieg und schloss vor ihnen allen die Augen, als täte ihr ihr Anblick weh, ja all blendeten sie sie wie das hellste Mittagslicht, und große Tränen rannen ihr über die Wangen.

In der Einsamkeit, in der man sie am besten erriet... man *hörte* sie auch mitunter in der Einsamkeit, sann ich nach, was ihr fehlen mochte.

Aber ich brachte es nicht heraus. Ich sah vergeblich zu, wie Trauer und Schwermut sie immer mehr überwältigten und sie bald forttragen würden in das große Meer der ewigen Stille.

Ich trauerte und dachte der noch nicht fernen Zeit, da sie heiter wie der erste Maitag und, mit Glück in den Augen, Glück in mich selber brachte.

Morgenseele!

Tausendmal hätte ich ihr zurufen mögen «bleibe mir 'Morgen'-Seele!»

Fenster und Türen standen weit offen.

Einsamkeit and Stille hatten sich breit gemacht und

nur die Blumen, die sie liebte, blühten und dufteten und badeten sich im Lichte der untergehenden Sonne.

Schritte näherten sich.

Der einzige, den sie des Abends pünktlich mit den Worten zu grüssen pflegte: «Du bist der Anfang und das Ende meines Lebens», *der* kam; lautlos und behutsam und er setzte sich an ihres Bettesrand. Da saß er lange und sprach.

Ich erriet, was er zu ihr sprach und um was er bat, und ich hielt den Atem zurück, um das, was sich ereignen sollte, der habsüchtigen Stille zu entreißen.

Sie wurde endlich folgsam, da sie liebte.

Die große Liebe ist immer folgsam.

Sie setzte sich aufrecht und sah sich um. Groß und ängstlich, so ängstlich, wie ich sie nie gesehen.

War niemand da? *Niemand?*

Niemand. Nur die Blumen.

Und die Blumen hören und erzählen nichts, und können nur blühen und duften.

Dann verhüllte sie ihr Antlitz, auf dem sich die Scham ihres ganzen Wesens gesammelt hatte und flüsterte: «Ich scheid, du aber wisse: In meinem Lande... (er sprach ihr die Worte feierlich nach):

«In meinem Lande

sind die Dichter...

sind die Dichter

Bettler!

Bettler!»

Dann schied sie, meine Morgenseele.

Wie der Tag vor der Nacht scheidet.

Und zurück blieb ein Bettler.

ÜBERS MEER

Eine Skizze

Der Tag war vom frühen Morgen an hell. So hell und sonnig, dass der Himmel, für gewöhnlich an solchen Tagen blau, sich diesmal im Meere ab reinsten Azur abspiegelte. Deshalb pflegt auch das Meer blau zu sein, hat auf seiner Oberfläche einen Silberschimmer und ist milde und heiter.

Seine Wellen holten spielend einander am Ufer ein, und hochaufspritzend berieten sie täglich, immer von neuem ein solches Spiel zu treiben. Zwei weiße Möwen saßen am Ufer. Eine größere und eine kleinere.

«Ich muss hinüber über das Meer», sprach die größere, d. i. *er*. «Muss durchaus hinüber, um mich am anderen Ufer des Meeres auf einem Felsen niederzulassen.

Es heißt, drüben habe man von jenem Felsen aus eine solche Aussicht, wie man sie hier über dem Meere nun und nimmer habe. Jedoch sagt man folgendes: wer einmal hinüber geflogen sei, kehre von dort nimmer zurück, deshalb müsse man sich für immer entscheiden. Entweder da, oder dort. Und ich will *dorthin*.»

«Auch ich will *dorthin!*» sagte die kleinere.

«Nein», sprach die größere, «du bleibst hier».

Die Kleine sträubte zornig ihr Gefieder und fühlte sich beleidigt.

«Ich will mit dir auch übers Meer und mich auf jenen

Felsen niederlassen. Bin ich nicht eine Möwe gleich dir?»

«Und was folgt daraus, dass auch du eine Möwe bist?» erwiderte der größere Vogel. Seiner bemächtigte sich der Zorn und er schlug gereizt mit den Flügeln.

«Unglückselige!» sprach er, «sieh nur deine Flügel an! Wie bist du denn imstande, dies furchtbare Meer zu überfliegen? Glaubst du, es bleibe immer so friedlich wie jetzt? Meinst du, die Sonne werde stets so goldig leuchten wie heute, und der Flug übers Meer sei wie dein Spiel über seiner Oberfläche, wo du nur so lange umherfliegst, als du dazu Lust empfindest, und dann zurück? Nein. Wenn du dich einmal zum Hinüberfliegen entschlossen, dann wisse, es gibt keine Umkehr mehr! – Zudem merke dir: du wirst jeden Moment dem Tode in das Auge sehen müssen. Ich will mit dir nichts Gemeinsames im Fluge haben. Du wirst inmitten desselben zu Grunde gehen, und welchen Nutzen hätte man davon? Suche dir einen anderen Genossen. Ich fliege *allein* hinüber. Lebe wohl!»

Er erhob sich und flog auf und davon. Bekümmert und traurig blieb die schwächere Möwe am Ufer zurück.

Bekümmert und traurig betrachtete sie ihre Flügel und sah: die ihrigen waren bei weitem kleiner als die seinigen. Dann blickte sie auf das Meer. – Es war grenzenlos weit und einsam, und nur in der Ferne erblickte sie die größere Möwe, die im Fluge nur noch gleich einem Silberpfeil schimmerte

Sie breitete ihre Flügel sehnsuchtsvoll aus und erhob sich zum Fluge übers Meer nach dem größeren.

Sie flogen.

Zwischen ihnen lag der Raum, und unter ihnen das Meer. Es trieb sein Wellenspiel und wogte, aber zum Lachen reizte sein Spiel nicht.

«Fliegst du hinter mir?» rief der Starke.

«Hinter dir.»

«Fliegst du zum Felsen?»

«Ich fliege zum Felsen!»

«Wehe! Doch wisse!» rief er ihr zu. «Ich bin dein Genosse dort nicht. Ich fliege *allein* nach dem Felsen!»

«Nein, nein!» entgegnete sie. «Ich bin deine Genossin nicht; ich fliege *allein* nach dem Felsen!»

Und weiter ging es im Fluge.

Der Starke hoch und gerade über dem Meer, wie nach einem Faden im Raume, die Luft gleich einem Silberpfeil durchschiffend, so flog er voran. Rasch, unermüdlich und kraftvoll badet er die weiße Brust in der Meeresluft; blickt weit und hoch vor sich hin; mit scharfen Möwenaugen den Abstand zum Fels ermessend, und woher er wohl aus der nebeligen Ferne traumartig hervorschimmern werde...

Ungleichmäßig hinwiederum fliegt die Schwache. Einmal höher, das anderemal niedriger. Einmal rascher, das anderemal langsamer. – Zu tief über der Tiefe, um in die Höhe blicken zu können; und wenn sie auch auf Momente den Kopf erhebt, dann nur dazu, um zu sehen, wohin der Starke lenkt.

Dann versinkt sie von neuem mit den Blicken in die Tiefe...

Hie und da bespritzen sie kühle Tropfen einer übermütigen Welle, leicht ermahrend, dass sie über Wasser fliege...

Von Zeit zu Zeit wendet sich der Starke und ruft warnend:

«Wisse, *drüben* bin ich dein Genosse nicht, ich fliege *allein* nach dem Felsen!»

«Nein, nein», ruft sie zurück «ich bin deine Genossin nicht, ich fliege *allein* nach dem Felsen!»...

Und flogen von neuem.

Voraus der Stärkere, und weit zurück die Schwächere. Die Sonne stieg empor, sank unter, und Tage wechselten

mit den Nächten ab. Und unter ihnen änderte auch das Meer seine Bewegung.

«Fliegst, du mir immer noch nach?» rief einmal im Fluge der Starke.

«Ich fliege dir immer noch nach!»

«Und kehrst nicht um?»

«Und kehre nicht um!»

«Dann wisse — ich *sehe* dich nicht. Der weite Raum da vor mir, der deine Kräfte verschlingen muss, er nimmt meine Sinne und mich immer mehr und mehr für sich ein. Und weit und tief aus dem Nebel als wie aus einem Traum hervor, so taucht der Felsen auf, dem ich entgegeneile!»

«Und ich sehe die Tiefe», erwiderte die Schwächere. «Und in der Tiefe den Tod. Neben dem Tode seh ich den Himmel, und zwischen Himmel und Tod nur *dich...*»

«Du kehrst also nicht um?»

«Ich kehre nicht um!»

Er schlug mit den Flügeln.

«Dann merke!» rief er ihr zu. «Ich bin noch immer dein Genosse nicht, ich fliege *allein* nach dem Felsen!»

«Nein, nein!» gab sie zur Antwort. «Ich bin deine Genossin nicht, – ich fliege *allein* nach dem Felsen...»

Und weiter flogen sie.

Wenn jemand gedacht, das Meer sei stets ruhig und heiter, stets ohne Gefahr, bekomme kein furchterregendes Aussehen, der hatte sich geirrt; es war veränderlich.

Aus der ruhigen, oftmals silberschimmernden Oberfläche, die sich aus grünlichem Ton ins Blaue ergießt – erhob sich plötzlich eine Unruhe.

Der Himmel verfinsterte sich, der Wind weitete stürmisch die Hügel und das Meer, mit dem Gebrüll eines Ungeheuers brüllend, begann zu toben. Bergauf türmten sich die Wogen. Eine drängt auf die andere, wälzen sich

herab, zerschellten. Und wieder hoch auf, und wieder in die Tiefe. Hier gehen sie unter, dort tauchen sie auf. Und tosend weißer Schaum kochte auf dem Rücken der rasenden Wellen, sich selbst zerreißend.

Ein Rauschen, ein Stöhnen, eine wahre Hlle toste unter dem schwarz-finsteren Himmel.

Und über alldem die Möwen.

Eine sah die andere nicht.

Eine begegnet der anderen nicht.

Sie beide trennte der Raum, und unter beiden war das Meer.

Der Starke durchschneidet mit aller Anstrengung die Luft, erhält sich mit Mühe in der Höhe. Der Sturm war weit mehr noch als furchtbar. Einen solchen hatte er nie erlebt. Er überzeugte sich auch jetzt erst, was solch ein Meeressturm bedeutete. Allein, was geschah mit jener Unglckseligen? Was geschah mit ihr?

«Wo bist du?» rief er wehmütig. «*Versinkst* du? Oder – *bist* du schon versunken! Dann wird es wohl heißen, ich sei der Schuldige, doch hatte ich deutlich gesprochen: ich bin dein Genosse nicht, ich fliege *allein* nach dem Felsen!»

Und horchte eine Weile, jedoch es erfolgte keine Antwort.

«Wo bist du?» rief er zu wiederholten Malen.

Abermals keine Antwort.

Unten tobte das Meer, übergossen sich donnernd die Wasser, raste der Schaum, sich wild als wilde Mäher über den Wellen stürzend, und das war alles. Allein dazwischen schien es, als arbeiteten sich unter den schäumenden Wellen – geradezu aus der Mitte der Hlle empor einzelne Stimmenklangtropfen: «*Hier bin ich!*» – «Tief über dem Meere?» (rief die erste) «denn, ich bin hoch oben und weit ab von jener Hlle!»

«Nein. Ich bin über der Tiefe. *Ich lerne die Hölle kennen*, auf meinen Flügeln ist der Todesschweiß. Vielleicht werde ich auch gleich tot sein. Schon fliege ich nicht mehr mit eigener Kraft, schon trägt mich der Sturm selber!»

Die Erste: «Was sagte ich stets? Ich trage daran keine Schuld. Ich bin dein Genosse nicht; ich fliege *allein* nach dem Felsen».

«Nein, nein!» rief sie zurück. «Deine Genossin bin ich nicht, ich fliege *allein durch die Hölle*»...

Dann nichts mehr.

Es bog der wilde Sturm die schwachen Flügel und trieb sein Spiel mit Kraft. Einmal trug er sie hoch oben, das anderemal niedrig über den Tiefen; endlich beruhigte er sich und ließ das wilde Spiel bleiben.

Es erreichte zum Schluss die kräftige Möwe den Felsen. Sie ließ sich auf seine Spitze nieder und sah: Der Felsen, den sie erreichte, es war der *Felsen des Todes*. Da erschlafften mit einemmale die starken Flügel und Todeszucken durchfuhr sie. Ein paar Momente später – wie es dem Schwächeren geziemt – langte die Schwache an. Gerade im Augenblicke, als der Starke verendete.

«Gut, dass du herkommst», sprach er. «Nun sterbe ich nicht *allein diesseits!*»

«Gut, dass ich nicht dort blieb», erwiderte sie, «nun sterbe ich nicht *allein jenseits!*»

Essays

ÜBER TOLSTOJ

Tolstoj hat geheiratet und wirtschaftete allein auf seinem Gute: mit Frau und Kindern. Er schrieb «Krieg und Frieden» und schrieb «Anna Karenina». In diesem Buch rechtfertigt sich die junge Ehe. Sie hat dem Dichter die Ruhe der Seele im *ausgeglichenen* Glück gegeben, in der allein *so etwas* gelingen konnte. Sie hat den großen Dichter Tolstoj geschaffen. Wohl ist die Ehe ein Ewiges und ihre Liebe geht durch tausend Gestalten. Aber nach der Stelle, *an der sie ihr eigentliches* Werk hat, soll man ihren Wert beurteilen und schätzen.

Dann wird es still. Der große Schriftsteller Russlands schweigt. Seltsame Gerüchte gehen um. Mit einem veränderten Gesichte kehrt er aus der Welt zurück. Der, der größte Epiker der Zeit war, will sein Leben erniedrigen, nichts als Bauer mit Bauern sein, damit er seine Seele rette, sein Gewissen stille und so der Erde seine neue Botschaft bringen könne. Eigentlich eine ganz alte Botschaft. Er wird der Prediger eines neuen Urchristentums, *der größte Bußprediger* der Gegenwart. Die dröhnende Prophetenstimme erschüttert die Welt. Der Patriarch, der in großer Hungersnot 13.000 Menschen vorm Verhungern rettet, gebietet eine Ehrfurcht, die den Spottlustigen verstummen macht. Es ist das letzte Ringen um Wahrheit im Denken und Leben. Aber die einmal gesonnene Form des Daseins hält auch diesen Gewaltigen. Sogar das Kinderspiel in der reichen ursprünglichen Seele

lässt sich nicht ersticken. Der Dichter lebt *vollends* weiter mit veränderter, aber unverminderter Kraft. Seltsame Tage des Alters – so bunt, so mannigfaltig, so *schmerzlich* zerrissen, so ins Innerste von Gewissenskämpfen durchwühlt, so ein ewiger Zwiespalt zwischen Erkennen und Sein, Wollen und Vollbringen – ein letzter Versuch des Durchbruchs ins Freie und Wahre. Und da ist der Tod.

Die Tat des Dichters Tolstoj besteht darin, dass er, als der Einzige, den Roman in die große Volksepik hinaufgehoben hat. Ein Buch wie «Krieg und Frieden» steht allein da in aller Literatur der Neuzeit. Als der erste seit Homer und weit umfassender als dieser, hat er das Ganze des Volksdaseins in sich aufgenommen. Wohl steht in Russland, wie bei Homer, der Adel – der hohe, der mittlere, der niedrige – im Mittelpunkt. Aber vom Zaren mit seinen Generälen und Staatsleuten, bis herunter zu den Bürgern, Bauern, Leibeigenen, nicht zu vergessen die Haustiere, die so sehr seelische Persönlichkeiten sind wie die Menschen, fehlt keine Schicht. Das Geschehen jener russischen Heldenjahre in der Zeit Napoleons wogt über diese Masse hin und durch sie hindurch.

Bei Tolstoj finden wir ein Erkennen der Seele, das alle Schulpsychologie überflügelt und hinter sich lässt. Die Seele ist *nicht jetzt und hier*, sie ist nicht gestern, heute und morgen. *Die Seele ist das Ganze eines Menschendaseins im unmittelbaren geistigen Erleben. Seine geheimnisvolle Kraft bereitet sie in unserem Blut seit Ewigkeit vor, sie ist in uns Gesetz und zugleich Schicksal und bestimmt alles, was wir je erfahren können.* Leibnitz allein unter allen Denkern ist diesem letzten Geheimnis des Seelischen nahe gewesen. So erkennt Tolstoj seine Menschen, so

verfolgt er sie im Ganzen ihres Lebens von der Geburt an bis zum Tod: dieses Ganze ist erst der Mensch. Er kennt den Menschen besser, wie wir unsere Mutter.

Tolstoj ist der Dichter der naiven, Dostojewski der reflektierten Seele.

Den Dichtern hochreflektierter Zeiten ist fast nur noch die reflektierte Seele bekannt und zugänglich, die Seele, die um sich weiß und sich selbst zerfleischt. Ein vollkommenes Wunder geschieht, wenn mitten in der durchgebildeten Reflektionskultur *plötzlich der naive Dichter* wieder erscheint, und die Welt des Naiven in der Seele *neu entdeckt und offenbart*. Tolstoj und Dostojewski stehen einander gegenüber, wie Homer und Shakespeare. *Das ist die Weite* der russischen Seele, dass sie zur selben Zeit ihren Homer und ihren Shakespeare bekam. Fast alle anderen Dichter arbeiten *mit einem künstlichen Licht, das in Einzelzügen ihre Menschen scharf beleuchtet*. Aber über der tolstoischen Welt *strahlt die liebe Sonne selber*.

Seine Welt ist wie der allgegenwärtige Tag, der meist Alltag ist, aber auch alle Höhen und Tiefen des menschlichen Seins in sich birgt.

Das Große im Menschenleben liegt in den ewig menschlichen Schicksalen, *die jeder in gleicher Weise erfährt*.

Nicht die Menschen sind die Helden seiner Werke, das Leben ist sein einziger Held, *das Leben, das sie trägt, sie hebt und sinken lässt in dem ewig gleichen Wellenschlage*, dem mächtigen, dem wunderbaren, geheimnisvollen, heiligen.

Tolstojs Menschen sind Natur, wie die kaum eines anderen neuen Dichters, *aber zugleich Symbole des Ewigen, sind zugleich natürlich und heilig*.

Das ist der alles tragende Lebenssinn, der Tolstojs Dichtung zu großer Epik macht. Wenn dabei *die Größe*

der heidnisch-epischen Anschauung wieder auflebt, so hat man doch ganz mit Unrecht Tolstoj in seinen großen Epen für einen reinen Heiden erklärt.

Gewiss blickt uns sein Onkel Jeroschka in den «Kosaken» an wie ein leibhafter Waldgott (Iwonika auch). Die tolstoische Menschenwelt, so reich an Individualitäten wie wenige, bewahrt etwas vom Mythos in der unvergesslichen Durchsichtigkeit dieser zur götterhaften Einfachheit gebrachten Gestalten. Aber diese Naturreligion des Lebens und Sterbens ist dennoch urchristlich und war nur in der christlichen Seele möglich. Denn sie bedeutet in Tolstoj's Auffassung eine geradezu unmenschliche Menschenliebe.

Naivität und Kindheit ist eins. Wohl gibt es Menschen, denen eine ewige Kindheit bis zum Tode bleibt, und Tolstoj gehört zu ihnen. Sie bleibt in den Seelen derer Menschen trotzdem, auch nachdem der bittere Kelch der Reife getrunken ist.

Warum schrieb er?

Weil der unwillkürliche Strom der Bildlichkeit die natürliche Form war, in der das reiche Leben sich den Ausdruck schuf. Seine Grübelfragen bewiesen, dass es mit der selbstverständlichen Unwillkürlichkeit vorüber war.

Zur Qual, was das Leben für einen Sinn hat, zu dieser Frage, mit welcher die tiefsten Seelen gerungen haben und auf welche alle großen Religionen eine Antwort versuchen, kommt die Not des sozialen Gewissens. Der Winter in Moskau enthüllt dem Dichterauge die fürchterliche hoffnungslose Armut. Keine Wohltätigkeit kann helfen. In der Wohltätigkeit ist Heuchelei. Der Fehler liegt im Wesen der Gesellschaft wie sie ist.

Damit einige genießen, müssen viele leiden. Viele werden geopfert für die Zwecke anderer. Alle Vorrechte,

die wir gedankenlos in Anspruch nehmen, *sind geschnitten aus lebendigem Menschenfleisch*. Diese Gesellschaft, in der sich für die Bevorrechteten so vergnüglich leben lässt, ist, sobald wir ihr ins Innere sehen, eine einzige grauenhafte Unsittlichkeit.

Wie aber finden wir heraus?

Da kommt ihm die Erlösung aus der größten Liebe seines Lebens, aus der Liebe zum armen, arbeitenden russischen Volke. Der Bauer in all seiner Dürftigkeit besitzt, *was wir nicht besitzen – eine klare Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens. Wir leben, um den Willen Gottes zu tun*.

Was das heißt, zeigt die Geschichte Jelissej Bodrows aus Tolstojs Volkserzählung «Die beiden Alten». Der Held dieses Werkes findet in einer Hütte die Verhungerten und gibt die Pilgerschaft nach Jerusalem, die der teure Inhalt und die ersehnte Rechtfertigung seines Lebens war, auf. Er will dort bleiben, um ihnen zu helfen, ihr Leben wieder aufzurichten – ihnen Leib und Seele zu retten – das ist eins. Das Geld zur Pilgerschaft reicht nicht mehr. «Auf mir wird das Gelübde bis zum Tode lasten. Der Meister ist gnädig und wird Geduld haben». Wiedergeborene Menschen begrüßen den heimkehrenden Genossen der Reise nach einem Jahr. Ihrer einfachen Seele entsteigt eine neue Erkenntnis, tiefsinnig wie nie zuvor: «Vorher lebten wir, wie das Vieh, aber durch ihn lernten wir Gott erkennen, und er hat uns zu Menschen gemacht». Der Mensch wird Mensch in der Erkenntnis Gottes. Gott bedeutet hier nichts als das Leben in den einfachen menschlichen Pflichten der *helfenden* Liebe.

Also – eintauchen in den Gotteswillen, also leben in der Einfachheit der tatbereiten Liebe – da ist Rettung. Das Leben soll Tat, soll Tat der Liebe sein und weiter nichts. Tolstoj selbst kleidet sich wie ein Bauer und lebt wie sie.

Nicht mehr *nehmen, sondern geben* soll der Inhalt seiner Tage sein. Das Unmögliche wird versucht. Den Heiden, *den gebildeten Weltleuten* ein Ärgernis (weil er sie durch seine Tat beschämt). Den Juden, den «Kirchenchristen» eine Torheit, ihm selbst eine nagende Wunde der immer schwülenden Verzweiflung. *Denn so sehr er es versuchte, er konnte es nicht ändern, dass er Lew Tolstoj* war, ein Stolz für Russland, ein Geschenk für die Welt, umhegt von Bewunderung und Liebe, vor *jeder wirklichen Not geborgen*. Das Leiden, in dem er sich vollenden wollte, floh vor ihm. Nach seinem eigenen Bewusstsein blieb das Leben immer Heuchelei.

Aber das Erkennen ließ sich nicht eindämmen.

So entstand Tolstoj's neues Schrifttum. Der gewaltige Kritiker unseres Lebens, der große Bußprediger spricht. Das Evangelium redet zum ersten zu ihm in seinem unverfälschten Sinn. Widerstrebt er nicht dem Übel mit Gewalt? Nein! Sondern *überwindet das Übel durch die erfinderische Liebe*. Baut eine Menschheit auf Liebe statt wie bisher auf Gewalt. Euere Gesellschaft ist gegründet auf den Bajonetten, *gründet sie auf Liebe. Keine Kriege, keine Soldaten, keine Gerichte, kein Eid, kein Recht, kein Staat, keine Kirche, da ja das Leben selber Kirche ist.*

Es ist der Christuswille, der nun endlich wieder einmal ernst machen will mit der Welt.

Wir meinen in einer christlichen Welt zu leben, nennen uns Christen und erschrecken, wenn die Forderungen, für die Christus am Kreuze gestorben ist, einmal wieder in der hellen Wirklichkeit des Tages uns anblicken.

Für Tolstoj bedeutet es ein neues Nein und Ja zum Leben. Und es ist der Dichter, der es uns bringt, obwohl der neue Tolstoj sein Dichtertum verachtet. *Wie es auch stehen mag mit den letzten Zeilen, jedenfalls gibt er uns ein neues Auge für all das, was wir mit uns schleppen*

im Gewohnheitsschritt unserer Gesellschaft, so viel Unwahrheit, so viel Leere, so viel falschen Aufwand, so viel hohle Wichtigtuerei, so viel Lieblosigkeit, so viel Herzenshärte, Trägheit und Gleichgültigkeit. So ohne Gott ist unser Leben. Diese Schriften sind Keulenschläge.

«Die Kreuzersonate» – die Liebe, die die Gesellschaftsehe begründet; ein flüchtiger Reiz der Sinnlichkeit zieht zueinander, das Tier sucht das Tier, das ist von Anfang an Verbrechen und Mord. Soll es nicht im Morde endigen?

Der «Tod des Iwan Illitsch» – wie erst die Liebe, so nun der Tod als gesellschaftliches Ereignis. Der Tod, der nur das letzte Wort des Lebens ist, und Qual und Angst nur, wenn dieses leer und unerfüllt und sinnlos war, Erlösung aber für den, der die Wahrheit sieht – und wäre es in der letzten Sekunde; für die anderen Sterbenden aber, die nur das Zufallsband einer Familie verknüpfte, die keine ist, – eine Last, ein Bedauern, eine Ungeduld. Der bloß gesellschaftliche Mensch ist der gottlose Mensch, er versteht weder Liebe noch Tod.

Die «Auferstehung» wurde für einen äußeren Zweck geschrieben und dennoch ist sie «Vollendung» der großen tolstoischen Volksepik von Russland; nach dem Russland der Jugend und Kraft – das greise Russland des Leidens – die Bauern, die Gefangenen, Sibirien, aber vor allem die Seele. O pomphaftes Gericht, in dem der Geschworene vor Gott der Angeklagte und die angebliche Mörderin der Richter ist, o Geschwätz der Ehre und des großen Lebens, das in Wahrheit das Kleine ist, – und dort drüben das Evangelium, das arme Volk in seiner Güte, seiner Hilfsbereitschaft, in seiner Gotteskindschaft.

Dies führt sie über zu dem großen Ja, vor allem in den Volkserzählungen, von denen die zwei, drei besten das Höchste in der Dichtung erreicht haben. Sie sind dem

Kenner das vollendete Wunder der Kunst, der einfachsten Seele aber verständlich im innigsten Entzücken. *Der Schuster Semjon hat den Erzengel Michail* in sein Haus genommen, und die Bauernstube wird ein Tempel der Liebe, wird Enthüllung der letzten Geheimnisse Gottes. Die uralten Gedanken leuchten in der ersten Jugend ihrer ewigen Kindhaftigkeit und Lebendigkeit.

Jeliissej Bodrow erreicht in der Tat das Ziel der ewigen Pilgerschaft und Priesterschaft dank seiner einfachen Liebe und gewinnt seine Seele, da er sie um Jesu Christi willen verliert. Der Herr mit seinem Knecht fährt mit dem guten klugen Pferde über den Schnee, er jagt, wie wir alle, seinen Geschäften des Kaufens und Verkaufens, Lügens und Betrügens nach, aber *der* ihn erwartet, ist nicht der Rubel, sondern der Tod, und im Augenblicke des Sterbens hat er – liebend, sich erbarmend, den fast erfrorenen Knecht mit dem schweren Gewicht seines warmen Leibes deckend und ins Leben zurückrufend – den ersten und einzigen Augenblick seiner Menschlichkeit getan – und ist bei Gott.

Seit einigen Jahren gibt es ein eigenes Büchlein über «Leo Tolstoj's Flucht und Töd». Möge es nur in reine Hände fallen und vor reife Seelen kommen! Es war die schwere Schicksalsfügung für Tolstoj, dass seine Ehe ihm als das Band erscheinen musste, *das ihn an die Unwahrheit knüpfte* und nicht zur Wahrheit kommen ließ. So *steht es nicht, dass die Liebe in ihm erloschen* wäre. Er hat seine Frau als die einzige Frau bis zum *letzten Augenblicke geliebt*. Und so steht es auch nicht, dass er im Rechte war und sie im Unrechte. Wenn sie gegen seinen Willen, allen Besitz aufzugeben, die Ansprüche

der Kinder vertrat, war sie im Rechte. *Sie waren beide im Rechte, aber in verschiedenen Welten.* Sie – in der Welt des bürgerlichen Daseins, wie es in der Endlichkeit ist, er – vor dem unendlichen Guten.

Die beiden ehelichen Welten passten nicht mehr zusammen.

Nun ist der kalte Wintermorgen gekommen, in dunkelster Frühe hat der 82-jährige Greis das Haus verlassen, er hat die Weisung auf einem Zettel geschrieben, ihn nicht zu suchen. Er hat die greise Schwester besucht, die Nonne war, und ist weiter gezogen. Im Eisenbahnwagen ist die Lungenentzündung bei ihm ausgebrochen. Der protestantische Bahnhofsvorsteher hat ihm in dem kleinen Bahnhofsgebäude von Astapowo sein Zimmer eingeräumt...

...Tolstoj hat recht, uneingeschränkt recht. Soweit in den menschlichen Verhältnissen die Gewalt reicht, soweit reicht die Schuld. Unsere Rechtfertigung ist allein die Liebe.

Nur durch Jahrtausende des Schicksals und der Gedanken gereift, erkennen und fassen wir dies anders als er. *Die Schuld gehört zum Wesen des Menschenlebens* auch für die Besten. *So in Schuld gebunden liegt unser Leben vor Gott.* Aber das Leben soll eine einzige Mühe sein, die darauf gerichtet ist, die Schuld abzutragen, obgleich wir wissen, dass es nie gelingt – alles als einen Dienst anzusehen, den Dienst der menschlichen Liebespflicht, in der uns Gott ruft; geben soviel wir können, nehmen so wenig als uns möglich ist, das Bruderreich von Seele zu Seele schaffen, solange der Tag reicht und die Kraft währt. Tolstoj hat es in unermüdlicher Rastlosigkeit getan. Die Stimme, die aus den edelsten Volkserzählungen spricht, ist die wahrhaftige Stimme Gottes. Es sollte den Menschen nicht mehr so fremd sein, dass die Besten leiden müssen

für uns alle, damit wir leben lernen. Auf diesem Gedanken ruht ja die ganze christliche Welt.

Czernowitz, 29. 1. 1930

ANMERKUNGEN

Die Texte für die vorliegende Ausgabe werden nach deutschsprachigen Erstpublikationen der Schriftstellerin nachgedruckt. Den heutigen Forderungen gemäß wurden sie aus der gotischen in die lateinische Schrift nach der neuen deutschen Rechtschreibung übertragen. Dabei behielt der Herausgeber manche Besonderheiten der dichterischen Sprache von Olga Kobylanska bei, die die spezifischen morphologischen, lexikalischen und syntaktischen Formen ihres Sprachgebrauchs und ihre eigentümliche Stilistik wiedergeben (z. B. mit einemale, ineinemfort, worinnen, wornach, befanglich, gescheidt, thatsächlich, sammtweich, Athem, That, Thüre, Thal, Kniee, thun, giebt, bewillkommnete usw.) Im Textkorpus des Bandes sind Kobylanskas Prosawerke zyklisch nach Literaturgattungen geordnet, in den «Anmerkungen» werden sie chronologisch eingereiht, was einen Überblick über ihre Entstehungs- bzw. Publikationszeit ermöglicht.

Die Bauernbank

Erstpublikation unter dem Titel «*Rustikalbank*» in: Neue Revue (Wien), 1893, Nr. 2. Später aus dem Ukrainischen neu übersetzt von Traute und Günther Stein und veröffentlicht in: Ukrainische Erzähler. Taras

Schewtschenko, Iwan Franko, Michailo Kozjubinski, Michajlo Stelmach, Irina Wilde, Oles Gontschar und andere. Hrsg. von Karl Runge und Ernst Dornhof. Berlin: Verlag Neues Leben 1963, S. 72-75 [Klassikerbibliothek für deutsche Jugend].

Fantaisie Impromptu

Erstpublikation unter dem Titel: «*Fantaisie Impromptu*». *Eine Skizze von O.K.* in: Wiener Mode. – VIII. Jg., September 1895, Heft 23, S. 877-878; Heft 24, S. 915.

Natur

Derursprüngliche Titel: «*Ohne Glück*». Erstpublikation unter dem Titel «*Natur. Erzählt aus dem ukrainischen Leben*» in: Die neue Zeit (Stuttgart), 1895/1896, Nr. 20-23. Später nachgedruckt im Band: Olga Kobylanska. Kleinrussische Novellen. Eingeleitet durch einen Essay «Ein Jahrhundert kleinrussischer Litteratur» von Georg Adam. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag 1901.

Eine Schlacht

Geschrieben im Dezember 1895. Erstpublikation unter dem Titel «*Eine Schlacht*» in: Die Gesellschaft. Halbmonatsschrift für Literatur, Kunst und Sozialpolitik. Herausgegeben von M. G. Conrad und L. Jacobowski. (Berlin). 1898, Nr. 20, S. 117-134. Später nachgedruckt in: Olga Kobylanska. Kleinrussische Novellen. Eingeleitet durch einen Essay «Ein Jahrhundert kleinrussischer Litteratur» von Georg Adam. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag 1901.

Eine Unzivilisierte

Erstpublikation unter dem Titel «*Die Unzivilisierte*» in: *Die neue Zeit* (Stuttgart), 1898/1899, Nr. 1-2. Später nachgedruckt in: Olga Kobylanska. *Kleinrussische Novellen*. Eingeleitet durch einen Essay «Ein Jahrhundert kleinrussischer Litteratur» von Georg Adam. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag 1901.

Demut

Erstpublikation unter dem Titel: «*Zwei Erzählungen von Olga Kobylanska*» in: *Ruthenische Revue* (Wien). Halbmonatsschrift. – I. Jg., 1903, Nr. 1, S. 27-30 (Übersetzung von Klementine Hankewycz).

Die Bettlerin

Erstpublikation unter dem Titel: «*Zwei Erzählungen von Olga Kobylanska*» in: *Ruthenische Revue* (Wien). Halbmonatsschrift. – I. Jg., 1903, Nr. 1, S. 30-31 (Übersetzung von Klementine Hankewycz).

Über den Hotar

Erstpublikation unter dem Titel «*Über den Hotar. Eine Skizze von Olga Kobylanska*» in: *Ruthenische Revue* (Wien). Halbmonatsschrift. – I. Jg., 1903, Nr. 15, S. 363-368; Nr. 16, S. 387-391.

Rosen

Erstpublikation unter dem Titel «*Rosen*» in: *Ruthenische Revue* (Wien). Halbmonatsschrift. – II. Jg., 1904, Nr. 15, S. 457-458.

Valse mélancolique

Erstpublikation unter dem Titel: «*Valse mélancolique. Eine Novelle von Olga Kobylanska*» in: *Ruthenische Revue*.

Halbmonatsschrift (Wien). – II. Jg., 1904, Nr. 6, S. 141-144; Nr. 7, S. 160-165; Nr. 8, S. 184-187; Nr. 9, S. 205-211; Nr. 10, S. 235-237; Nr. 11, S. 252-258; Nr. 12, S. 282-286.

Dichter

Erstpublikation unter dem Titel «*Dichter. Eine Phantasie von Olga Kobylanska*» in: Ruthenische Revue (Wien). Halbmonatsschrift. – III. Jg., 1905, Nr. 1, S. 25-29.

Übers Meer

Erstpublikation unter dem Titel: «*Übers Meer. Eine Skizze aus dem Ukrainischen von Olha Kobylanska*» in: Ukrainische Rundschau (Wien). – IV. Jg., 1906, Nr. 3, S. 109-113.

Die Waldmutter

Erstpublikation unter dem Titel «*Die Waldmutter. Eine Skizze aus dem ukrainischen Leben*» in: Ukrainische Nachrichten (Wien), Nr. 61 vom 13. und Nr. 62 vom 20. November 1915.

Über Tolstoj

Das deutschsprachige Manuskript unter dem Titel «*Über Tolstoj*», das 1930 entstand, befindet sich im Bücherbestand der Handschriftenabteilung des Taras Schewtschenko-Literaturinstituts der Nationalen Akademie der Wissenschaften der Ukraine in Kiew, Fonds 14, Nr. 1808. Deutschsprachige Erstpublikation erschien im Band 3 der ukrainischen Ausgabe: Ольга Кобилянська. Твори в 3-х томах. – Т. 3. – Київ: Держлітвидав України, 1956. – С. 578-588. Eine Seite des Manuskripts ist verloren gegangen, was aber die Einheit und den logischen Zusammenhang des Textes nicht zerstört. Einige Kürzungen des Manuskripts (u[nd], russ[isch], unendl[ich]) wurden hier stillschweigend ergänzt.

Olga Kobylanska als deutsche Dichterin

Jedem Menschen, der die Stadt Czernowitz besucht, sei es auch nur flüchtig, als Gast oder als Tourist, wird unbedingt auffallen, dass es hier mit dem Namen von Olga Kobylanska geradezu ein Kult getrieben wird. Die schönste Straße der Stadt, ehemalige Herrengasse, die schon immer ein Korso für vornehme Promenaden der Einwohner war, ist nach ihr benannt. Vor dem imposanten Gebäude des Stadttheaters, das von den Wiener Architekten Helmer und Fellner errichtet wurde und wo bis 1922 eine Schillerstatue aus schneeweißem Carraramarmor stand, ist heutzutage ihr Denkmal zu sehen – eine etwas überdimensionale bronzene Figur der ruhig und würdig sitzenden Dichterin, deren Namen auch das Theater selbst trägt. Außerdem gibt es in Czernowitz noch ein Olga-Kobylanska-Literaturmuseum, das im ehemaligen Wohnhaus der Schriftstellerin eingerichtet ist, ein Literaturpreis ihres Namens, das an ukrainische Autoren für bedeutende Prosa-Leistungen vergeben wird.

Aber Olga Kobylanska ist keine «Heimatsdichterin», deren literarisches Werk nur eine lokale Bedeutung für ihr Geburtsland Bukowina hat. Sie gehört zu dem strengsten Kanon der ukrainischen Literatur und nimmt dort eine herausragende Stelle ein. Ihre Werke wurden mehrmals in vielbändigen Ausgaben in den renommierten ukrainischen Verlagen herausgebracht, eine beeindruckende Zahl der Einzelausgaben sowie eine für die ukrainische

Literaturszene ungewöhnlich große Sekundärliteratur liegen über sie vor. Ihre Prosawerke sind in Schul- und Hochschulprogramme aufgenommen, mehrere davon wurden dramatisiert und bilden somit einen festen Bestandteil des Repertoires ukrainischer Theater, einige erfolgreich verfilmt.

Die besondere Stelle Olga Kobylanskas in der ukrainischen Literatur vom Ende des 19. bis zu den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts besteht darin, dass sie gleichzeitig in zwei Kulturen – der deutschen und der ukrainischen – verwurzelt war und vor dem Hintergrund des mononationalen Konzeptes der literarischen Entwicklung als eine «exotische Blume»¹ wirkte. Walter Benjamin hat für solche Menschennaturen den Begriff «Zweigeist» geprägt. Ihre intellektuellen und künstlerischen Horizonte potenzieren sich dank diesem Umstand vielfach, da sie aus beiden Quellen schöpfen und ihr sprachliches Gefühl viel feiner entwickeln konnten. Als eine der ersten Repräsentantinnen der literarischen Moderne in der ukrainischen Literatur, die sich vom rein «volkstümlichen» Usus bereits recht weit entfernte und, bei aller äußerlichen Ornamentalistik ihrer Texte, tiefere Schichten der menschlichen Existenz in ihren Werken aufdeckte, bildete Olga Kobylanska einen ganz neuen Typus des ukrainischen Literaten. Sie war eine der ersten dichtenden Frauen mit stark ausgeprägter philosophischer Neigung, frühe Vorkämpferin der feministischen Ideen sowie die feinste Kennerin der menschlichen Psychologie in der ukrainischen Literatur. Ihr Hauptthema war die soziale und politische Befreiung der Frau, das sie fast in jedem ihrer Werke behandelt. «Das Schicksal des Weibes, des zur Hilflosigkeit verurteilten, beschäftigte

¹ Ольга Кобилянська. Твори в п'яти томах. – Т. 5. – Київ: Державне видавництво художньої літератури, 1963, С.609.

von je ihr Fühlen und Denken aufs innigste, – schrieb vor mehr als hundert Jahren einer der frühen Interpreten ihrer Prosadichtung Georg Adam. – Das Wort «nur ein Weib» genügte ihr nicht, und rücksichtslos fordert sie für das Weib volle Freiheit und unverkümmertes Recht auf Leben und Liebe. Dies Verlangen kommt bei ihr nicht aus sozialpolitischer Weisheit, es lodert mit Naturgewalt aus mitfühlendem, heißen Herzen, und das nicht zum Schaden des poetischen Wertes ihrer Schöpfungen, wenn auch die Klarheit der praktischen Schlüsse darunter leidet. Das gibt den Grundzug der Gedanken und Gefühle, welche in ihren Erzählungen leben, in denen sie uns in psychologisch feiner und scharfer Darstellung Anteil nehmen lässt an den schmerzvollen Kämpfen des entgegen den Vorurteilen und Gesetzen, entgegen der Not des Lebens nach Freiheit ringenden Weibes, das in diesem Kampfe an der eigenen eingeborenen Hilflosigkeit oder an der Übermacht der äußeren Gewalten meist erliegen muss². Die Schicksale der Frauenfiguren von Kobylanska sind oft äußerst tragisch, aber sie zeigen zugleich einen überaus starken Willen zum Leben und zum Kampf um ihre menschliche Souveränität. Diese Beharrlichkeit und Unbeugsamkeit ihrer Heldinnen rückt die Dichterin in die erste Reihe der Verfechter der Frauenrechte, die sich in vollem Maße erst in unserer Zeit durchsetzen konnten. In diesem Sinne bleibt das Werk von Olga Kobylanska auch heute noch höchst modern und aktuell.

² Georg Adam. Ein Jahrhundert kleinrussischer Litteratur. In: Olga Kobylanska. Kleinrussische Novellen. Eingeleitet durch einen Essay «Ein Jahrhundert kleinrussischer Litteratur» von Georg Adam. Zeichnungen und Bucheinband von A. C. Yono Kochanowska. – Minden i. Wesf.: J. C. C. Bruns' Verlag, o. J. [1901], S. XXIII.

Olga Kobylanska wurde am 27. November 1863 im kleinen südbukowinischen Städtchen Gurahumorului (Gurahumora) in einer gemischten ukrainisch-deutsch-polnischen Familie geboren. Ihr Vater Julian Kobylanski, ein Ukrainer aus Galizien, dessen Ahnen einst ein eigenes adeliges Wappen besaßen, später aber verarmten, setzte sich im Leben nur schwer durch. Bereits mit 14 Jahren, nach seinem ersten Gymnasialjahr in Buczacz, war er auf sich allein gestellt, nahm die Gelegenheit eines Schreibers, Steuereintreibers wahr. Nach abgelegten Rechtsprüfungen wirkte er als kleiner Gerichtsbeamter in einem entlegenen Winkel der Habsburger Monarchie. Die Mutter Maria Kobylanska, geborene Werner, stammte aus einem deutsch-polnischen Geschlecht, das seine Genealogie aus Posen führte. Ihr Großvater befand sich in einem entfernt verwandtschaftlichen Verhältnis mit dem deutschen romantischen Dramatiker Zacharias Werner.

Im Jahre 1868, als die zukünftige Schriftstellerin fünf Jahre alt war, übersiedelte die Familie in die Stadt Suczava und 1874 nach Kimpolung, wo die kleine Olga eine vierklassige deutsche Grundschule absolvierte. Damit endeten eigentlich ihre offiziellen «Lehrjahre», denn in der Familie gab es noch fünf Brüder und eine ältere Schwester, so dass der Vater, den damaligen Vorstellungen gemäß, vor allem bestrebt war, seinen Söhnen eine Ausbildung zu geben – die Töchter sollten sich mit den minimalen Bildungsperspektiven zufrieden stellen. Deswegen erwarb Olga ihr weiteres Wissen nur autodidaktisch, durch das leidenschaftliche Lesen und Denken.

Seit der frühen Kindheit zeigte das wissbegierige Mädchen ein lebhaftes Interesse an geistiger Tätigkeit.

Sie war musisch veranlagt, bereits als achtjähriges Kind begeisterte sie sich für Musik, spielte Klavier, später auch Zither und Drymba (ein huzulisches Instrument, eine Art Maultrommel oder Brummeisen). Mit zwölf Jahren begann sie zu zeichnen, und als sie einmal ihre Entwürfe einem Zeichenlehrer zeigte, meinte er, sie habe eine außerordentliche künstlerische Begabung. In Kimpolung spielte sie in einer Amateur-Theatertruppe und wurde später sogar zu einem professionellen ukrainischen Wandertheater eingeladen. Der Theaterdirektor verlangte jedoch eine elterliche Erlaubnis, und da sie nicht sicher war, dass ihre Eltern eine schauspielerische Laufbahn billigen würden, musste sie auf diese Idee verzichten. Sie liebte aber auch Sport – im Winter Schlittschuhlaufen, im Sommer Reiten (das letztere hat ihr der ältere Bruder, der Zögling einer Offizierschule, beigebracht).

Genauso früh spürte Olga Kobylanska auch das Bedürfnis zu schreiben. Ihre ersten Gedichte, in polnischer Sprache, widmete das zwölfjährige Mädchen ihren Eltern, später versucht sie auf Deutsch zu dichten und mit siebzehn Jahren verfasst sie ein umfangreiches Prosawerk unter dem Titel «Hortense, oder ein Bild aus einem Mädchenleben», dessen Manuskript erhalten blieb. Die ukrainische Sprache wird in dieser Phase zu Hause zwar kultiviert, im Grunde aber gilt sie als eine Sprache zum alltäglichen Gebrauch, ohne literarische Ambitionen. Anders war es auch nicht möglich, denn wie sie sich später erinnerte, «es konnte keine Rede vom Lesen ukrainischer Bücher sein. Die Eisenbahn verkehrte damals noch nicht, Buchhandlungen gab es keine [...] Alles war, gleich einem Spinnweben, vom Deutschtum umwoben, welches, um Wahrheit zu sagen, uns gar nicht unsympathisch war»³.

³ Ольга Кобилянська. Твори в п'яти томах. – Т. 5., С. 233.

Somit scheint in dieser prekären Lage Deutsch die einzige Sprache zu sein, die für ihre literarischen Versuche überhaupt in Frage kam. «Notizbücher, Alben, Tagebücher und Briefe der jungen Kobylanska bezeugen, dass praktisch die einzige Sprache ihrer kulturellen und intellektuellen Beschäftigung und die wichtigste Sprache freundschaftlicher Kommunikation Deutsch war. Kobylanska benötigte nicht eine bewusste Entscheidung, um ihre Gedichte und belletristische Prosa in einer anderen als deutschen Sprache zu schreiben»⁴, – meint Marko Pavlyschyn. Von der Umgebung und von den Lebensumständen erzwungen, war sie geradezu prädestiniert, in dieser Sprache zu schreiben.

Das Leben der vielköpfigen Familie war streng den Forderungen des väterlichen Berufs untergeordnet, infolgedessen wurde mit jeder amtlichen Versetzung des Vaters der Wohnsitz der Familie geändert. Nach seiner Pensionierung im Sommer 1889 zog die Familie zuerst in das nordbukowinische Dorf Dymka, wo man eine kleine Länderei hatte, und zwei Jahre später nach Czernowitz, der Hauptstadt des österreichischen Kronlandes Bukowina, um. Hier wird Literatur für Olga Kobylanska zu der wichtigsten Sache ihres Lebens. Sie nimmt sich ernsthaft vor, eine deutsche Schriftstellerin zu werden, verschluckt jedes deutsche Buch, das ihr unter Hand kommt, abonniert deutsche Zeitschriften (z.B. «Freie Deutsche Bühne», «Neue Deutsche Berliner Rundschau» u. a.) und ist bestrebt, den deutschen Literaturprozess in seiner Tiefe und all seinen Facetten kennen zu lernen.

Im Allgemeinen war Olga Kobylanskas Lektüre recht intensiv, obwohl manchmal unsystematisch und wahllos, wovon sie in ihrer Autobiographie «Über mich

⁴ Марко Павлишин. Ольга Кобилянська. Прочитання. – Київ: Акта, 2008, С. 26.

selbst» Zeugnis ablegt. Einerseits dominierten hier vor allem deutsche Klassiker wie Goethe, Schiller, Heine, Spielhagen, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Marie Ebner-Eschenbach, aber auch modernere deutsche Autoren wie Arno Holz, Johannes Schlaf, Gerhard Hauptmann oder Hermann Bahr. Andererseits hatte sie eine besondere Vorliebe für die damals sehr populären Frauenromane von Eugenie Marlitt, welche sie durch ein gespanntes Sujet, aktuelle soziale Problematik und exemplarische Darstellung der Frauenschicksale anlocken konnten. Einige Zeit orientierte sich Kobylanska in ihren eigenen Erzählungen auch selbst an dem «prinzipiellen, idealistischen, emotional sinnlichen und denkenden Frauentypus»⁵, der bei Marlitt häufig vorkommt. Manche der Werke von Marlitt las sie mehrmals, wandte sich an die deutsche Schriftstellerin brieflich und versuchte den Roman «Das Geheimnis der alten Mamsell» sogar ins Ukrainische zu übersetzen⁶.

Nicht weniger als deutsche oder fremdsprachige Dichter haben die junge Kobylanska auch die deutschen Philosophen fasziniert – so dass diese Spuren in ihren Werken überaus sichtbar sind. Der wichtigste Denker war für sie Friedrich Nietzsche, und das hatte seine guten Gründe. Erstens war sie mit ihm irgendwie seelisch verwandt, gehörte zum demselben menschlichen Psychotyp («romantisch-metaphysischer Typ mit der Neigung zum Mystizismus»⁷). Beide liebten Einsamkeit, sogar in der Menge suchten sie sie und kultivierten diese Eigenschaft

⁵ Марко Павлишин. Ольга Кобилянська, С. 27.

⁶ Володимир Вознюк. Про Ольгу Кобилянську. Нові матеріали. Розвідки. Знахідки. – Київ: Дніпро, 1983, С. 55.

⁷ Юрій Мулик-Луцик. Духовий портрет Ольги Кобилянської (Психологічна студія). – Вінніпег: Накладом Організації Українок Канади ім. О. Басарабової у Вінніпегу, 1952, С. 81.

in ihren Werken. Beide hatten ähnliche Vorstellungen vom innigen Edelmut, vom seelischen Aristokratismus gehabt, wobei die menschliche Individualität für sie höher als «blaues Blut» stand. Beide waren idealistisch veranlagt, bekannten sich zum apollinischen Kult der Schönheit und unterlagen den ästhetischen Prinzipien der Neuromantik. Zweitens übernahm Kobylanska von Nietzsche manche Ideen und Bildkomplexe, nach denen sie ihre Protagonistinnen modelliert, indem sie diese aus der Männerwelt des deutschen Philosophen (Zarathustra) auf die feministisch adaptierte Welt der Frauengestalten extrapoliert. Zu den wichtigsten gehören hier solche Konzepte wie das dionysische Prinzip der ewigen Wiederkehr, der eigene «Mittag» als Zustand der absoluten Reife und Vollendung, Dychotomie von «oben» und «unten» usw. Dies alles sollte bei ihr einer übergreifenden Idee untergeordnet sein – «dem Kampf um die Befreiung des Selbst im Zusammenhang mit der Frauenbefreiung»⁸. Kobylanska zeigt in ihren Erzählungen ebenfalls «höhere Menschen», die aber von Nietzsches Ideal des «Übermenschen» weit entfernt sind, da sie immer aus innerer Überzeugung nach moralischen Vorstellungen handeln, wobei Nietzsches «Übermensch» kein Moralgesetz anerkennt. Somit konnte Olga Kobylanska einige Leitmotive der Philosophie des deutschen Denkers an ihre Ziele der Darstellung der Frauenemanzipation anpassen, wie wir es in ihren Erzählungen «Prinzessin», «Natur» oder «Eine Unzivilisierte» sehen, wo einzelne Gedanken von Nietzsche im neuen Kontext artikuliert oder direkte Zitate aus seinem «Zarathustra» angeführt werden. Obwohl die Dichterin selbst diesen Nietzsche-Akzent in

⁸ Лука Луців. Ольга Кобилянська і Ф. Ніцше // Літературно-науковий вісник. – 1928. – Т. IV-V.

ihrem Werk auch nie bestritten hatte, betrachtete man dies in der ukrainischen Literaturwissenschaft lange Zeit als eine unverzeihliche «Sünde» der Autorin, die mehrfach zu «büßen» wäre. Erst in den letzten Jahren ist man zu einem versöhnlichen Konsens gekommen, nach dem «die Nietzsche-Philosophie jenes Rezeptionsfeld war, auf dem (und in Bezug worauf) sich beinahe die ganze europäische Literatur der Moderne, einschließlich die ukrainische, entfaltete»⁹. Heute zählt Olga Kobylanska zu den bahnbrechenden Figuren der ukrainischen Moderne und ist in dieser Rolle als nationale Dichterin berühmt geworden.

Ein anderer deutscher Philosoph, dessen gedankliche Welt Kobylanska typologisch nah sein könnte, war Arthur Schopenhauer. Es gibt zwar keine direkten Hinweise, dass sie seine Werke studiert hatte, die Atmosphäre mancher Erzählungen und Romane der Schriftstellerin sowie Schicksale ihrer Gestalten lassen jedoch diese These zu, besonders wenn man in Betracht zieht, dass dieser Philosoph in 1880er Jahren, als sie zu schreiben begann, wiederum sehr populär wurde. Bei Kobylanska klingen immer wieder die Ideen von «Die Welt als Wille und Vorstellung» – nicht nur im düsteren Bild des menschlichen Leidens, was eine der Dominanten von Schopenhauers opus magnum ist, sondern auch in den unerhörten Schicksalsschlägen, die ihre Protagonisten erleben, in der «häufig atavistischen Herrschaft ihres wilden, unlenksamen, halsstarrigen Willens über sie» («Die Scholle») und im «Streben der Helden, den bösen Willen zu überwinden und ganz nach Schopenhauers Art

⁹ Тамара Гундорова. *Femina melancholica*. Стаття і культура в тендерній утопії Ольги Кобилянської. – Київ, Критика, 2002. – С. 12.

sie zum besseren Ziel zu richten»¹⁰, was besonders in den Erzählungen «Prinzessin» und «Über den Hotar» zum Ausdruck kommt.

Aber dank ihrer Deutschkenntnisse konnte Kobylanska auch viele fremdsprachige Autoren in deutscher Übersetzung lesen, in erster Linie Russen und Skandinavier. So schätzte sie sehr hoch Romane und Erzählungen von Turgenew, Dostojewski und Tolstoj, die sie teilweise auch im Original las (dem letzteren widmete sie später einen umfangreichen, auf Deutsch geschriebenen kritischen Artikel). Von den Skandinaviern war sie mit dem Werk der Norweger Ibsen, Strindberg und Hamsun sowie des Schweden Gustaf Geijerstam bekannt, begeisterte sich für psychologische Raffinesse des Dänen Hermann Bang, besonders nah stand ihr aber ein anderer Däne – Jens Peter Jacobsen, der Autor des seinerzeit sehr populären Romans «Fru Marie Grubbe», in ihm sah sie ihren literarischen Lehrer und übersetzte dessen Novelle «Hier sollten Rosen blühen» ins Ukrainische. Großes Interesse, wie aus ihren Briefen hervorgeht, zeigte Kobylanska auch für Shakespeare und für symbolistische, mittlerweile auch mystische Werke von Maurice Maeterlinck. Im Prinzip wäre es aber falsch zu behaupten, dass sie sich stark unter einem fremden Einfluss befand. Wenn sie sich an ihren Arbeitstisch setzte und zu schreiben begann, verschwanden alle bisherigen literarischen Idole wie Rauch im Wind. «Indem ich schreibe, werfe ich von mir alle Bücher weg», – hebt sie in ihrer Autobiographie hervor¹¹.

¹⁰ Олег Зуєвський. Ольга Кобилянська і Шопенгауер // Олег Зуєвський. «Я входжу в храм...» Поезії. Переклади. Статті. Матеріали до біографії. – Київ: Видавничий дім «Києво-Могилянська Академія», 2007. – С.433.

¹¹ Ольга Кобилянська. Твори в п'яти томах. – Т. 5., С. 216.

Ihre ersten deutschen Gedichte waren Nachahmungen der Spätromantik (Rückert, Uhland, Lenau). Von ihnen distanzierte sich die junge Autorin recht schnell, nachdem sie verstanden hatte, dass ihre eigentliche Domäne Prosa ist. In den 1880er Jahren schrieb sie eine Reihe deutscher Erzählungen, die unveröffentlicht blieben, jedoch eine gute «Vorschule der Ästhetik» für sie waren. Außer der bereits erwähnten «Hortense» wären hier noch der Roman «Schicksal oder Wille» (1883), die allegorische Novelle «Vision» (1885) sowie Erzählungen «Ein Lebensbild aus der Bukowina» (1885) und «Sie hat geheiratet» (1887) zu nennen. Die letztere Erzählung wagte sie an einige Wiener Zeitschriften («An der schönen blauen Donau», «Wiener Mode») zu schicken, sie wurde aber von den Redaktionen abgelehnt. Erst 1894, nach einer gründlichen Umarbeitung und unter dem neuen Titel «Ludyna» («Der Mensch»), konnte dieses jugendliche Werk in der Lemberger Zeitschrift «Zorja» auf Ukrainisch publiziert werden.

Bereits in den 1890er Jahren erscheinen jedoch in der Wiener Zeitschrift «Neue Revue» einige ihrer deutschen Skizzen – «Rustikalbank» (1893), «Beim heiligen Iwan» (1897), «Auf den Feldern» (1898). Fast gleichzeitig publiziert die Stuttgarter Zeitschrift «Die neue Zeit», deren Redakteur Karl Kautsky war und zu deren Mitarbeitern solche bedeutende Sozialisten wie Friedrich Engels, Georgi Plechanow und Franz Mehring gehörten, ihre Novellen «Natur» (1895/96) und «Eine Unzivilisierte» (1898/99) und das Berliner Magazin «Die Gesellschaft», das von Hans Merian und Ludwig Jacobowski geleitet wurde, – ihre größere Skizze «Eine Schlacht». Diese drei Erzählungen legten dann die Grundlage für den im Jahre 1901 in westfälischen Minden erschienenen Band «Kleinrussische Novellen», versehen mit dem Vorwort des deutschen Slawisten Georg Adam «Ein Jahrhundert kleinrussischer Literatur» und ausgestattet mit prächtigen

Illustrationen der Czernowitzer Künstlerin Augusta Kochanowska¹². Diese gesammelten Novellen kann man als Gipfel ihrer Bestrebungen, deutsche Literaturszene zu erobern, betrachten. Nach diesem Erfolg lassen ihre deutschsprachigen Publikationen merklich nach, abgesehen von mehr oder weniger regelmäßigen Veröffentlichungen in der Wiener Zeitschrift «Ruthenische Revue», deren Leserschaft hauptsächlich österreichische Ukrainer in den Grenzen der alten Habsburger Monarchie bildeten.

Anfang 1890er Jahre hat Olga Kobylanska etwas für einen schreibenden Menschen fast Unmögliches vollbracht – sie ging bewusst zu einer anderen Sprache, zum Ukrainischen, über. Die Literaturgeschichte kennt bereits solche Fälle – denken wir hier z.B. an Joseph Conrad, Vladimir Nabokov oder Eugene Ionesco. Bei diesen Autoren war aber der Wechsel der Sprache mit der existenziellen Änderung ihrer Lebenssituation verbunden: sie haben ihre Heimat samt der Sprache verlassen und sich in einem anderen Land und einer anderen Sprache heimisch gemacht. Bei Kobylanska gab es diese äußeren Umstände nicht, sie wechselte ihre Sprache, ohne ihren Wohnort oder ihren Lebensstil zu wechseln. Man kann diesen Schritt nur dann in vollem Maße erfassen, wenn man sich klar macht, wie karg ihre Kenntnisse des Ukrainischen damals waren.

Davon zeugt ein seltenes authentisches Dokument – ihr Tagebuch aus den Jahren 1883-1891, das aus zwei

¹² Olga Kobylanska. Kleinrussische Novellen. Eingeleitet durch einen Essay «Ein Jahrhundert kleinrussischer Litteratur» von Georg Adam. Zeichnungen und Bucheinband von A. C. Yono Kochanowska. – Minden i. Wesf.: J. C. C. Bruns' Verlag, o. J. [1901], XXVIII, 184 S.

handgeschriebenen Heften besteht und insgesamt 468 Seiten zählt. Der Text in ukrainischer Sprache nimmt dort kaum zehn Seiten ein, aber auch er stellte die junge Autorin vor große Schwierigkeiten beim Schreiben. «Es fällt mir so schwer, mich auf ruthenisch (d.h. ukrainisch) zu äußern, es scheint mir, dass ich es nie können werde», – notiert sie dort¹³. Was hat sie aber veranlasst, diesen mühevollen Weg jedoch zu wählen, nachdem sie sich schon einen Namen (man muss zugeben: einen recht bescheidenen) in der deutschen Literatur machte?

Die Antwort auf diese Frage liegt womöglich im Verständnis ihrer Identitätssuche. Obwohl die Familie gemischt war und im Elternhause abwechselnd deutsch, polnisch und ukrainisch gesprochen wurde, verstand sie sich in nationaler Hinsicht vor allem als Ukrainerin. Dazu trugen auch die Freundschaften mit einigen «ruthenischen» Familien bei, die sie schon früh pflegte. So hatte sie bereits als Kind in Suczawa mit ihren Eltern öfters «das wahre ruthenische Haus» des griechisch-katholischen Priesters und ukrainischen Schriftstellers Mykola Ustyjanowycz besucht, wo sie sich mit seiner Tochter Olga befreundete. Im Hause von Ustyjanowycz klang schöne ukrainische Sprache, dort gab es viele ukrainische Bücher, ukrainische Sitten und Gebräuche wurden behutsam gepflegt. Weitere Freundschaften, die einen spürbaren Einfluss auf die Formierung ihrer Identität ausübten, waren solche Persönlichkeiten, wie Sophia Okunevska und Natalia Kobrynska. Die erste war eine ausgebildete Ärztin, die Medizin in Zürich studierte (damals noch eine extreme Seltenheit), die zweite – eine ukrainische Schriftstellerin und Adeptin der feministischen Bewegung. Nachdem Sophia Okunevska die erste deutsche Erzählung,

¹³ Володимир Вознюк. Про Ольгу Кобилянську. Нові матеріали. Розвідки. Знахідки. – Київ: Дніпро, 1983, С. 43.

Kobylanskas «Hortense», gelesen hatte, sagte sie zu ihrer jüngeren Freundin: «Ich hoffe, Sie wollen doch nicht die ganze Zeit auf Deutsch schreiben. Es wäre ja ungerecht, jene Literatur zu bereichern, die es schon im Überfluss gibt und dort wegzunehmen, wo es ihrer so mangelt. Sie sind doch eine Ukrainerin und sollen auf Ukrainisch schreiben»¹⁴. Das nationale Gefühl erwächst somit aus dem Gefühl der Gerechtigkeit – man will an der Seite der Dürftigen sein, die eine bittere Not erleiden, anstatt im Lager der von Gott und Natur reichlich Begnadeten bleiben. Mit dieser Entscheidung von Kobylanska hatten die Ukrainer ein richtiges Glück gehabt, denn – wie ein Biograph der Schriftstellerin dazu bemerkt – «das ukrainische Volk stand an der Schwelle einer Tragödie, dass es Kobylanska zugunsten der deutschen Kultur verlieren würde, wie es seinerzeit Gogol zugunsten der russischen Kultur verloren hatte»¹⁵. Dazu ist es aber nicht gekommen, da ihre Entscheidung, ukrainische Schriftstellerin zu werden, unumkehrbar war. Sogar ihre ursprünglich auf Deutsch geschriebenen Werke übersetzte sie später ins Ukrainische, so dass man sie heute in beiden Sprachen lesen kann.

Es gab aber noch einen Umstand, der selten berücksichtigt wird – mit ihren ukrainischen Werken hatte sie, im Unterschied zu ihren deutschen Texten, sofort einen wahrhaften Erfolg gehabt – die führenden Intellektuellen von Format eines Mychajlo Hruschewskyj, Ivan Franko, Lessja Ukrainka, Osyp Makovej oder Serhij Jefremov – haben bereits Kobylanskas erste ukrainische Werke als bedeutende Leistungen begrüßt und sie als eine neue Hoffnung der ukrainischen Literatur gewürdigt. Denkt

¹⁴ Марко Павлишин. Ольга Кобилянська, С. 38.

¹⁵ Юрій Мулик-Луцик. Духовий портрет Ольги Кобилянської, С.7-8.

man darüber nach, wie man in deutschen Zeitschriften sie einzustufen bemüht war, welche Texte von ihr dort bevorzugt wurden, so muss man daraus schließen, dass jene Nische, die man für sie im deutschen Literaturbetrieb geöffnet hielt, recht eng und sehr begrenzt war. Sie konnte sich dort lediglich mit der Beschreibung der wilden Natur der Karpaten oder der Darstellungen der «halbasiatischen» Zustände in der Bukowina, d. h. mit vorwiegend ethnographischen Skizzen, durchsetzen, was für den deutschen Leser eine pure Exotik war. Ambitiösere Werke der Autorin wie ihre Romane und größeren Erzählungen «Die Scholle», «Am Sonntagmorgen sammelte sie Kräuter» oder «Pöbelapostel», die ihren dichterischen Ruhm in der ukrainischen Literatur ausmachen, haben leider den deutschen Leser nie erreicht.

Das bedeutet aber nicht, dass sie auf den deutschen Teil ihres Wesens verzichtet hat. Ihre Erzählung «Am Sonntagmorgen sammelte sie Kräuter» (1909), die nach den Motiven eines ukrainischen Volksliedes geschrieben wurde, übersetzte sie später selbst ins Deutsche, weil der dänische Schriftsteller Aage Madelung vorhatte, sie in der Berliner Zeitung «Morgenblatt» zu publizieren (dieses Vorhaben ging leider nicht in Erfüllung). Viele Briefe, die sie an ihre Korrespondenten in verschiedenen Ländern adressierte, sind ebenfalls in deutscher Sprache verfasst. Außerdem übersetzte sie mehrere Werke ukrainischer Autoren, die in den deutschsprachigen Organen publiziert wurden, – so z.B. Novellen, Erzählungen und Essays von Marko Vovczok, Olena Pczilka, Vasył Stefanyk, Osyp Makowej, Lessja Ukrainka. Und ihren Artikel «Über Tolstoj» schrieb sie noch im Jahre 1930 auf Deutsch. Doch ist die Meinung ihrer nächsten Freundin, der bedeutenden ukrainischen Dichterin Lessja Ukrainka, bis heute gültig: «In der deutschen Kultur wäre sie ein ewiger Gast geblieben, wenn auch ein gewünschter, während

sie in der kleinrussischen Literatur zu Hause ist»¹⁶. Zwar war bei ihr (wie auch bei vielen anderen ukrainischen Schriftstellern) dieses sprachliche Haus nie so sicher und selbstverständlich, wenn wir daran denken, dass Ukrainisch damals sowohl in der Habsburger Monarchie als auch im russischen Zarenreich nur eine Sprache der nationalen Minderheit war, und nach 1918, als die Bukowina rumänisch wurde, lief es Gefahr, auch diesen bescheidenen Status zu verlieren. Vor diesem Hintergrund erscheint ihre Entscheidung Ukrainisch zu schreiben umso beachtlicher, es war sozusagen eine bewusste moralische Tat gewesen. Und obwohl sie als «Zweigeist» bis zu Ende beide Kulturen in sich trug, versuchte man später, in ihren offiziellen Biographien, sie doch zu trennen, denn die Doppelkulturalität lässt sich nur schwer in die dogmatische Literaturgeschichte einordnen. So hat man, nach trefflicher Bemerkung von Marko Pavlyschyn, zwei kulturelle Trends, die parallel liefen, chronologisch festlegen müssen¹⁷, wonach die frühen (und somit die «unreifen») Texte deutsch, die späten und «vollendeten» Werke dagegen ukrainisch geschrieben waren. Dies ist eine künstliche Trennung, die aber sehr wesentlich ihr literarisches Nachleben beeinflusste: für das ukrainische und internationale Lesepublikum blieb sie Jahrzehnte lang nur eine ukrainische Schriftstellerin, ihre deutschen Werke wurden vergessen und seit 1901, nach dem Erscheinen des Bändchens «Kleinrussische Novellen», in Buchform nie mehr ediert. Die vorliegende Ausgabe ist der erste Versuch, diese Ungerechtigkeit auszugleichen und die deutsche Schriftstellerin Olga Kobylanska wieder zu entdecken.

Petro Rychlo

¹⁶ Леся Українка. Малорусские писатели на Буковине // Ольга Кобилянська в критиці та спогадах / Упор. Ф. Погребенник та ін. – К.: Державне видавництво художньої літератури, 1963. – С.79.

¹⁷ Марко Павлишин. Ольга Кобилянська, С. 45.

Texte von Kobylanska waren immer wieder als ästhetische Signale aufgeleuchtet, die mit den inhaltlichen und formalen Neuerungen sowie mit dem befreienden Pathos der Moderne im Gleichklang standen. Vor allem ist ihr Protest gegen die patriarchalische Dominante in der europäischen Kultur im Allgemeinen und in der ukrainischen im Besonderen hervorzuheben.

Marko Pavlyschyn

A28897

Das «Deutschtum» von Olga Kobylanska (nicht nur im linguistischen Sinn, sondern auch als Zugehörigkeit zu der neuesten westlichen, in unserem Falle – deutschsprachigen Kultur), d.h. ihr marginalisiertes «Anderssein» vor dem Hintergrund der ukrainischen Literatur – erfüllte die Funktion jener Brücke, auf der die Dichterin mit ukrainischen Modernisten verschiedener Generationen, die sie für ihre Vorläuferin erklärten, zusammenkam. Kobylanska ist für ukrainische Modernisten zu einer Kultfigur geworden.

Tamara Hundorova



Видавництво "Книги – XXI"